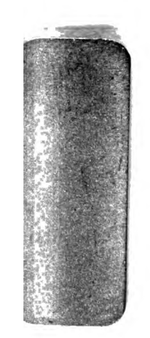
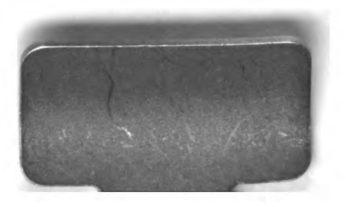


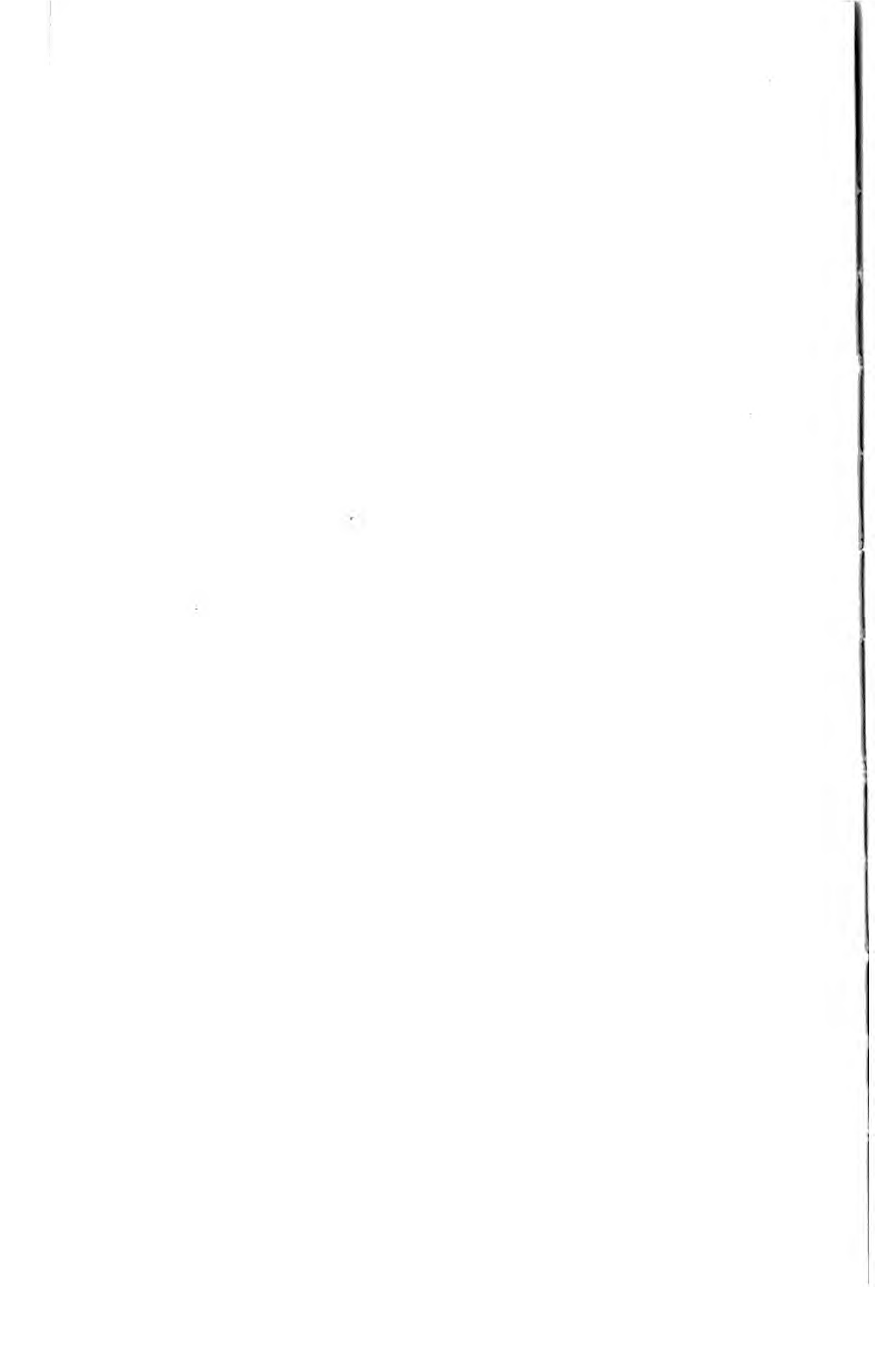



UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY









H. Schobert's
(Baronin von Bode)

Illustrierte Romane

(Zweite Serie)

Vierter Band

Kinder der Geschiedenen



Leipzig
Verlag von Paul List.

Kinder der Geschiedenen

Roman

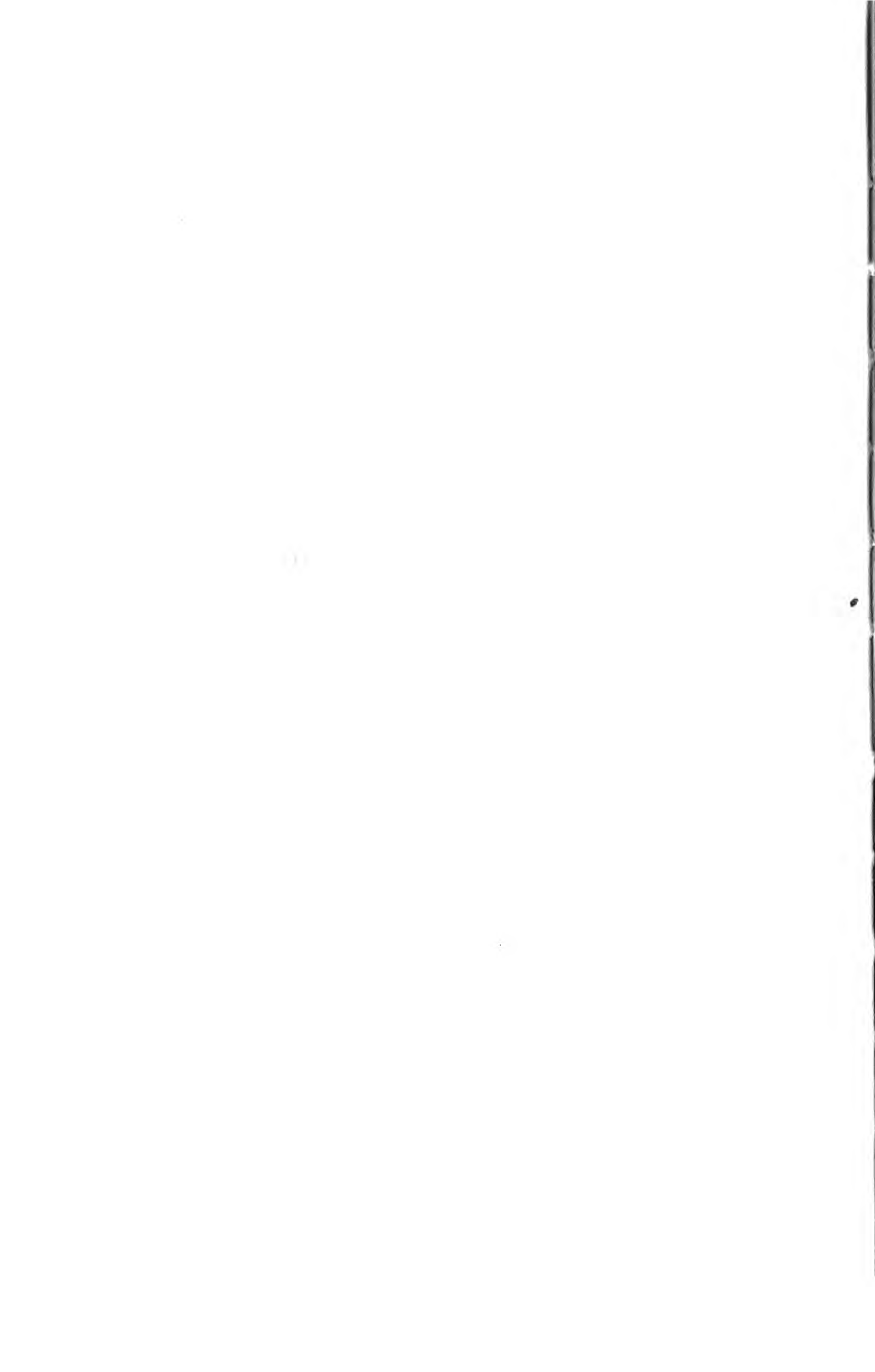
von

H. Schobert
(Baronin von Bode)

Mit Illustrationen von Fritz Bergen.



Leipzig
Verlag von Paul List.



I.



Lores Hand sank langsam herab. Das Buch, das sie gehalten, entglitt den schlaffen Fingern, blätterte im Fallen auf und lag dann auf dem Teppich.

Nora ... von Ibsen ... stand auf dem Titelblatt.

Sie hatte keinen Blick mehr dafür. Ihre großen, grauen, langbewimperten Augen, die so sehnsüchtig und suchend blickten, hingen an dem Stückchen Himmel, das über den Häusern sichtbar war; aber sie sahen auch das nicht.

Alles, was in ihr lebte und gärte, war mit dem Eindruck beschäftigt, den das Gelesene in ihr wachgerufen.

Hatte diese Nora ein Recht zu gehen? Durfte sie ihre Kinder verlassen, nachdem sie erkannt hatte, daß der Gatte anders war, als sie ihn sich in ihrer kindlichen Lebenserfassung geschaffen?

Wer hat ein größeres Anrecht, Opfer zu fordern? Die sprossende oder die schon blühende Generation? Hat ein jeder Mensch die Berechtigung, sein eigenes Ich auszugestalten, oder ist er nur ein Teil des Ganzen, der sich zu bescheiden hat, um dem Kommenden die Bahn zu bereiten.

Wie oft hatte Lore schon darüber nachgedacht und gegrübelt. — Gegen die harte Forderung des Verzichtes auf Individualität wehrte sich alles was an Temperament und starkem Ichbewußtsein in ihr steckte; dann aber wieder, wenn die Stimme ihres Kindes fordernd oder klagend zu ihr drang, fühlte sie sich nur Weib und Mutter.

Sie liebte ihr Kind mit verzweifelter Leidenschaft, wie nur Frauen lieben, deren Herz sich dem Gatten abgewandt hat, ganz aufgehend in dem Bewußtsein, für irgend jemand notwendig zu sein.

Jene Anfälle von Individualitätsgefühl kamen Gott sei Dank selten und erschreckten sie eigentlich stets. Wozu las sie auch solche Dinge wie die Nora! — Die verwirren nur den Sinn; und doch hefteten sich ihre Gedanken hartnäckig an das dumpfe Dröhnen der Türe, die Nora vom Gatten und den Kindern schied . . .

Die Vorstellung war so intensiv, daß sie den Ton zu hören glaubte, und er durchschauerte sie seltsam.

Also Nora ging . . . Und sie — hätte sie auch den Mut zu gehen? Und wenn — was wartete der einsamen Frau, die, um sich selbst genug zu tun, Familie und Heim verließ, da draußen in der kalten Welt? Gab es ein Glück, das höher war, als das Leben im eng begrenzten Heim mit Mann und Kind? —

Vielleicht war es das einzig Wahre für eine rechte, echte Frau, die nichts begehrt, als opfern und dulden. — Vielleicht aber gehörte nur ein anderer Mann in den Rahmen hinein, und auch sie würde ihr Glück darin finden. Das ist ja das Schlimme, daß niemand eine Gewähr dafür übernehmen kann, ob die Wahl eine richtige war! —

Ihre Wahl war er nicht gewesen — das wußte sie längst. — Und mit der wachsenden Vereinsamung und Ent-

täuschung war der Wert der eigenen Persönlichkeit, die begehrt und begehren darf, in ihr erwacht. Jeder hat doch nur ein Leben! —

Ihr Innenleben war so rege, aber wirr, unabgeklärt. Es bedrückte sie, daß sie nirgends zur Klarheit kommen konnte, und deshalb sah sie sich oft in häßlichem Licht und schämte sich ihrer meuterischen Ideen gegen die herrschende Weltordnung. Als stille Buße legte sie sich dann tagelang Ruhe, Sanftmut und Nachgiebigkeit ihrem Manne gegenüber auf, besonders in Dingen, die ihr eine Qual waren. — Innerlich aber besserte sie sich deshalb doch nicht. —

Welchen Weg wohl Nora nach ihrem Scheiden gegangen war? — Eine brennende Neugier quälte sie, wie ihr zumute gewesen sein mochte. Frei und selbstbewußt, oder voll Schmerz und Reue?

Sie sah auf das Buch am Boden. Bei alledem war ein starkes Auflehnen in ihr gegen den Schluß, der doch der Natur und der ganzen Weltordnung, in der die Frau machtlos ist, Hohn sprach. Mit müder Bewegung hob sie beide Hände und strich das Haar an den Schläfen nach dem Hinterkopf zu, dann seufzte sie tief auf.

„Wir selbst sind wahrhaftig unsere ärgsten Feinde," sagte sie halblaut vor sich hin. „Warum vergessen wir nicht das Denken und kuschen hübsch, wie man es von uns verlangt."

In demselben Augenblick drang durch die geschlossene Tür das Weinen einer Kinderstimme und der jammervolle Ruf: „Mama! Mama!"

Lore sprang auf. Ihr flüchtiger Fuß trat auf das Buch, ohne daß sie acht darauf gab. Sie riß die Türe auf. Zwei Ärmchen streckten sich ihr entgegen, ein tränenüberflutetes, rosiges Gesichtchen, und wieder klang der hilflose, flehende Ruf: „Mama! Mama!"

Sie kniete neben den Knaben auf den Boden nieder, und während sie mit der einen Hand den kleinen Kopf an sich drückte, faßte die andere nach dem blutenden Fingerchen, das den Kleinen so erschreckt hatte.



„Was hast du gemacht, Lothar?"

Das Weinen verstummte sofort. Der Ton der bekannten Stimme stillte all sein Herzeleid.

„Nur ein bißchen gespielt — ein bißchen geschnitzelt," sagte er kleinlaut.

„Aber das hatte ich dir verboten." Sie wand ihr Taschentuch um den blutenden Schnitt und sah dem Kinde in das Gesicht. Der Kleine — er zählte fünf Jahre — senkte schuldbewußt den Kopf; sie hob ihn wieder auf, sah in die dunklen Augen und sagte ernst: „Wer nicht gehorsam ist, muß auch die Schmerzen aushalten."

In dem rosigen Gesicht ein Schelmenlächeln, das sich vertiefte: „Ist schon wieder besser, Mama — du bist ja da."

Sie drückte das Kind an ihre Brust und preßte die

Lippen in das dunkle Gelock. Würde sie jemals ihren Knaben verlassen können? Nein — niemals, so sehr es auch in ihr gärte und stürmte. O, wer doch erst alt und weise wäre und mit dem Leben abgeschlossen hätte! — Bis dahin hatte sie allerdings noch viel Zeit, sie zählte gerade zweiundzwanzig Jahre. —

Draußen hörte man Säbelrasseln und eine laute, scharfe Stimme, die nach dem Burschen rief.

Der Knabe hatte sich den Armen der Mutter entwunden; aufjubelnd lief er zur Türe. „Papa! Papa!" jauchzte er.

Lore sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Etwas wie Eifersucht regte sich in ihrem Herzen. Was tat denn der Vater für den Knaben? Er tändelte und spielte, wenn ihm die Laune so stand, Sorge und Pflege hatte sie allein. Augenscheinlich aber liebte das Kind den Vater mehr als sie. Er war in dem kindlichen Leben das Leuchtende, Strahlende, sie nur das Notwendige. Also auch da mußte sie sich bescheiden, und sie verlangte doch viel — alles! —

Als der Oberleutnant Karl Theren eintrat, faßte er nach dem Jungen, hob ihn hoch und wirbelte ihn ein paarmal in der Luft umher, dann setzte er ihn nieder und zeigte auf die verbundene Hand.

„Was hast du da, Lothar?"

„Geschnitten."

„Und das läßt sich ein großer Junge verbinden wie ein zimperliches Mädchen? Pah! Weg damit, wenn du mein Sohn bist!"

Der Kleine riß das Tuch herab, das mit Blut durchtränkt war, und brachte es seiner Mutter. „Da, Mama."

„Du mußt es behalten, Lothar. Sieh, das Blut läuft ja noch immer."

„Mache den Jungen nur zum Waschlappen," sagte der Offizier geringschätzig. „Das ist so Weiberart. Her zu mir, Lothar, um ein paar Tropfen Blut kümmert sich kein Mann."

Das Kind warf das Tuch zu Boden und stürmte auf den Vater zu. Es achtete der kleinen Wunde nicht mehr.

„Recht so!“ Das triumphierende Auflachen des Vaters bewirkte bei der Mutter ein festes Zusammenpressen der Lippen. Sie wußte, daß sie täglich in hartem Kampf mit ihrem Manne um den Besitz der Seele des Knaben rang. Er wollte ihn ihr nehmen, wie er ihr allmählich alles genommen hatte, den Glauben an Gott, Vertrauen und Liebe, die Hoffnung auf ein häusliches Glück.

„Du sollst ihn mir nicht verderben mit deiner Sentimentalität,“ sagte er, sich zu Lore wendend. „Das fehlte mir noch! Der Junge gehört zum Vater. — Bei wem willst du bleiben, Lothar, bei mir oder bei der Mama?“

„Bei dir,“ antwortete das Kind und schob seine Hand in die des Vaters, die sich ihm entgegenstreckte. Ohne Zögern hatte er das gesagt, wie etwas Selbstverständliches. Und nun gingen Vater und Sohn zur Türe hinaus, auch wie etwas Selbstverständliches.

Lore blieb allein zurück. Ihr Herz zitterte, ihre großen Augen füllten sich mit Tränen. „Nora hat doch recht,“ dachte sie erbittert. — Aber sie kämpfte mutig gegen ihr Herzeleid an. Es half ja nichts. Je mehr sie ihrem leicht erregbaren Temperament die Zügel schießen ließ, je breiter wurde die Kluft, die sie von dem Gatten trennte. Und das Kind litt am meisten darunter, das arme kleine Wesen, für das sie beide verantwortlich waren. Um des Kindes willen mußte sie vernünftig sein. Sie preßte die Handflächen ineinander und ging mit den besten Vorsätzen in das andere Zimmer, um dort Mann und Kind zu erwarten.

Theren war aber bereits da und bückte sich um das Buch aufzuheben, das noch auf dem Teppich lag; mit geringschätzendem Achselzucken warf er es beiseite, ohne es anzusehen.

„Natürlich wieder geschmökert,“ sagte er ärgerlich. „Da ist es denn kein Wunder, wenn sich das Kind schneidet und sonst allerlei Unheil passiert. Ich werde dir den ganzen Kram verbrennen.“

Lores Augen begannen zu blitzen, ihre Wangen zu glühen.

„Das Recht hast du nicht, Karl! Ich brauche auch geistige Nahrung. Findest du keinen Grund zur Klage im Haushalt, bin ich berechtigt, meine Mußestunden anzuwenden, wie ich will.“

Er lachte auf. „Keinen Grund zur Klage? Na, höre mal, ich dächte, auf dein Talent zur Hausfrau kannst du dir nicht allzuviel einbilden. Ich will dir nicht vorhalten, wie o f t etwas fehlt, aber d a ß es fehlt, kann ich dich versichern.“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, aber sie biß die Zähne zusammen.

„Ich verstehe dich schon,“ gab sie trotzdem gereizt zurück. „Du missest mich wieder an dem leuchtenden Beispiel deiner Schwester.“

„Das liegt wohl nahe genug.“

„Aber Sophie hat sieben Kinder, ich eins; sie ist eine hausbackene Natur und verlangt für ihr Teil nichts anderes vom Dasein, als vom Morgen bis Abend ihr eigenes Dienstmädchen zu sein.“

„Ihr Mann steht sich gut dabei.“

„Karl —“ sie war ihm näher getreten, der sich inzwischen in einen Sessel geworfen hatte, und sah, mit ihrer Erregung kämpfend, auf ihn nieder — „es muß für eine Frau doch etwas Höheres im Leben geben dürfen, als den täglichen Frondienst des Haushaltes. Wir sind doch auch geistig veranlagt und müssen dem Nahrung geben. Ich tue gewiß alles, was in meinen Kräften steht, aber ein Hausbesen werde ich deshalb doch nie werden.“

„Ich sagte dir ja schon — leider! Solche Frauen sind angenehm und bequem zugleich. Wir wollen keine geistige Kost, wenn wir ermüdet nach Hause kommen, nur leibliche. Außerdem vielleicht noch ein bißchen nettes Gebaren, das uns die Zeit vertreibt. Geistig begabte Frauen, die auch noch Ansprüche nach dieser Richtung machen, sind gräßlich. Ein Widersinn.“

„Aber wir sind doch keine Sklavinnen.“

Er stampfte mit dem Fuß auf.

„Geschwätz! — Ich wiederhole noch einmal: ich verbiete dir dies ewige Lesen, ich will keine Bücher in meinem Hause. Kümmere dich um andere Dinge.“

Als er so sprach, sah er aus wie ein kleiner, engherziger Tyrann, den es freute, das, was schwächer war als er, unter seine Füße treten zu können. Lore sah ihn prüfend an; leider kannte sie ihn ganz genau in seiner Härte, Roheit und in seinem maßlosen Jähzorn. Sie fürchtete ihn auch, aber daneben regte sich doch immer häufiger ein Gefühl der Verachtung für den Mann, den sie allmählich seines Purpurs entkleidet hatte. Immer häufiger auch fand sie Worte des Widerspruchs.

„Ich werde nichts versäumen, das ist selbstverständlich, aber ich werde trotzdem lesen.“

Er sprang auf und trat dicht vor sie hin.

„Reize mich nicht,“ sagte er halblaut.

In seinen Augen begann ein sonderbares Zittern und Flimmern, das Weiße rötete sich. Sie aber war jetzt nicht so klug, wie sie hätte sein können; mit einem verächtlichen Aufwerfen der Lippen sagte sie hart:

„Deine Schwester Sophie hetzt dich gegen mich auf. Glaubst du, ich empfinde ihren Einfluß nicht? Aber ich bin auch ein Mensch, ich lasse mich nicht knechten.“

Lothar war in das Zimmer hineingetrippelt und stand nun aufhorchend still. Dem Kinde waren diese erregten Szenen nichts Neues.

„Laß gefälligst meine Schwester aus dem Spiel. Ich wünschte allerdings, daß du ihr glichest, jedenfalls wäre ich dann glücklicher.“

„Was tue ich dir?“ fragte sie mit fliegendem Atem und wandte sich ihm zu.

„Sehr einfach. Du machst dich und mich lächerlich mit diesem Streben nach etwas Höherem, Geistigem! Bleibe am Küchenherd, erziehe dein Kind und sei damit zufrieden. Deine teuren Eltern hätten auch etwas Gescheiteres tun

können, als dich zu solch einem untauglichen Zwittergeschöpf zu gestalten.“

Ihre Augen funkelten ihn an. „Sage lieber, ich hätte vorsichtiger in der Wahl meines Gatten sein sollen — mich nicht durch das Äußere bestechen lassen. — Niemals bin ich dir recht, und doch gebe ich dir keinen Grund zum Tadel.“ Sie zitterte, große Tränen rannen über ihre Wangen. „Ja — und tausendmal ja! Ich will mehr vom Leben als ausschließlich Alltäglichkeit! Ich hungere und dürste nach mehr als nach essen und trinken! — Trotzdem tue ich mein Bestes — aber du willst das nicht sehen, willst kein Wort der Anerkennung dafür haben, daß ich mich dir nach jeder Richtung hin anpasse. Deine Schwester Sophie, die tadellose Hausfrau, findet ja Mängel an mir — mein Haar zu genial geordnet, meinen Anzug zu auffallend und tausend solcher Verbrechen. Deine Schwester Sophie! — Ich muß



lachen! — Denn denke dir, ich fühle mich ihr überlegen."

Ihr schmales, blasses Gesicht hatte sich gerötet, die überschlanke Figur war hoch aufgerichtet. Wie eine Gedemütigte sah sie allerdings nicht aus.

Der Zorn übermannte ihn jäh. Er ergriff sie am Arm und schüttelte sie.

„Schweig jetzt — oder . . ."

Mit einem hellen Schrei flog der kleine Knabe zwischen die Streitenden; fest klammerte er sich an seiner Mutter Kleid. Sie bückte sich und hob ihn auf.

„Mama! Mama!"

Theren drehte sich um. „Du solltest dich schämen," sagte er indigniert, „vor dem Kinde solche Szenen aufzuführen. Aber — da du es nicht tust, so räume ich dir das Feld."

Lothar, auf dem Arm der Mutter, streckte die Arme nach dem Vater aus.

„Wieder gut sein, Papa! Bitte, wieder gut sein!"

Der Offizier drückte dem Knaben die Händchen, dann ging er zur Tür hinaus.

Lore setzte sich an das Fenster, in denselben Sessel, in dem sie die Nora-Lektüre beendet hatte, und drückte den Knaben an ihre Brust.

Ihr Mann hatte recht, diese Szenen waren schrecklich. Wer hatte denn nur die meiste Schuld daran? Wirklich sie mit ihrem überschäumenden Temperament, das keinen Zügel dulden wollte? — Dann war nur das abscheuliche Herzklopfen daran schuld, das sie jedesmal befiel, wenn sie erregt wurde. Dagegen mußte sie mit aller Macht ankämpfen. Ihr Mann hatte ja doch auch gute Seiten. Er liebte seinen Knaben, war im ganzen solide, man prophezeite ihm eine gute Karriere . . . warum konnte sie sich nicht an das halten, anstatt seine Eigenheiten zu reizen. Ganz unrecht hatte er ja nicht, es haperte manchmal etwas in der Führung des Haushaltes, so viel Mühe sie sich auch gab. Sie war eben noch jung, ganz anders erzogen,

ihre Neigungen und Triebe wurzelten in einem anderen Gebiet.

Aber sie war einmal seine Frau, sie mußte sich beugen ... Mit den Jahren wurde es auch wohl besser, sie würde ruhiger sein und sich bestreben, das Joch zu ertragen, das sie sich aufgelegt hatte.

Warum hatte sie nicht jetzt schon weißes Haar und einen stillen Sinn! Dann wäre sicher doch all das Fragen, Drängen und Wünschen in ihr erstorben, das sie jetzt so quälte. — Sie mußte dagegen ankämpfen, es half nichts. Aber während sie sich das vornahm, liefen ihr die Tränen über das Gesicht, und es kam ihr vor, als wollte sie das Höchste und Beste in sich ertöten, um dann erst ganz einsam zu werden.

Das Kind fühlte ihre Tränen und langweilte sich wohl bei dem stillen Sitzen. Es glitt von ihren Knien.

„Ich will zu Papa, Mama."

Es lief hinaus, und sie sah der kleinen, hellen Gestalt mit verstörten Blicken nach.

„Es muß sein! — Um deinetwillen, Lothar," sagte sie vor sich hin. „Aber es ist hart — sehr hart!"

Sie nahm den Ibsen-Band und zerriß ihn langsam, Blatt für Blatt.

„Ich bin keine Nora — ich werde nicht gehen und mein Kind verlassen," dachte sie still. „Ich will bleiben und nur Mutter sein! Nur Mutter!"

II.

Es klingelte an der Entreetür, der Bursche ging öffnen. Sophie Sorau trat in den Korridor und fragte nach Bruder und Schwägerin. Sie liebte diese kleinen Überraschungen, Lore aber fürchtete sie wie das Feuer. Sophie hatte eine geradezu empörende Manier ihre Nase in alles zu stecken, und dann von ihren Entdeckungen in klagender, bedauernder Tonart zu dem Bruder zu sprechen, mit völ-

liger Hintenansetzung der Hausfrau, so daß Lore vor Zorn zitterte.

Sophie trug sich in korrektester Kleinstadtmanier, die ihrer kleinen, dürftigen Figur etwas lächerlich Automatenhaftes verlieh. Obgleich sie sieben Knaben zu erziehen hatte, fühlte sie sich doch alle Augenblicke veranlaßt, die kurze Eisenbahnfahrt in die große Stadt zu unternehmen, um im Hause ihres „armen Bruders Karl" zum Rechten zu sehen.

„Lore ist die geborene Schlampe," pflegte sie vorher ihrem Manne auseinanderzusetzen. „In der einen Hand den Kochlöffel, in der anderen ein Buch, läßt sie anbrennen, was brennen will."

Ihre Besuche waren übrigens nicht absolut uneigennützig. Der Bruder pflegte ihr aus dem Gelde seiner Frau sehr generös die Reisekosten zu ersetzen, und außerdem brauchte jedesmal der Eduard, Hans, Arnold oder Fritz etwas ganz besonders Notwendiges, das dann auch gleich mitbesorgt und bezahlt zu werden pflegte.

Lore hatte ein ausgesprochenes Pech. Während ihre Schwägerin eintrat, dachte sie wieder daran. Gerade heute war das Essen nicht reichlich und nicht ganz tadellos; Theren hatte schon seine Laune darüber verloren, und wenn sie sich auch im stillen mit der alten Erfahrung tröstete, daß Backen und Brauen nicht jeden Tag gelänge, vor Sophie ärgerte es sie namenlos. Lothar, der sonst meist sehr brav während der Mahlzeiten zu sein pflegte, teilte heute ausgesprochen die Gemütsstimmung seines Vaters. Vielleicht fiel Lores Begrüßung deshalb noch kühler als sonst aus. Jedenfalls hob Sophie ihre kleine, stets etwas rötliche Stumpfnase und machte ein gekniffenes Gesicht.

„Laßt euch, bitte meinetwegen gar nicht stören," sagte sie und ging mit kleinen, steifen Schritten in ihrem etwas abenteuerlich altmodischen Mantel und Hut gleich auf den Fensterplatz zu. „Ich wollte nur nicht hier sein, ohne euch guten Tag zu sagen."

„Wenn du dich nur vorher angemeldet hättest," sagte

Lore geärgert; „jedenfalls mußt du nun vorlieb nehmen." Sie klingelte nach einem Gedeck.

„Und das sehr!" bemerkte ihr Mann höhnisch. „Es ist ein Fraß zum Gotterbarmen." Er schob den Teller fort und goß sich und dem Gast Bier ein; das Glas seiner Frau ließ er leer.

Sophies schmale Augen und kleine Nase waren bereits über das Vorhandene orientiert; sie machte ein wehmütiges Gesicht.

„Es riecht etwas angebrannt," sagte sie; „aber das kann ja den Kopf nicht kosten. Lore ist eben noch zu unerfahren. Zu mir könnte jeden Tag der Kaiser kommen, er würde nichts zu tadeln finden."

„Vielleicht nur, daß er nicht satt würde," bemerkte Lore boshaft.

„Du irrst dich," entgegnete Sophie scharf. „Wenn ich auch neun Münder satt zu machen habe, für den zehnten

langt es immer noch reichlich. Ich nenne das: sparen am rechten Ort. Was mittags übrig bleibt, kann man abends immer noch verwenden."

„Da hörst du es!" Theren schob sein Glas heftig von sich. „Man muß es nur richtig anfangen und Lust und Liebe zur Sache haben, dann kommt man auch mit dem Wirtschaftsgeld aus. — Kannst du dir denken," fuhr er zu seiner Schwester gewandt fort, „daß mir Lore immer vorjammert, sie kommt nicht aus? Das nimmt einem ja allen Appetit."

Die junge Frau hatte sich hastig erhoben, Röte des Zornes im Gesicht. Sie nahm den Knaben vom Stuhl und verließ mit ihm das Zimmer. Was jetzt folgte, wußte sie genau; überflüssig, dabei zu sein, wenn man über sie zu Gericht saß. O wie sie diese Schwägerin haßte!! — Sie ballte in ohnmächtigem Zorn die Faust.

„Kannst du Tante Sophie leiden? Ich nicht, Mama," sagte Lothar tiefsinnig, als sie im Schlafzimmer standen, und der Kleine sich gehorsam Mund und Hände waschen ließ.

„Nein, wahrhaftig nicht!" Sie sagte es aus tiefster Brust.

„Aber Papa, nicht wahr?"

„Ja, Papa wohl! Sie ist ja seine Schwester."

„Ich möchte auch eine Schwester haben!"

„Da sei Gott vor!" rief sie entsetzt und hielt dem kleinen Schwätzer den Mund zu. — Nein! Es war genug — übergenug an diesem einen, der aufwuchs in dem Zwiespalt zwischen Mutter und Vater. Jetzt verstand er es noch nicht; aber wenn das kindliche Gemüt erwachte, das Auge erst sehend wurde, was dann?

„Doch, Mama, eine Schwester, die mich lieb hat!"

Sie warf sich neben dem Kinde auf den Boden und umklammerte es leidenschaftlich. „Hast du nicht mich, Lothar? Hast du nicht mich?"

O wie es sie nach Liebe verlangte! Nach maßloser, ausfüllender Liebe, die Wärme in ihr Dasein brachte!

Das Kind umfaßte ihren Hals und drückte sein warmes Gesichtchen an das ihrige.

„Ja, meine Mama!“ sagte es zärtlich.

Und sie riß es empor und preßte es an sich und küßte es wieder und wieder. Die Empörung, die in ihr kochte, rang nach irgend einem Ausweg. Dem Jungen wurde es bald zu viel.

„Laß mich los, Mama! Laß los, ich will zu Jakob!“ Der Bursche stand ihm sehr nahe.

Aber Strampeln und Winden half ihm nicht viel; die Mutter hielt ihn immer fester und flüsterte ihm mit heißem Atem Liebkosungen zu.

Endlich fing er mörderlich an zu brüllen.

Lore stellte ihn mit heißen Wangen zu Boden, als sich die Tür öffnete und Sophie ihr spitznasiges Gesicht hineinsteckte.

„Dein Junge ist recht ungezogen, es fehlt wohl an der gehörigen Erziehung,“ sagte sie tadelnd. — —

„Ich finde, deine Frau verliert recht,“ begann sie ein paar Stunden später zu ihrem Bruder, mit dem Lore sie ohne weiteres allein gelassen. Sie wußte, einer Bekrittelung alles dessen, was Sophie im Laufe einer verschwindend kurzen Zeit in sich aufgenommen hatte, soweit es ihren Haushalt und ihre Person betraf, entging sie doch nicht. Und aus diesen Mitteilungen schöpfte ihr Mann dann all seinen Tadel, all seine Mißachtung den Anstrengungen gegenüber, die sie machte, um keine Vorwürfe zu verdienen. Er ließ sich nur allzu schnell und allzu gern von den Seinigen bestimmen.

Jetzt sah er die Schwester betroffen an.

„Wieso? Das ist mir nicht aufgefallen.“

„Nun, dann achte einmal darauf! Als du sie heiratetest, war sie noch ein leidlich hübsches Mädchen. Aber jetzt! Ganz gelb und schmal ist sie geworden. Da hättest du vorige Woche mal Lydia sehen sollen! Tausend, hat die sich herausgemacht! Bildhübsch, mit ihren roten Backen und blonden Haaren! Sie hat jetzt geerbt. Onkel Gott-

fried ist tot. Ach, Karl, wenn du bloß die geheiratet hättest! Wir wollten es doch alle so gern."

Er warf unmutig die Zigarre fort.

„Komme mir doch nicht immer mit den alten Geschichten!"

„Es ist aber wahr, was ich sage.. Leider! Und Lydia fragt immer noch nach dir — und läßt dich grüßen . . . Sie hat dich eben lieb gehabt, Karl."

„Meine Frau doch auch!"

„Ach die! — Das bilde dir nur gar nicht ein! Ihre Bücher hat sie lieb und ihre Frisur, und meinetwegen deine Stellung. Aber dich? — Dann würde sie sich doch Mühe geben, eine tüchtige Hausfrau zu werden. Aber wie sieht das bei euch immer aus! Wie im Schweinestall! Da sieh nur!"

Sie wischte mit dem Finger über ein verstaubtes Möbeleckchen und zeigte ihm den schmalen grauen Staubstreifen. „Glaubst du, ich dürfte meinem Manne so etwas bieten? Aber du bist zu nachsichtig mit ihr. Zeig' ihr doch einmal den Herrn. Und mit dem Lothar, das ist auch keine rechte Manier. Dies Abgeküsse und Gehabe vorhin — und dabei hat er ein schmutziges Schürzchen um."

Theren wußte wohl, daß er selber an dem beschmutzten Schürzchen schuld gewesen, weil ihm beim Heimkommen der Kleine diensteifrig damit die Stiefel abgewischt hatte; aber er schwieg darüber. Die Schwester hatte ja in allem übrigen recht.

„Laß sie nicht so viel Flausen im Kopf haben, das taugt für eine Frau und Mutter gewiß nicht," schloß sie selbstzufrieden, in Gedanken sich an dem Vergleich erfrischend, wie hoch sie doch über diesem anmutigen Geschöpf stand, obgleich ihr die Natur alle äußeren Reize versagt hatte.

Er biß sich auf die Lippen. „Lore ist ein schwieriger Charakter," sagte er endlich.

„Das weiß ich. Überspannt, eingebildet, kurz eine Menge unangenehmer Eigenschaften. Aber ich wiederhole

dir: wozu bist du denn der Mann! Wie steht es übrigens mit dem Gelde von deinem Schwiegervater? Du hast doch nicht nur die Kaution mitgeheiratet? Das wäre sonst eine schlechte Partie!"

„Er schickt ihr ja außerdem noch Taschengeld. Freilich, große Sprünge kann man damit nicht machen, und daß er noch Kapital herausrückt, glaube ich nicht, im Gegenteil. Er hat den Nießbrauch des großelterlichen Vermögens bis an sein Lebensende."



„Eine spottschlechte Partie!" sagte seine Schwester verächtlich. „Lydia hätte das Dreifache gehabt."

„Aber ich mochte sie eigentlich nicht leiden."

„Das ist Einbildung, Karl. Ihr hättet so schön zusammen gepaßt, wenn Lore nicht dazwischen gekommen wäre! Na, dein Schade ist es ja, armer Kerl. Du kannst mir in der Seele leid tun."

Und die menschenfreundliche Schwester stand auf, um sich in ihren Umhang zu hüllen und nun all die notwendigen Besorgungen von Lores Geld zu machen. — Hier hatte sie ihr Ziel ja erreicht. —

Zum Schluß warf sie schnell einen Blick in die Küche. Sie fand aber Lore nicht dort, wie sie angenommen hatte, Hausfraueneifer heuchelnd, um der gestrengen Schwägerin noch ein Lob abzuringen. Wenn sie auch dem Bruder gegenüber diesen Eifer auf seinen heuchlerischen Ursprung

zurückgeführt hätte, so ärgerte es sie doch noch viel mehr, daß die Schwägerin sich diese Mühe gar nicht gab. — Vor ein paar Jahren noch — ja — da rang Lore ehrlich und redlich danach, Mängel und Kenntnislosigkeit abzulegen und zu verbessern; ein liebes, anerkennendes Wort hätte sie dankbar und reich gemacht, jetzt — war das lange vorbei! — Sie hatte die Menschen um sich kennen und nach ihrem wahren Wert einschätzen gelernt. —

Sie saß müßig, die Hände im Schoß und starrte in den sinkenden Abend hinaus, kaum daß sie den Kopf der Eintretenden entgegendrehte.

„Ich will dir adieu sagen," begann Sophie.

„Adieu."

Lore erhob sich und reichte der Schwägerin die Fingerspitzen.

„Es tut mir wirklich leid, daß ich dir stets ungelegen komme," bemerkte Sophie spitz, „du zeigst mir das wenigstens deutlich genug."

„O! — Ich lasse dich mit Karl allein — mehr kannst du doch kaum erwarten."

Sophie biß sich die Lippen und wurde rot.

Lore freute sich wie ein Kind, daß sie sie diesmal wirklich geärgert hatte. —

Theren war schon in Zivil, er verließ mit seiner Schwester das Haus, um sie zu begleiten. —

Sophie hatte noch verschiedene Besorgungen zu machen.

„Denn weißt du, alles kann ein Mensch nicht allein machen," sagte sie wehleidig. „Jeder hat nur ein Paar Hände — und wenn ich sehe, wie deine Frau es so gut hat und die halben Tage die Hände in den Schoß legen kann . . ." sie seufzte resigniert.

Zum Schluß blieb sie vor einem Fischladen stehen und bat den lieben Karl recht dringlich, ihr doch einen der herrlichen Seefische da zu kaufen, den sie ihrem Manne mitnehmen wollte.

„Bei uns gibt es solche guten Dinge gar nicht," sagte

sie lüstern, „und Albert ißt so was so gern. — Du bist wohl so gut, Karl, ich habe aus Versehen zu wenig Geld eingesteckt. — Und dir nimm nur auch gleich einen Fisch mit — für das verdorbene Mittagessen kannst du's dir schon leisten, Lore denkt an so was doch nicht."

Er folgte ihrem Rat und ließ sich das Tier verpacken. Den Rest des Weges schwelgten beide in Kochkunstgenüssen — der Oberleutnant noch nebenher mit einem tiefen Seufzer über seine unpraktische Frau.

Als er nach Hause kam, spielte Lore mit dem Knaben im Wohnzimmer, der Tisch war bereits gedeckt.

„Da!" sagte er und schob ihr die Umhüllung zu, ohne sich zu einer besonderen Freundlichkeit aufzuraffen. „Das will ich zum Abendessen haben."

Sie packte aus und erschrak. Die Fischsorte war ihr unbekannt. Vom Lande, und noch dazu weit aus dem Binnenlande, erstreckte sich ihre Kenntnis lediglich auf Flußfische.

„Wie heißt er? Und wie soll er gekocht werden?" fragte sie zaghaft.

„Das weißt du nicht?"

„Nein, ich weiß es nicht."

Das Blut stieg ihm zu Kopf, die Stachelreden seiner Schwester waren nicht eindruckslos an ihm abgeglitten, er sah in ihrer Unkenntnis nur bösen Willen. Wütend stampfte er mit dem Fuße auf.

„Das fehlte noch, daß *ich* dir sage, wie man kocht! Nicht genug, daß ich mich jedesmal unseres Haushaltes wegen vor meiner Schwester schämen muß, so erhaben du dich auch im Vergleich mit ihr dünken magst, mangelt es dir auch an dem einfachsten Pflichtgefühl, dich um Dinge zu kümmern, die deines Amtes sind."

„Ich werde das Mädchen fragen, vielleicht weiß sie es." Lore griff nach dem Fisch. „Es kann unmöglich eine Schande sein, etwas nicht zu kennen."

Er riß ihn ihr aus der Hand. „Ich verbiete dir, daß du dich noch mehr blamierst."

Gleich war auch ihr Zorn wach. „Wenn du weniger laut schriest, wäre die Blamage nicht so groß."

Da warf er das Paket auf die Erde und stampfte mit den Füßen so lange darauf herum, bis der Fisch eine breiige Masse geworden, deren Ursprung man nicht mehr erkennen konnte.

„Daß mich auch der Teufel reiten mußte, solche unbrauchbare Frau zu heiraten!" knirschte er. „Sophie hat ganz recht, jede andere hätte besser für mich gepaßt als du."

Lore lachte schneidend auf. „Ich glaube es selber!" sagte sie laut. Ihre zitternden Nerven und ihr klopfendes Herz gestatteten ihr kaum, sich aufrecht zu halten und ein weiteres Wort zu sprechen.

Theren stürmte davon. Sie hörte die Flurtür zuschlagen. Nun wußte sie, daß er erst spät in der Nacht nach Hause kommen würde, in einem Zustande, vor dem sie mit Ekel die Augen schloß, und daß es tagelang dauern würde, ehe sich der Sturm ausgetobt hatte.

Matt und müde setzte sie sich in einen Sessel, große Tränen rannen über ihre Wangen. — Daß es auch nie Frieden in ihrem Hause geben konnte! Immer zog sich von irgendwoher ein Gewitter zusammen, das sich gerade dann entlud, wenn sie glaubte, jede Veranlassung dazu aus dem Wege geräumt zu haben.

Ihr war trost- und hoffnungslos, zum Sterben zumut. Mit dem besten Willen gelang ihr keine Verständigung. —

Um die Scharte des Mittagstisches auszuwetzen, hatte sie zum Abend sein Lieblingsgericht gekocht; nun ahnte er es nicht einmal, war fort, und der unglückselige Fisch roch zu ihr herauf, daß ihr ganz schlecht wurde.

Sie rief das Mädchen — im ganzen Hause war es öffentliches Geheimnis, daß Oberleutnants schlecht miteinander lebten — ließ die Fragmente herausschaffen und dann anrichten, um den Schein wenigstens kümmerlich zu wahren. Da sie nicht imstande war, zu essen, nahm sie ihren Knaben und brachte ihn zu Bett. Der wilde Bengel

schlief bald ein, und nun saß sie still mit gefalteten Händen im Dämmerlicht der verhangenen Lampe an seinem Bettchen und grübelte.

„Wenn ich doch tot wäre!“ war der ewig wiederkehrende Gedanke. Dann konnte sich ihr Mann eine Frau nehmen, wie sie ihm gefiel, Lothar hätte auch gewiß gute Pflege, denn der Vater liebte ja seinen Jungen, und ihr — ihr wäre am wohlsten.



Sie war einsam und trostbedürftig, aber es gab keinen Menschen in der Welt, dem sie ihr Leid klagen mochte. Wie ein Brandmal, wie eine sich selbst zugefügte Schande empfand sie es.

Wenn nur ein einziges Mal jemand voll Zärtlichkeit zu ihr sagen würde: Arme Lore, arme kleine Lore! Dann hätte sie sich nicht so verzweifelt verlassen gefühlt wie jetzt. Aber wer sollte das sagen? Ihre Mutter war längst tot, sie hatte sie kaum gekannt — und es war auch keine Frauenstimme, nach der es sie verlangte, Trost konnte ihr nur von den Lippen eines Stärkeren, eines Mannes kommen, der sie verstand, sie lieb hatte, der ihr auf ihrem trüben Wege hilfreich stützend zur Seite stand.

Gab es überhaupt solchen Mann in der Welt? Ihr Mann war es sicher nicht, und sie war doch sein Weib — und blieb es — des Kindes wegen, obgleich sie jetzt wußte, daß er sie niemals geliebt hatte, daß er sie beleidigen und kränken würde, wie es ihm gefiel, und daß sie niemals auf Verständnis bei ihm zu rechnen hatte.

Vielleicht einmal bei ihrem Knaben? Sie sah in das rosige, schlafende Kindergesicht an ihrer Seite. Es glich ihr, aber auch dem Vater, und der hatte Einfluß auf ihn. Wer weiß, ob er nicht verstand, die Liebe zu ertöten, die das hilflose Kind jetzt für die Mutter empfand. Und wieder flossen ihre Tränen.

III.

Therens Kommando, das ihn nach der Residenz geführt hatte, dauerte drei Jahre, und Lore, die sich zuerst gefreut hatte, den kleinstädtischen Verhältnissen ihrer früheren Garnison zu entrinnen begann bereits schmerzlich den Unterschied zwischen einer fest zusammengeschlossenen, von den gleichen Interessen beseelten Gesellschaftsklasse und dem anschlußlosen Dasein in einer großen Stadt zu empfinden.

Sie brauchte Menschen.

Nicht etwa weil sie vertrauensselig genug war, irgend jemand ihr Herz auszuschütten — es gab nicht leicht eine im tiefsten Innern verschlossenere Frauennatur als gerade sie — sondern weil Verkehr sie von allen nutzlosen Grübeleien abzog, weil sie aus Vergleichen, die sie an andern anstellte, versuchen konnte, bescheidener in ihren Anforderungen an das Leben zu werden.

Wenn sie an ihren Bekannten sah, daß keine dies quellende Sehnen in der Brust, das gewaltsam nach Befreiung rang, kannte, daß ihnen Haushalt, Kinder und Mann völlig genügten, um ihr Leben auszufüllen, dann war sie geneigt, sich selbst im Unrecht zu glauben, und ihre

Anstrengungen, das Leben einfacher zu nehmen, zu verdoppeln.

Hier fehlte ihr das — sie war viel allein, und hier wuchs auch wieder der Drang, mehr aus sich zu machen, übermächtig in ihr auf und machte sie härter und schroffer gegen ihren Mann und seine tyrannischen Anforderungen.

Sie dachte oft über sich selbst nach und tadelte sich, aber die Art und Weise ihres Mannes konnte sie nicht vertragen. Eine Sklavin zu sein, dagegen bäumte sich ihr Selbstgefühl auf. Er dagegen fühlte sich wohl und frei in der großen Garnison. Die gelegentlichen Seufzer seiner Frau überhörte er deshalb geflissentlich. Er gab den Lockungen der Großstadt recht willig nach, nur manchmal jammernd, daß ihm sein Budget keine größeren Sprünge erlaubte; rücksichtslos beschnitt er die Ausgaben seiner Frau — wo es nur irgend anging.

Lore war daher sehr erstaunt, als er ihr eines Tages zwei Ballkarten mitbrachte und auf den Teller legte.

„Ich habe sie gekauft in der Voraussetzung, daß der Besuch dir Freude machen wird," sagte er mit einem kleinen Stich von Befangenheit in der Stimme, als die groß aufgeschlagenen Augen seiner Frau ihn mit hellem Erstaunen ansahen. „Du jammertest ja neulich darüber, daß du so wenig in Gesellschaft kämst."

„Was ist das für ein Ball?" fragte sie, die Karten aufnehmend und besehend.

„Ein Ball zugunsten der Armen, an dem sich jeder beteiligen kann, der seine fünf Mark bezahlt. Sehr exklusiv wird er ja nicht sein, aber das tut an so einem Abend nichts. Na — ist es dir recht?"

Wahrheitsgetreu hätte sie ihm antworten müssen, daß sie über keine passende Toilette verfügte und bei ihren knappen Barmitteln auch nicht wisse, woher sie nehmen, aber — er hatte es doch gut gemeint — hatte an sie gedacht.

„Ich danke dir sehr," sagte sie freundlich.

„Etwas größer hätte deine Freude sein können," meinte

er mißgestimmt. „Gräßlich solche Weiber! — Geradezu gräßlich! Wissen nie, was sie eigentlich wollen.“

Er verschwieg natürlich, daß er die beiden Billetts nur aus Courtoisie gegen die hübsche Verkäuferin in seinem Zigarrenladen gekauft hatte. Er wußte genau, das Mädchen ging ebenfalls dorthin, und er hatte sie schon zum ersten Walzer engagiert. — Das waren Freiheiten, die ihm als Mann zustanden.

„Ich werde mein Hochzeitskleid anziehen,“ sagte Lore endlich mit leichtem Seufzer, denn eigentlich hatte das Kleid schon in der vorigen Garnison ausgedient. „Ein paar Meter Gaze, Band und Blumen werden wohl noch zu erschwingen sein.“

„Ja, ja! Was ihr immer mit eurem Anzug habt! Da geht schon vorher das ganze Vergnügen zum Teufel. Es ist übrigens so gleichgültig, wie du aussiehst! Du bist eine verheiratete Frau. Laß es nur nicht so viel kosten.“

Lore schüttelte den Kopf. Das waren Sophiens Ansichten, nicht die ihrigen. Auch eine verheiratete Frau hat auf sich zu halten.

Er antwortete auf ihren stummen Protest: „Ihr seid Frauen, bei euch kommt es auf die Schönheit blutwenig an. Der Reiz des Neuen übertrumpft beim Manne natürlich für den Augenblick das Gewohnte, selbst wenn es sich noch so sehr schmückt — dafür sind wir eben Menschen.“

„Ich weiß!“ sagte sie, und ein bitteres Lächeln flog über ihr Gesicht.

O ja, sie hatte schon viel gelernt, die harmlose kleine Lore vom Lande! —

„Ich muß eine Schneiderin ersparen,“ dachte sie bei sich, als sie das viel getragene Hochzeitskleid in den Händen hielt und melancholisch darauf niedersah. „Was mache ich nur am besten damit!“

Sie hatte Geschick und Talent zu tausend kleinen weiblichen Kniffen, die dem Schönheitsdrang in ihr genug taten; nicht lange, und sie saß mit rotem Kopf bei ihrer Arbeit; es machte ihr Vergnügen, und sie vergaß für eine

Weile alle dummen Gedanken. Jede anstrengende Tätigkeit war ihr ein Labsal, weil es ihr Innenleben bändigte. —

„Lore sieht wirklich sehr unvorteilhaft heute aus," dachte Theren, ganz im Gegensatz zu seiner neulichen Theorie, daß Ehemänner überhaupt nichts mehr an ihren Frauen sähen, und er verhehlte ihr auch seine Meinung nicht. Sie zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht, was ich dagegen machen soll."

„Etwas vernünftiger und ruhiger werden, das ist das beste Schönheitsmittel. So siehst du geradezu verhungert aus und blaß wie Kalk."

„Es tut mir leid," sagte Lore geärgert, „daß ich so gar nicht mehr nach deinem Geschmack bin."

Gerade weil seine Ausstellungen wahr waren, gingen sie ihr zu Herzen. Sie wußte ja längst, daß sie verloren hatte, aber wie war das auch anders möglich bei einem Leben voll von Aufregungen, Unfrieden und seelischem Ringen. Geistige Unruhe hat noch niemals verschönt, und zuweilen hatte Lore den Verfall ihres Äußeren sogar mit einer gewissen grausamen Freude beobachtet, wenn irgend ein ehelicher Sturm ihre Nerven bis aufs tiefste aufgewühlt hatte.

Heute ärgerte es sie, ja, machte sie beinahe unglücklich, und dieses niederdrückende Gefühl nahm sie mit hinein in den strahlenden Ballsaal.

Die Gesellschaft war augenscheinlich gemischt. Neben glänzenden Uniformen — fette, in Brillanten strotzende Jüdinnen, die Diva vom Theater und das bessere Ladenmädchen, dem dieser Ball das Ereignis des ganzen Winters bedeutete. Einmal sich satt sehen, einmal sich als Gleichberechtigte unter diesen strahlenden Erscheinungen fühlen zu dürfen, war ihrem Ehrgeiz Honigbrot.

Auch Lore machte dies Gewirr und Gewühle, das sie zum erstenmal sah, Spaß. Sie war es bisher so anders gewohnt. Diese Leute hier hatten alle Rang und Stand vergessen, um gemeinsam Gutes zu tun. Man zeigte sich sogar Prinzen aus königlichem Geblüt, und Lore kannte

von Ansehen ein junges Mädchen, das sie erst vor ein paar Tagen, als sie die Blumen zum heutigen Ball kaufte, bedient hatte.

Der Toilettenluxus besonders der vielen Theaterdamen war geradezu verblüffend. Lore kam sich so klein, so gedemütigt vor in ihrem gar nicht mehr frischen Kleide, das durch den neuen Aufputz es höchstens zu einer Art schäbiger Eleganz gebracht hatte. Sie wünschte sich weit weg, obgleich gerade ein reizender Walzer durch den weiten Raum erklang. Weich und verlockend zu gleicher Zeit.

Sie stand allein neben einer vergoldeten Säule, ihr Mann war in dem Trubel abhanden gekommen. Anfangs hatte sie es nicht bemerkt, nun beschlich sie ein bängliches Gefühl, denn unter all diesen Menschen kannte sie, außer ihm, niemand. Sie schob sich ein wenig vor und sah rechts und links. — Vergebens! — Zum erstenmal wohl, daß sie etwas wie Sehnsucht nach ihm empfand! Sie kam sich in diesem Gewoge so verlassen vor, und dann fiel ihr ein, daß sie am Ende doch nicht recht tat, sich so unglücklich neben ihm zu fühlen, leerer Hirngespinste halber; daß doch jemand da war, der die Pflicht hatte, sie zu stützen und zu führen, daß sie nicht ganz allein stand. Man unterschätzt leicht, was man hat! — Wäre er jetzt an ihrer Seite gewesen, gewiß, sie hätte ihm verstohlen die Hand gedrückt in stiller Abbitte und freiwilligem Gelöbnis, aber sie sah ihn nicht.

Am anderen Ende des Saales stand er neben dem feschen Zigarrenfräulein.

„Sie — wo haben's denn Ihre Frau?" fragte die lustige Wienerin in demselben Augenblick laut lachend ihren Bewunderer. „Ich — wenn ich einen Mann hätt', und der lauft mir davon, aushauen tät ich 'n."

„Meine Frau hat schon anderweitige Unterhaltung," sagte der Oberleutnant gleichmütig und sah seiner Partnerin in den tiefen Ausschnitt ihres eleganten Kleides.

Sich selbst um Lore zu kümmern, dazu hatte er weiß

Gott keine Lust, und das konnte ihm auch niemand verdenken. Seine Frau hatte er ja täglich zu Hause, heute wollte er sich einmal anderweitig amüsieren. Was aus ihr wurde, machte ihm keinen Kopfschmerz. Zu Schaden würde sie hier nicht kommen, und einen Stuhl und eine Nachbarin zum Plaudern fand sie schließlich allein. Er aber hatte hier seine Position zu verteidigen, denn das Mädchen war hübsch und unter der Lebewelt durch ihren Beruf bekannt.

Außerdem sah Lore heute abend sehr unvorteilhaft aus, eifersüchtig brauchte er also nicht zu sein, obwohl das sonst gerade seine schwächste Seite war. Nur nannte er es anders — „Überwachung des Erlaubten“. Das klang hübscher und gab ihm ein gewisses erziehliches Relief. — Die arme Lore konnte davon ein Lied singen.

Himmel! Wie heiß es wurde, und wie bänglich sie um sich sah, je länger ihre Einsamkeit dauerte. Ordentlich die Luft wurde ihr knapp. — Jetzt glaubte sie ihren Gatten erspäht zu haben und machte eine schnelle Wendung nach links. In demselben Augenblick stieß sie an einen kleinen Herrn, der sich hastig umgedreht hatte.

„Pardon!“ sagte der und sah sie an.

Sie machte eine leichte Verbeugung und spähte, nach flüchtigem Blick auf ihn, wieder ängstlich in den Saal hinein. Ihr bewegliches Gesicht trug ihr Empfinden deutlich lesbar für jeden zur Schau, ohne daß sie sich dessen bewußt gewesen wäre.

Der Herr hatte sich nicht entfernt, sondern war neben ihr stehen geblieben; seine scharfen Augen sezierten sie fast.

„Sie suchen jemand, gnädige Frau, kann ich Ihnen behilflich sein?“

Lore zuckte zusammen und sah den Sprecher ungewiß an. Was mochte er von ihr denken, daß sie hier so allein stand!

„Meinen Mann!“ sagte sie schüchtern und errötete.

„Dazu ist hier aber der ungeeignetste Platz; in dem Gewühl kann man niemand erkennen. Folgen Sie mir

bis zu jenem Winkel dort neben der Türe, da muß alles vorüber, und ein Wiederfinden ist leicht."

Sie sah ihn zögernd an.

„Von Burnett," erwiderte er den Blick mit einer kurzen Verbeugung. „Auf diesem Ball wird das Zeremoniell nicht so streng gehandhabt wie sonst, meine gnädige Frau. Im übrigen dürfen Sie sich mir dreist und ohne Zagen anvertrauen."

Einen Augenblick war es etwas freier um sie geworden, er bot ihr den Arm, und Lore nahm ihn.

„Ich danke Ihnen sehr," sagte sie aufatmend.

Es war mühevoll, den gewünschten Platz zu erreichen, ein Wort ließ sich dazwischen kaum einflechten, und als sie endlich an der Wand saßen, atmete Lore befriedigt auf.

„Wie voll das ist!" Sie strich sich mit dem Fächer das Haar hinter das Ohr zurück und zupfte an ihren Handschuhen, dann warf sie einen Blick auf ihren Begleiter. Schön war er nicht, aber das Gesicht interessant, fast bedeutend, sie hatte das Gefühl, als könne sie sich zu dieser Bekanntschaft Glück wünschen.

„Die Promenade der Anwesenden geht durch diese Türe, die Freitreppe auf und nieder in die Eßsäle und wieder zurück," erläuterte er ihr das fortgesetzte Herausströmen der Menge. „Es wird Ihnen leicht werden, hier jeden zu entdecken."

„Und Sie?" fragte sie plötzlich ganz erschrocken. „Hindere ich Sie nicht? Ich kann ja hier auch allein sitzen."

„Wenn Sie mich nicht fortschicken, bleibe ich gern."

Sie lächelte. „Dazu hätte ich kein Recht." Dabei fühlte sie, wie er sie ungeniert ansah, so recht prüfend, Zug um Zug verfolgend. Gesicht, Hals, Gestalt. Ihr wurde unbehaglich, denn sie wußte, daß sie eine Kritik nicht sonderlich bestehen würde.

Vielleicht dachte er dasselbe, sie fühlte, wie er sich weniger um sie zu kümmern begann, jeder einzelnen weiblichen Erscheinung dagegen mit Interesse folgte.



Lore stand allein neben einer vergoldeten Säule, ihr Mann war in dem Trubel abhanden gekommen. Anfangs hatte sie es nicht bemerkt. (S. 30.)

„Sehen Sie," sagte er plötzlich lebhaft, „das sind die Töchter eines auswärtigen Gesandten bei unserm Hof. Welche Büsten! Welche Taillen! Pompöse Geschöpfe!"

„Mir gefallen sie nicht!" Lore fühlte sich törichterweise erbittert, als die stattlichen Gestalten in höchster Eleganz an ihr vorüberrauschten.

„Warum nicht?"

„Die Gesichter sind leer."

Er lächelte unter dem kurzgehaltenen Bart. „Sie sind eine scharfe Beobachterin, gnädige Frau. — Was tut das aber bei dem pompösen Äußern."

Ihre tiefen grauen Augen sahen ihn nachdenklich an, dann schüttelte sie den Kopf.

„Die Hauptsache ist das Innere — die Seele — das Lebendige. — Mir würde Äußeres allein nicht genügen."

Er drehte den Chapeau claque in der Hand und sah in das rote Futter hinein.

„Ich bin Maler, gnädige Frau."

Lore blickte interessiert auf, aber sie sagte energisch: „Auch dann bin ich nicht Ihrer Ansicht — erst recht nicht! Sie erfassen doch auch den Geist, nicht bloß das Körperliche. Sonst wäre es ja keine Kunst."

„Haben Sie von allem im Leben solchen hohen Begriff wie von der Kunst?"

„Ich glaube."

„Dann wird Ihnen das Leben nicht leicht werden."

Sie senkte den Kopf — Müdigkeit und stumme Resignation lag in dieser kleinen rührenden Bewegung.

Er vergaß, daß sie spitze Schultern, einen mageren Hals und schlechte Toilette hatte, sie begann ihn zu interessieren. Wer mochte ihr Mann sein?

Lore merkte den Umschwung zu ihren Gunsten mit dem Feingefühl der Frau, die sich selber minderwertig in ihrer Umgebung fühlt, und es freute sie. Mit freierem Aufblick sagte sie: „Sehen Sie jene Dame da! — Wie finden Sie die?"

„Schön — aber seelenlos!“

„Ach — Sie suchen also auch Seele — das befremdet mich beinahe.“ Sie lächelte ihn neckend an, und er lächelte auch.

„Ich wollte mir diese unfruchtbare Arbeit abgewöhnen.“

„Sie ist nicht immer unfruchtbar.“

Die schöne Frau, von der Lore gesprochen, hatte sich ihnen genähert. Ein zierliches, reizendes Persönchen mit einem bildschönen Gesicht und einer Fülle rotblonden Haares. Etwas Kindliches umgab sie. Als sie den Maler erblickte, winkte sie ihm lächelnd mit dem Fächer. Er sprang auf und ging zu ihr.

Sie sprachen miteinander, Lore erschien es lange und eindringlich. Wie er so vor ihr stand, konnte sie ihn länger und aufmerksamer betrachten, als er neben ihr saß. Nein, schön war er nicht — der Kopf viel zu kräftig modelliert im Vergleich zu der kleinen, schmächtigen Figur — aber gut gekleidet und von tadellos weltmännischem Benehmen.

Es kam ihr vor, als täte er stark kordial mit der Dame, und sie konnte nicht hindern, daß ein leises Gefühl von Mißbehagen in ihr aufglomm. Wie wertlos kam sie sich vor unter all diesen geputzten Frauen, deren einziges Bestreben zu sein schien, schön auszusehen und deshalb bewundert zu werden. Was hatte sie noch der Welt zu bieten, seitdem sie Frau und noch dazu eine unglücklich verheiratete war, die Tag und Nacht mit sich und ihren stürmischen Anforderungen an das Leben rang, ohne das Geringste zu erreichen.

Ein wenig Liebe und Zärtlichkeit, vor allen Dingen aber Verständnis, mehr verlangte sie ja nicht, aber auch das blieb ihr versagt.

Trauer und Bitterkeit überwältigten sie fast unter all diesen heiteren, lebensfrohen Menschen, sie mußte die Lider niederschlagen, um den feuchten Schimmer ihrer Augen zu verbergen. Dadurch übersah sie, daß Burnett zurückgekommen war, um sich wieder neben sie zu setzen.

„Seien Sie nicht böse, die Pflicht rief,“ sagte er leichthin.

„Böse? Nein! Ich hatte ja nun Gelegenheit, mein Idol in der Nähe zu bewundern.“

Er zuckte geringschätzend die Achseln. „Frau von Beck gehört zu den Frauen, von denen man sagen kann: „Gott behüte uns vor ihnen!“

„Ich hielt sie für unverheiratet.“

„Sie sieht so aus. Aber ich glaube, ihr Mann weiß von seiner Ehe zu erzählen. Allgemein gibt man ihr und ihrer Verschwendungssucht die Schuld, daß es nicht gut zwischen ihnen steht.“

„O,“ sagte Lore mißbilligend, „und eben haben Sie sie noch so herzlich begrüßt.“

„Sie meinen, ich klatsche jetzt. Was ich erzähle, ist öffentliches Geheimnis; die ganze Stadt weiß es. Ich habe die Dame kennen gelernt, als sie sich bei mir malen ließ.“

„Und Ihr eigenes Urteil?“

„Ist das der Menge.“

„Natürlich — sie ist ja eine Frau!“ rief Lore bitter. „Wo wäre jemals für Frauen Gerechtigkeit zu finden! Immer nur der Mann! Der Mann hat Rechte, die Frau nichts als Pflichten!“

„Frau von Beck betrachtet die Dinge umgekehrr, sie entsinnt sich keinerlei Pflichten gegen Mann und Kind.“

„Hat sie ein Kind?“

„Ja. Ein Mädchen!“

Lore seufzte. „Kinder!“ sagte sie. „Ja, das ist es! Ihrethalben wird eine Frau stets unterducken. Es ist die Natur, die sich nicht verleugnen läßt.“

In demselben Augenblick sprang sie auf. „Da ist mein Mann!“ stieß sie hervor.

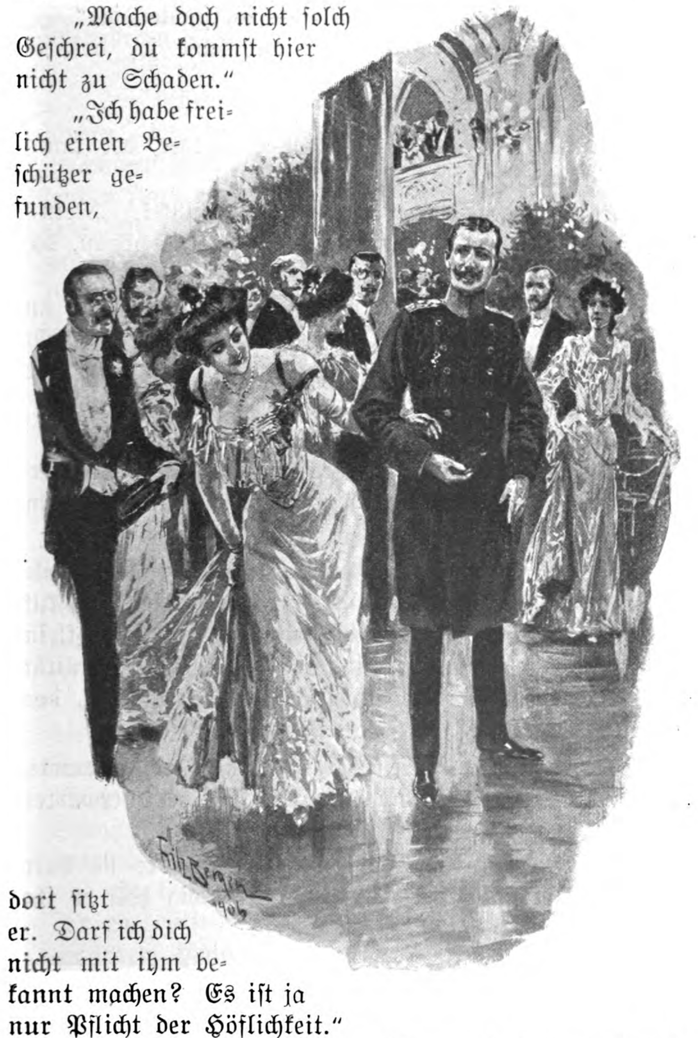
Theren kam langsam im Schwarm heran, immer noch das Zigarrenmädchen am Arm, augenscheinlich in rosigster Laune. Als seine Frau sich ihm in den Weg stellte, verschwand jene sofort.

„Karl, ich habe dich so gesucht!“

Sie malträtierte nervös ihren Fächer und zitterte vor Aufregung.

„Mache doch nicht solch Geschrei, du kommst hier nicht zu Schaden.“

„Ich habe freilich einen Beschützer gefunden,



dort sitzt er. Darf ich dich nicht mit ihm bekannt machen? Es ist ja nur Pflicht der Höflichkeit.“

Er runzelte die Stirn. „Warum hast du dich nicht an eine Dame angeschlossen, das wäre passender ge-

wesen. Du weißt, ich hasse deine Sucht, mit Herren anzubändeln."

„Ich habe nicht angebändelt — ich suchte dich."

„Für jetzt bin ich versagt, du siehst ja, daß ich engagiert bin."

„Und was wird aus mir?"

„Da hinten kommt die Doktor Schneider, der kannst du dich ja anschließen."

Ihre Augen wurden vor Zorn ganz dunkel. „Nein!" sagte sie kurz und scharf. Ihr Mann wußte genau, daß keinerlei Sympathie zwischen ihr und jener bestand.

„Dann mache, was du willst. Wir sperren hier unnütz die Passage. Wenn dir deine neue Eroberung da mehr wert ist als die Wünsche deines Mannes, dann viel Vergnügen."

Er ließ Lore stehen und ging davon.

Burnett hatte mit dem scharfen Blick des Künstlers die Eheleute beobachtet, und sein Resümee war: „Ein unharmonisches Paar!"

Auf seiten der Frau Temperament, Gefühl, Seele, sobald sie aus sich heraustritt starkes Empfinden und Auflehnen gegen jeden Zwang, auf seiten des Mannes kleinliche Tyrannei, Beschränktheit, Egoismus, ja Brutalität. Alles das sprach aus den gekniffenen Gesichtszügen, dem Ausdruck der Augen.

Seitdem Charles Burnett Mann und Frau zusammen gesehen, verschärfte sich sein Interesse für die unerwartete Ballbekanntschaft.

Lore kehrte zurück und setzte sich wieder; sie hatte Mühe ihre Erregung zu meistern. Mitleidig half er ihr.

„Der Herr Gemahl ist engagiert?"

„Ja!"

„Das ist der Tribut, den wir alle einem Ballvergnügen zollen. Wollen Sie jetzt mich zu Ihrem Partner annehmen, gnädige Frau?"

Sie sah ihn dankbar, aber trotzdem besorgt an. Tat

sie es, gab es nachher eine Szene, aber das gedemütigte Selbstbewußtsein wollte auch zu seinem Recht kommen.

„Sie sind sehr freundlich. Aber es stört Sie doch nicht in anderen Dispositionen?"

„Gar nicht."

Im stillen lächelte er doch ein wenig satirisch in sich hinein. Er, der Tiziansche Gestalten liebte, und hierher gekommen war, um sein Auge an üppigen Formen, leuchtenden Farben zu erfreuen, zu schwelgen in Genüssen, denen eine sehr reale Grundlage zu geben, er durchaus nicht abgeneigt war, machte sich jetzt freiwillig zum Ritter einer unvorteilhaft gekleideten, unbedeutenden, mageren jungen Frau, die ihn unter anderen Verhältnissen niemals angezogen haben würde.

Er wußte, daß man seine Wahl bespötteln konnte und es zweifellos auch tat; man kannte ihn ja, dennoch nahm er das alles willig auf sich, weil es ihn reizte, diesem beweglichen Mienenspiel zu folgen, diese sehnsüchtigen, sprechenden Augen so suchend in das Weite blicken zu sehen, und weil er Mitleid mit diesem verflogenen Vogel hatte, der augenscheinlich in unrechte Hände geraten war. Das Mitleid des großherzigen Mannes, der sich seiner besseren Stellung im Leben voll bewußt ist, der passiven, geknechteten Frau gegenüber, die nur zum Dulden geschaffen ist.

Er bot ihr den Arm und führte sie herum, zeigte ihr die herrliche Arbeit an Säulen und Ornamenten, den Bilderschmuck der Wände und freute sich, daß allmählich ihre Verschüchterung und Verstimmung schwand, während das Ureigenste ihres Wesens, ihr starkes Temperament, überall hervorbrach.

Er tanzte auch mit ihr und vergaß dabei ganz, daß ihr Seidenkleid nicht mehr frisch, und die Farbe der Rosen zu ihrem Haar abscheulich paßte.

Dann ein langschmetternder Trompetenstoß. Die Paare trennten sich, gruppierten sich aufs neue, das Souper begann.

Tischchen zu zwei und zwei waren auf den meterbreiten

Stufen der Freitreppe aufgestellt und harrten ihrer Bestimmung.

Dorthin führte auch Burnett seine Dame.

„Wie geschmackvoll!" rief Lore entzückt und sah auf das bewegte, farben- und lebensfrohe Bild. Eine schimmernde Kette von strahlenden Steinen, weißen Nacken und Armen, leuchtenden seidenen Schleppen zog sich an den beiden Seiten der Treppe herab, es war kühl hier und staubfrei.

Sie nahmen den letzten Tisch, der noch unbesetzt war, am untersten Treppenrande ein, und erst jetzt erschrak Lore heftig.

Sie konnte doch nicht Gast dieses ihr unbekannten Herrn sein! Und ihr Mann trug Börse und Hausschlüssel immer bei sich. Wo hätte sie auch dazu Platz haben sollen!

„Wollen Sie nicht die Handschuhe abziehen und sich etwas bestellen, Gnädigste?" fragte Burnett, indem er den Rotwein entkorkte und eingoß. „Ich hoffe, Sie sind tüchtig hungrig und durstig geworden inzwischen."

Sie sah ihn hilflos an. „Ich danke sehr — ich kann nichts essen."

„O, davon ist gar keine Rede."

„Mein Mann . . .! Wenn ich nur meinen Mann hätte!" murmelte sie gequält.

„Wenn mich nicht alles täuscht, sitzt er dort oben."

Burnett zeigte in die Höhe, und Lore verfärbte sich. Dort saß Theren beim Sekt, und nicht mehr bei der ersten Flasche, wie sein und seiner Partnerin gerötetes Gesicht zeigte.

„Sekt!" dachte Lore im ersten Augenblick entsetzt, und das Blut schoß ihr in die Schläfe. Sie wußte, daß ihr Budget solche Ausgaben nicht vertrug, niemals hätte sie ihren Mann dazu animiert, es auch nur geduldet. — Für eine andere war Geld dazu da. —

Dann aber vergaß sie alles im Beobachten des Paares. Das Benehmen des Mädchens und des Mannes dünkte sie schamlos. Sie preßte die Handflächen fest zusammen und

atmete heftig, ihre Nasenflügel bebten und strafften sich, ihre Augen funkelten. Es war, als dränge das Temperament in ihr durch jede Pore nach außen und umhülle sie wie mit einem Flammenmantel. Das starke Temperament, das sich nicht bändigen und knebeln ließ, so viel sie auch dagegen kämpfte.



Der Maler sah mit einem gewissen Entzücken, wie hier die Seele unbewußt so ganz den Körper durchdrang, daß sie nackt und bloß vor dem Beobachter dazuliegen schien, ohne Scheu, ohne Rückhalt. Er begann sich zu gratulieren, daß er diesen besonderen Griff heute abend getan, denn ihn, wie jeden spürenden Menschen, reizte starke Individualität.

Er beugte sich zu ihr. „Eifersüchtig?“ fragte er halblaut.

Ihre Augen rissen sich von dem Paar oben los, die Hand fuhr nach dem Herzen. Sie war zu sich gekommen, alle Glut sank in ihr zusammen, die Wangen erblaßten, der Kopf senkte sich.

„Nein!“ entgegnete sie hart. „Eifersüchtig kann nur Liebe sein — ich aber . . .“ sie verstummte, dann schloß sie wieder die Hände zusammen in heftiger Qual. „Gedemütigt komme ich mir vor — entwürdigt — mißachtet! Was diese Worte ausdrücken, das weiß n u r eine Frau.“

„Möglich!“ sagte er ruhig. „Aber dazu bedarf es doch wohl erst einer Prüfung desjenigen, der imstande ist, solche Gefühle bei einer Frau zu erwecken?“

Lore schüttelte heftig den Kopf. „Es kommt nur auf unsere Stellung ihm gegenüber an. Auf die Wertschätzung, die wir selbst für unsere Person haben.“

„Die ändert sich im Lauf der Jahre. Wer würde mit dem Leben fertig, wenn nicht mit der Reife die Ruhe käme.“

„Ich bin aber nicht ruhig,“ entgegnete sie leidenschaftlich. „Ich kann es nicht sein! Da ist etwas in mir, das gärt und tobt und ein Leben für sich lebt. Ich bin nicht ruhig!“

Sie preßte die Hände auf die Brust, feucht stieg es in ihren Augen auf, zwei klare Tränen rollten über ihre Wangen.

„Gnädige Frau!“

Sie griff hastig nach dem Glas, ihre Tränen rollten in den Wein; sie trank sie mit.

Und nun sah er ihr zu, wie heroisch sie gegen sich kämpfte, um ihrer Erregung Herr zu werden. Sie dauerte ihn so, dennoch sagte er kein Wort.

„Ich will hin,“ sagte sie plötzlich mit schnellem Entschluß und versuchte sich zu erheben. „Wir wollen nach Hause.“

Er legte leicht, aber nachdrücklich seine Hand auf ihren Arm.

„Lassen Sie das jetzt — nicht hier, später ist der Zeitpunkt geeigneter.“

Sie sah ihn an, schwieg, seufzte auf und lehnte sich in ihren Stuhl zurück.

„Ich will Ihnen folgen,“ sagte sie tonlos, ohne sich

darüber zu wundern, welchen Einfluß der fremde Mann auf sie gewonnen hatte.

Theren mußte jetzt seine Frau bemerkt haben, zuerst vielleicht seine Begleiterin. Er trat von seinem Platz weg bis dicht an die Stufe, spähte herab, schlug eine grelle Lache auf, warf die Serviette auf den Tisch und setzte sich dann wieder, drehte aber den Stuhl herum, so daß er seine Frau im Rücken hatte.

Lore wußte, was das bedeutete. Eine Szene allerbösester Art sobald sie allein waren. Von ihr verlangte er die allergrößeste Zurückhaltung, das Drangeben jedes Wunsches, jedes Amüsements, jeder Anforderung an das Leben, während er nahm, was ihm gefiel. Das empörte sie ja gerade so heftig. — Und dann hörte sie wieder die Stimme des Malers — eine sympathische Stimme.

„Können Sie sich nicht dem Leben etwas gleichmütiger gegenüberstellen, gnädige Frau?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin ein unglückliches Geschöpf,“ sagte sie mit zitternden Lauten. „Unglückselig! — Immer verlange ich anscheinend zu viel, immer habe ich Gefühl und Herz, wo es nicht am Platze ist, immer bin ich die Leidende, und die anderen finden das noch tadelnswert. Aber niemand kann sich ändern.“

„Tun Sie es ja nicht!“ Zum erstenmal klang sein Ton warm und herzlich. „Das Leben wird Ihnen freilich viel Enttäuschungen, Bitterkeiten und dadurch Kummer bringen, Sie werden stets die Gebende, selten die Empfangende sein, aber reich und beneidenswert sind Sie deshalb doch. Warum wollen Sie sich Armut ersehnen.“

Sie strich mit der feinen, nervösen Hand über Stirn und Augen. Zu ihrem Entsetzen fühlte sie daß ihr alter Fehler wieder wach war, im Impuls des Augenblicks alles zu vergessen, was sie drückte, und sich dem Genuß des Aussprechens rückhaltlos hinzugeben. — Aber sie wollte nicht mehr an ihren Mann denken, sie beugte sich vornüber und sah den Sprechenden hungrig an.

„Also Sie glauben, daß jeder Mensch berechtigt ist,

seiner Eigentümlichkeit nachzuleben? Daß es Verständnis zwischen zwei Menschen geben kann, ganz — bis in die tiefsten Tiefen der Seele hinein?"

„Nein! — Jede Individualität ist allein auf sich gestellt im tiefsten Grunde ihres Empfindens; alles Verständnis, das uns entgegengebracht werden kann, ist nur bedingt — eben aus einer anderen Individualität heraus, die uns im einzelnen konform, im ganzen fremd sein wird."

„Das ist so traurig," sagte sie mit tiefem Seufzer. „Wir alle haben doch ein Bedürfnis nach Verständnis! Sind so haltlos, so — unfertig."

„Wie alt sind Sie, gnädige Frau?"

„Zweiundzwanzig."

„Und ich fünfundvierzig. Da sieht man das Leben schon anders an."

„Mir wird auch das Alter nichts helfen," sagte Lore resigniert. „Mit weißem Haar tobt es sicher noch ebenso stürmisch hier innen wie jetzt."

„Eine seltsame Ballunterhaltung, finden Sie nicht?" antwortete er lächelnd. „Und ich hatte mir vorgenommen, gnädige Frau, Ihnen zu sagen, daß Sie niemals solche rosa Rosen tragen dürfen und niemals solch einen abscheulichen Kleiderausschnitt."

An den vergoldeten Treppengeländern gab es eingelassene Spiegel in Medaillonform, Lore konnte gerade gegenüber in einen solchen hineinsehen, und sie tat es erschrocken. Gewiß, er hatte recht, sie sah abscheulich aus. Ein echt weibliches Gefühl von Schmerz befiel sie, denn daß sie eine rege Eitelkeit besaß, rügte ja Sophie so sehr an ihr. Sie kam sich jetzt geradezu gedemütigt vor und merkwürdig wertlos.

Burnett bemerkte den Eindruck seiner Worte. „Beste gnädige Frau," sagte er begütigend, „Sie nehmen mir das doch nicht übel? Wir Künstler sind eben ein eigenes Völkchen, und wir vergöttern bei Frauen in erster Linie die Schönheit. Ich sollte Sie einmal anziehen dürfen! Alle Welt würde Sie bewundern."

Lores Blick schweifte unwillkürlich wieder hinauf zu ihrem Mann. Der Tisch war leer, das Paar fort. Sie erschrak heftig.

„Wir wollen jetzt wohl auch aufbrechen. Ich muß doch meinen Mann finden."

Aber sie suchten vergebens. Die Zeit verrann, Theren war nicht zu sehen. Die Säle begannen sich zu leeren, keine Spur von ihm.

Lore an des Malers Arm zitterte vor Aufregung, ihr Kopf war ganz wirr. Was sollte sie tun? Karl hatte ja Garderobenmarke und Hausschlüssel. Auch Burnett wurde allmählich unruhig. Wenn der Oberleutnant, wie er vermutete, mit seiner Begleiterin den Ball verlassen hatte und vielleicht das Zurückkommen vergaß, was sollte er dann mit der jungen Frau anfangen? Die Sache konnte peinlich werden.

Bei dem mächtigen Andrang zu der Garderobe war kein Gedanke daran, daß er ohne Marke Lores Kleidungsstücke bekam, sie mußten also warten bis zuletzt.

Die junge Frau an seinem Arm zitterte und bebte, sie sprach kein Wort. In dem weiten, öden Saal wurde es empfindlich kalt, das Gas schien auch dunkler zu brennen, eine fade, staubige Luft kam ihnen beklemmend zum Bewußtsein. Lore in ihrem ausgeschnittenen Kleid schauderte vor Kälte. —

Endlich waren sie die letzten. Die halbschlafende Garderobenfrau händigte Mantel und Kopftuch dem Maler ein, und er legte ihn um Lores Schultern.

Seine Finger, denen es schmeichelte, über Seide, Sammet und Pelz zu streichen, fanden hier nicht ihre Rechnung, der Mantel war einfach und nicht sehr modern, das Frauengesicht, das sich aus dem schmalen Pelzkragen hob, bleich und übernächtig, nervös gespannt in jedem Zug, und doch deuchte es ihm auf einmal schön und liebreizend. Er hätte es in beide Hände nehmen und tröstend küssen mögen.

„Wo sind Ihre Galoschen?" fragte er zuletzt.

Sie besaß keine. Sie waren hergefahren und hatten für den Nachhauseweg dasselbe geplant.

„Ich fürchte, wir finden keinen Wagen mehr," sagte er beunruhigt, „dann erkälten Sie sich sicher."

Draußen hatte es zu tauen begonnen. Aus dem festen, weißen Schnee war eine weiche, schmutzig graue Masse geworden; kein Wagen war zu sehen.



Ohne ein Wort folgte Lore ihrem Begleiter. Ihre Atlasschuhe legten sich durchweicht und kalt, fest an die Füße; sie fror, daß ihr die Zähne zusammenschlugen. Und unter dem Dunkel, dem tiefen Schweigen der nächtlichen Straße begannen ihre Tränen zu fließen. Heiß und schwer, unaufhörlich.

Seinen Arm hatte sie abgelehnt und sich fest in ihren Mantel gewickelt, den Kopf hielt sie gesenkt. So schritt sie einem Heim entgegen, vor dem ihr im innersten Herzen graute, zu einem Manne, den sie verabscheute.

Sie sprachen nicht miteinander. Burnett schloß das Mitleid die

Lippen, ihr die Scham. Was hätte sie auch sagen können! Sah der Fremde nicht schon genug?

Ein weiter Weg war es. Sturm hatte sich aufgemacht und erschwerte das Vorwärtskommen; endlich standen sie vor dem Hause, in dem Therens wohnten.

Alles dunkel und still. —

„Wie kommen wir jetzt hinein?“ fragte sie ratlos.

Er ging, den Wächter zu suchen; sie drückte sich schaudernd und matt zum Umsinken in die Ecke der Türe.

Nach langem Suchen kam Burnett zurück; dieses Haus schloß der Wächter nicht.

„Sehen wir zu, daß wir jemand herausklopfen.“

Aber was sie auch versuchten, nichts half. Die Leute lagen alle in tiefem, gesundem Schlafe. „Es nutzt nichts,“ sagte er endlich ermattet. „Niemand hört uns.“

Sie richtete angstvolle Augen auf ihn, die fragten: Was nun? — In demselben Augenblick schlug es von dem nächsten Turme der Stadt drei Uhr.

Er sah unentschlossen vor sich hin. „Ich könnte Sie in ein Hotel bringen, aber das würde Aufsehen machen, wie Sie da sind, im Ballstaat und ohne Gatten, unsere Residenz ist klein. Außerdem sind Sie erschöpft und frieren.“

Ja, sie war bis zur letzten Anspannung ihrer Kräfte erschöpft, ein Ohnmachtsgefühl beherrschte sie ganz. Die gefalteten Hände weit von sich gegen die verschlossene Türe gestreckt, den Kopf gesenkt, lehnte sie in ihrer Ecke wie ein hilfloses, verirrtes Kind.

Sie rührte und dauerte ihn so sehr! Er nahm rasch die gefalteten Hände in die seinen und sagte halblaut: „Vertrauen Sie mir — ich bitte Sie, vertrauen Sie mir vollständig. Wollen Sie das, Frau Lore?“

Sie sah ihn an. Ihre tränengetrübten Augen, der Ausdruck ihres Gesichtes schnitt ihm ins Herz.

„Wohin wollen Sie mich bringen?“ fragte sie apathisch. Sie fühlte, daß sie keine Widerstandskraft mehr hatte.

„In mein Atelier. Wir haben kaum fünf Minuten zu gehen, dort ist es warm, behaglich und ungeniert. Sobald Ihr Haus auf ist, können Sie wieder fort. Ich bitte Sie, sehen Sie in mir nicht den fremden Mann, sondern den ergebenen Freund. Wollen Sie das?“ setzte er dringlich hinzu.

Sie nickte, und ohne ein Wort der Gegenwehr schlich sie neben ihm her, zerbrochen, erstarrt in ihrem Innern, kaum fähig vor Kälte, die sie fühlte, noch zu denken.

Er dagegen war nicht so ruhig wie er aussah. Empört und erregt stürmten seine Gedanken durcheinander. Er war ja auch manchmal rücksichtslos, wie alle Männer, aber bis zu solcher Brutalität hatte er es denn doch noch nicht gebracht! Die Frau dauerte ihn, und doch war er sich der Verantwortung wohl bewußt, die er auf sich nahm, wenn es dem Gatten beliebte, seine Rechte gekränkt zu glauben.

Trotzdem fiel ihm nicht ein zu zögern. Jede Schutzlosigkeit appelliert an die besseren Gefühle des Stärkeren, und mochte Burnett sonst sein wie er wollte, er war ein anständig fühlender Mann.

Noch immer schweigend folgte Lore ihm die Treppe hinauf, die er mit einem Wachszündholz erleuchtete, in sein Atelier. Warm und wohlig schlug ihr die Luft entgegen; in dem kleinen eisernen Ofen glühten noch ein paar einsame Kohlen. Er zog das Hirschweiblein, das an der Decke hing, zu sich herunter und zündete die roten Lichter darauf an, alle miteinander.

Lore stand und starrte vor sich hin, sie hatte noch keinen Schritt weiter gemacht, als den über die Schwelle.

„So,“ sagte er mit der selbstverständlichen Liebenswürdigkeit des Hausherrn, „nun machen Sie es sich für die kurze Zeit hier bequem. Dort steht eine Chaiselongue, strecken Sie sich aus, damit Sie erst einmal warm werden.“

Mit sanfter Beharrlichkeit zwang er sie unter seinen Willen, dann ging er in einen Nebenraum, vertauschte den

Frack mit einer Sammetjoppe und die nassen Lackschuhe mit trockenen Stiefeln.

Währenddessen lag Lore mit weit aufgerissenen Augen und starrte in die Lüfte.

„Mein Gott," dachte sie, „bin ich das wirklich? — Hier — in der Nacht — bei einem fremden Mann, den ich gestern noch nicht einmal gekannt habe? — Ist das denn möglich?" — Und sie tastete mit der Hand nach dem Kopf, fühlte den Kranz, der sie drückte, riß ihn aus den Haaren und ließ ihn zu Boden fallen.

„Was für fedriges, leichtes Haar sie hat," dachte Burnett, als er zurückkam und die zerstörte Frisur sah, „sie ist jetzt viel hübscher als den ganzen Abend."

Er hatte sich daran gemacht, einen heißen, starken Punsch zu brauen, der sie beide erwärmen sollte; es ging ihm schnell von der Hand, da er Übung darin hatte. Dann zwang er Lore zu trinken, und sie atmete tief auf und streckte sich wohlig.

Unter dem Mantel, mit dem sie zugedeckt war, sahen ihre beschmutzten, aufgeweichten Atlasschuhe hervor, aus denen die Nässe ordentlich herausquoll. Mit schnellem Griff hatte er sich der Füße bemächtigt.

„Halten Sie still," gebot er energisch, „oder wollen Sie sich den Tod holen?"

Sie war aufgefahren und starrte ihn entsetzt an, heißes Rot lag auf ihrem Gesicht, aber er sah sie nicht an. Die Schuhe von den Füßen streifend, warf er sie zu Boden, aber die kalten, nassen Füße behielt er fest in den Händen.

Er hatte schon mancher Frau ähnliche Liebesdienste geleistet, aber dann war sein Blut in Wallung gewesen, und sinnliche Glut hatte ihn beherrscht. Davon empfand er in diesem Augenblick nichts, das kindliche Gesicht vor ihm hätte nicht so entsetzt auszusehen brauchen. Es war etwas Reines, Heiliges, aus dem sein tiefes Mitleid für diese Frau entsprang.

Jetzt sah er auch erst, daß in ihrem Gesicht wirklich noch Kindlichkeit lag, trotz der herben, scharfen Züge, die

Rundung und Ausdruck beeinträchtigten, und er rieb die kalten Füße sanft und zärtlich wie eine Mutter und sagte dabei nur: „Armes Kind! Armes, liebes Kind."

Da schlug Lore die Hände vor das Gesicht und brach in konvulsivisches Weinen aus. Die Tränen rannen durch ihre Finger, und der ganze Körper zuckte. Er sagte ihr kein weiteres Trostwort, denn er begriff, daß die lange angesammelte Seelenqual des heutigen Tages sich Luft machen mußte, je heftiger, desto besser.

Endlich flossen ihre Tränen langsamer, nur zuweilen sickerte es noch feucht durch die Finger. Aber sie nahm die Hände nicht vom Gesicht, ein Gefühl der Scham vor diesem fremden Mann befiel sie plötzlich. Was dachte er jetzt wohl von ihr?

Zuletzt sah sie doch auf, scheu und verlegen wie ein Kind, das sich fürchtet, und ganz vergessend, daß ihr vom Weinen verschwollenes Gesicht sie entstellte. Da begegnete sie seinen Augen, die auf ihr ruhten . . . In impulsiver Aufwallung faltete sie die Hände und streckte sie ihm entgegen.

„Ich kann nichts dafür, daß ich so unglücklich bin! . . . Schrecklich unglücklich!" stammelte sie gebrochen. „Die Schuld mag an mir liegen, ich weiß es ja nicht . . . aber ich tue alles, um meine Pflicht zu erfüllen . . . Kein Mensch kann über sich hinaus . . . nicht wahr? . . . Man müßte doch Verständnis finden und Nachsicht, wenn man ein ganzes Leben miteinander leben soll . . . nicht immer nur Verdammungsurteile hören. — Ich kann nicht dafür, daß ich so bin wie ich bin . . . ich kämpfe ja dagegen an . . . Aber hier sitzt es." — Sie schlug mit der Faust gegen die Brust. — „Hier! Und ich kann es nicht bändigen — nicht ausreißen! Diese Sehnsucht! Diese wahnsinnige Sehnsucht! Von der ich nicht einmal weiß, wohin sie mich zieht!"

Hochatmend schwieg sie still, mit blanken Augen sah sie ihm Antwort heischend in das Gesicht.

Er hatte sich in einen alten gotischen Stuhl gesetzt, das Kinn in die Hand gestützt und die Stirn in Falten gezogen.

Merkwürdigerweise bemerkte er gar nicht mehr, daß sie verweint und unvorteilhaft aussah, sie war ihm innerlich nahe gekommen — so nahe, daß alles Äußerliche ohne Belang für ihn wurde.



„Frau Lore," sagte er nach einer kleinen Pause, „Sie fühlen heiß, tief und wahr! Das sind immer die Menschen, die schwer am Leben zu tragen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagen soll: machen Sie sich frei, der

Weg, den Sie jetzt gehen, ist nicht der rechte für Sie, er führt in die Wüste, in der jedes Leben verschmachtet . . . ich kenne Sie noch zu wenig, aber . . .“

„Ich habe ja ein Kind,“ sagte sie leise. „Ein Kind, an dem ich Genüge finden sollte, und doch nicht immer finden kann . . . Werden Sie mich nun verachten?“

„Nein!“

„Aber ich verdiene es, ich weiß wohl,“ fuhr sie überstürzt fort. „Ich weiß genau, das ist Unnatur! — Es muß Unnatur sein, denn man sagt es uns überall!“

Er lachte auf. „Das Natürliche, das wahrhaft Natürliche braucht man nicht zu besprechen . . . Wie kann denn so ein liebes, kleines, herziges Ding meinetwegen, einen voll entwickelten Menschen bedingungslos ausfüllen? Das wäre Unnatur. Erst das Individuum selbst, dann das von ihm erzeugte.“

Sie sah ihn scheu an. „Ich bin keine Nora, ich weiß es genau,“ sagte sie halblaut.

„Wenn Sie jetzt etwas ruhen wollten,“ — er rückte den Sessel so, daß der Schatten seines Körpers auf ihr Gesicht fiel, — „Sie sind erregt, Ruhe täte Ihnen sicher gut.“

Sie schüttelte hastig den Kopf. Ihre Augen begannen im Atelier herum zu wandern. Die vielen Bilder, die sie sahen, interessierten sie, das ganze intime Geistesleben, das in dem Raum zu wohnen schien, begann auf sie zu wirken.

„Wie glücklich Sie sind!“ sagte sie fast andachtsvoll.

„Glücklich?“ Er zuckte die Achseln. „Jeder hat im Leben sein Päckchen zu tragen! . . . Und jetzt sollen Sie schlafen.“

Er nahm ihren Kopf und drückte ihn in das weiche Kissen, statt des Mantels hatte er eine Decke um sie geschlagen, und nun führte er seine Finger leise und langsam über die klopfenden Pulse ihrer Schläfe.

Lore wurde unendlich wohl. Das pochende, schlagende Blut ebbte allmählich ab und wurde ruhiger, ihr Herz stürmte nicht mehr so wild, die erstickende Beklemmung

verschwand. Sie schlief ein. Plötzlich. Wie ein ruhig atmendes Kind lag sie da und schlief fest und tief.

Er rührte sich nicht, mit Befriedigung hörte er die gleichmäßigen Atemzüge und sah Lore an. Nicht mehr nach schönen, reinen Linien forschte er, sah auch nicht den ungezwungen keuschen Liebreiz ihrer kindlichen Stellung im Schlaf. Für ihn lag da ein Weib mit leidenschaftlicher, heißer Seele, die sich blutig rang im Aufbäumen gegen ihr aufgezwungene Ketten. Ein Weib, bei dem die Psyche den Körper unheilvoll beherrschte, das zeigten die schmalen, bleichen Wangen. — Würde sie diese Ketten brechen, wenn sich ihr eine starke Freundeshand entgegenstreckte? Lohnte es sich, einer Seele zur Freiheit zu verhelfen? — Er kannte die Frauen!

Wie manche hatten schon schluchzend an seinem Halse gehangen, darüber geklagt, daß sie, unverstanden vom Gatten, neben ihm dahinleben müßten in tiefer Herzensöde. Hatten Trost verlangt und Trost erhalten, während sie sich nicht genug darin tun konnten, den Gatten anzuklagen. Das waren die Hysterischen, die Burnett auf die Dauer am unleidlichsten dünkten, denn meist war es Langeweile und Sinnlichkeit, die sie ihm in die Arme getrieben.

Dieses junge Weib hier aber hatte kein Wort der Anklage gehabt, nur mit sich selbst gehadert; sie suchte den Urquell alles Unglücks in sich. Und wie sie ihm entgegenkam! Halb scheu, halb vertrauend, unschuldig, ehrlich in ihren Worten und doch verschwiegen, ohne eine Spur von sinnlicher Regung . . . Ein Dutzendweib war es wahrhaftig nicht.

Begierde stieg in ihm auf, dieses verschlossene Buch sich zugänglich zu machen, rückhaltlos ihre Seele vor sich ausgebreitet zu sehen, und ihr zu helfen und zu raten wie ein wahrer, warmer Freund. An ein Mehr dachte er nicht, wenigstens in diesem Augenblick nicht. Er war als Lebemann bekannt; aber auch Lebemännern begegnet es zuweilen, daß sie überrascht stehen bleiben, wenn das Leben ihnen eine Abart der „Frau" in den Weg wirft. Lore war eine solche. —

Er sah, daß allmählich Grau in das breite Atelierfenster hinein zu dämmern begann, und die Sorgfalt, die er um sie auszubreiten sich vorgenommen hatte, veranlaßte ihn, sie darauf aufmerksam zu machen.

„Der Tag kommt. Es ist halb sieben,“ sagte er.

Lore stand sofort aufrecht da. Ihre schmale, schlanke Gestalt in dem weißen, zerknitterten, beschmutzten Kleide sah so rührend aus in dem Zwielicht zwischen Morgendämmerung und Kerzenbeleuchtung. Viel Schatten, verschwimmende Linien, geisterhafte Blässe.— Sie streckte Burnett beide Hände entgegen.

„Ich danke Ihnen — o, ich danke Ihnen so sehr! — Mir ist, als trüge ich noch mehr von hier mit fort! Ruhe und Kraft!“

Er nahm ihre Hände und hielt sie fest in den seinen.

„Wenn Sie je einen Freund — einen Berater brauchen, Frau Lore . . . denken Sie an mich.“

„Ja!“

Sie nahm Mantel und Kopftuch um.

Er löschte die Lichter und öffnete die Türe des Ateliers. Von draußen durch das breite Fenster kam Licht genug herein, daß sie nicht die Stufen der Treppe verfehlen konnte, aber dieser graue Schein gab den beiden hinausschreitenden Gestalten auch gleichzeitig etwas seltsam Unpersönliches.

Eben hob sie den Fuß, um die Schwelle zu überschreiten, da hielt er sie noch einmal zurück.

„Frau Lore,“ sagte er, und seine Stimme klang tonloser als gewöhnlich, so, als ob er etwas atemlos wäre. „Sie gehen jetzt, und der Traum dieser Nacht — ein eigenartiger Traum — ist zu Ende! Ich will Sie nicht veranlassen, unter dem Druck des gegenwärtigen Augenblickes ein Versprechen zu geben . . . ich will Ihnen nur sagen, ich habe den Wunsch, Sie wiederzusehen, denn wir sind uns nahe gekommen in diesen Stunden — sehr nahe . . . und ich möchte Ihr Freund sein können.“

Sie senkte den Kopf. Tief, ganz tief. „Mein Freund! . . . das sind Sie. Ich werde Sie n i e vergessen. Aber

wiedersehen? — Ich bin eine verheiratete Frau und — habe ein Kind."

„Sie werden es sich vielleicht überlegen . . . Es geschieht manches, was man vorher nicht glauben würde . . . Ich warte auf Ihr Wiederkommen. Jeden Tag warte ich darauf! . . . Von elf bis zwölf bin ich allein in meinem Atelier, Sie würden niemand antreffen . . . Lore, ich weiß, daß Sie einmal kommen werden — lassen Sie mich nicht zu lange warten!" —

Er schloß die Türe und ging mit ihr die Treppe hinab, jetzt schweigend. Auch sie schwieg. Was er von ihr erwartete, schien ihr gar nicht so undenkbar in diesem Augenblick; hatte er sich ihr nicht als Freund erwiesen? Zu Hause mußte sie reiflich darüber nachdenken, wem sie eigentlich mehr schuldig sei, ihrem Manne, der sie verlassen, oder diesem, der sie beschützt hatte, als sie nicht aus noch ein wußte.

Als sie im Wagen saß, reichte sie ihm noch einmal die Hand. „Dank für alles!" murmelte sie bewegt.

Er küßte die kalten Finger, sagte aber nichts.

Der Wagen rollte davon.

Lore faßte die Stirn mit beiden Händen. Nun er fort war, sie allein, überfiel sie wieder die alte Beklommenheit.

IV.



Bursche und Mädchen räumten die Wohnung auf, als Lore klingelte. Sie waren zwar leise, aber doch sehr vergnügt miteinander. Die Herrschaft schlief wohl noch nach dem Ballabend, und so genau sah die gnädige Frau niemals nach, daß sie sich etwa vor ihrem Tadel gefürchtet hätten.

Mit weitoffenen Augen starrten beide auf die Heimgekehrte. Allein — morgens um diese Zeit! — Da hatte es sicher etwas gegeben zwischen dem Herrn und der Frau, die ja meist wie Hund und Katze miteinander zu leben pflegten. Die helläugigen Dienstboten wußten mehr, als Lore ahnte, denn das war ihr der schrecklichste Gedanke, daß irgend jemand dahinterkommen könnte, wie unglücklich sie in Wahrheit sei. Das zuzudecken war die Sorge ihrer Tage und Nächte, und sie lebte in der trügerischen Illusion, daß es ihr ziemlich gut gelang.

Schnell ging sie durch das Wohnzimmer, in dessen Ofen schon ein helles Feuer brannte, ohne zu sehen, daß auf dem Tischchen davor Bursche und Mädchen ihr Frühstück eingenommen hatten. Sophie wäre das freilich niemals passiert, und sie hätte die Schuldigen sofort zur Rechenschaft gezogen und sich dadurch in Respekt gesetzt. Aber Lore! . . .

„Soll ich helfen, gnädige Frau?“ fragte Emmy dienstbeflissen, während der Bursche mit seinem breiten Rücken den Tisch zu decken versuchte.

„Nein!“ Sie schüttelte den Kopf. Es wäre ihr unerträglich gewesen, unter den Augen des Mädchens ihrem Manne zu begegnen.

Das Schlafzimmer war verdunkelt, wie das jeden Abend geschah, nur eine schattenhafte Dämmerung herrschte darin, als sie die Türe leise aufklinkte. Trotzdem sah sie, daß das Bett ihres Mannes, genau wie das ihrige, unbenutzt war und noch aufgedeckt dalag.

„Gott sei Dank!“ sagte sie fast laut vor sich hin und atmete tief auf.

Also noch hatte sie Zeit, bis der Skandal losging. Er ahnte nicht, was aus ihr geworden, und hatte sich auch nicht darum gekümmert. Sie konnte schweigen oder sprechen, ganz wie sie wollte.

Eilig entledigte sie sich ihres Ballstaates. Verdorben, völlig unbrauchbar geworden, lag das Hochzeitskleid jetzt im Winkel, in den sie es geschleudert. Dieses Kleid, das Zeuge der unseligsten Stunde ihres Lebens gewesen war! Alles Folgenschwere, was über sie gekommen, entsprang einzig dieser Stunde!

Sie fühlte sich aufgeregt und erschöpft zugleich, unfähig, jetzt zu Bett zu gehen, und doch war es noch so früh, und sie fröstelte wieder stark. Unschlüssig zögerte sie einen Augenblick, aber dann schlüpfte sie in ihren warmen Morgenrock, band noch ein Tuch um die Schultern und schlich nebenan zu ihrem Kinde. Dort fand sie sicher am ersten ihre Ruhe wieder.

Lothar schlief noch fest. Sein glühendes Gesichtchen lag ihr abgewendet auf der linken Hand, ruhig und gleichmäßig ging sein Atem.

„Mein Kind!“ sagte sie inbrünstig, sank neben dem Bettchen in die Knie und legte behutsam den Kopf auf das weiße Kissen.

Etwas von der Ruhe des schlafenden Knaben schien auf sie überzugehen, als sie so dalag mit geschlossenen Augen und regellos durcheinander flutenden Gedanken.

Sie ging scharf mit sich ins Gericht.

Hatte sie unrecht getan, die Nacht bei dem Maler in seinem Atelier zuzubringen? Konnte sie vor ihrem Kinde verantworten, was sie getan?

Ihr Seelenleben war fein differenziert. Immer versuchte sie den Gründen nachzuspüren, aus denen etwas geschah; und die Schlüsse, zu denen sie dann oft kam, überraschten und verwirrten sie. — Sie wußte, daß die Welt sie nachsichtslos richten würde, wenn sie erfuhr, wohin sie sich heute nacht geflüchtet hatte. Ihr selbst aber war es unmöglich, Tadelnswertes darin zu entdecken. Sie war noch zu jung, um sich klar darüber zu sein, daß eine Frau jedesmal mit dem Einsatz ihres Selbst spielt, wenn sie etwas tut, was den allgemeinen Gesetzen entgegensteht. Sie fühlte sich meist so kampfesmutig und kampfesberechtigt den Vorurteilen gegenüber, die ihr als solche erschienen, daß sie auch ihrem Manne Widerspruch entgegensetzte, wenn er mit seiner landläufigen Weltanschauung zutage kam. Aber trotzdem versuchte sie immer gerecht zu sein, selbst in Zorn und Empörung, und sie glaubte auch stets, daß es ihr gelänge.

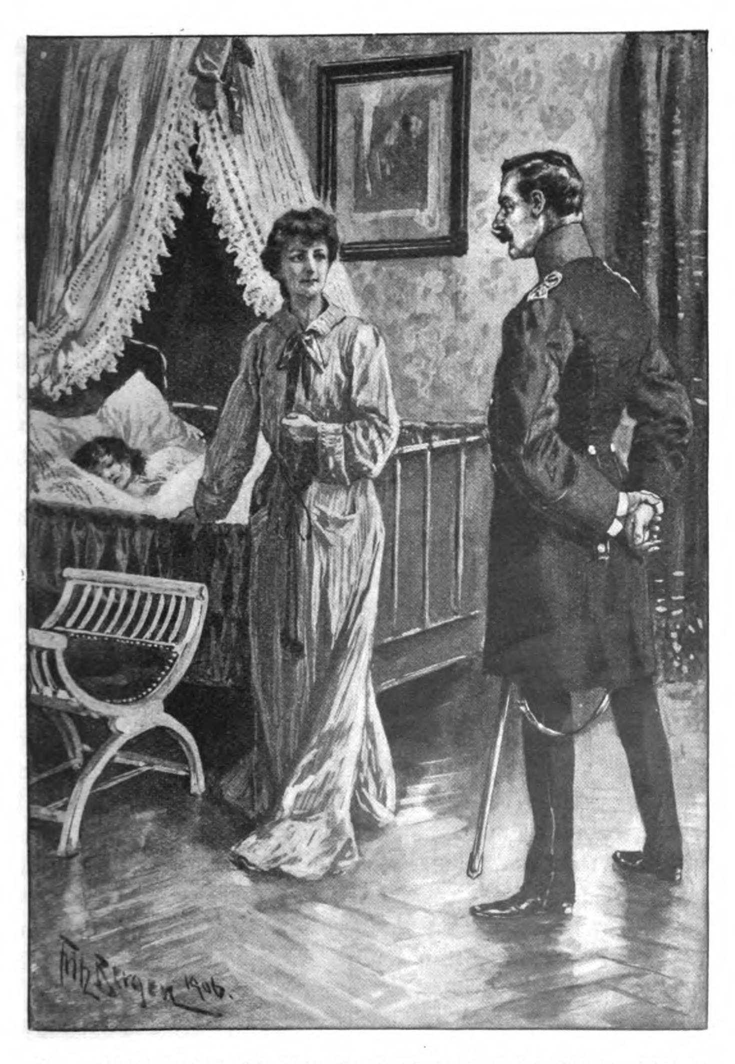
Ließ sie sich je einmal hinreißen, bereute sie es nachher tief. Durch ihr Kind fühlte sie sich unfrei und diesem gegenüber verantwortlich für jede Handlung, jeden Gedanken.

Da hörte sie die Korridortür schlagen, Säbelgerassel.

Theren trat ein, leise vor sich hinpfeifend.

Mit einem Schlage war Lores Ruhe dahin. Alles, was sie sich an Gleichmut erkämpft hatte, zerstob wie Spreu, ihr Herz klopfte, und das Gefühl der Empörung schnürte ihr die Kehle atemraubend zu. Sie sprang auf.

Er trat in das Kinderzimmer, sah seine Frau neben dem Bettchen stehen und sagte halb höhnisch, halb zornig: „Siehe da — du!!“



„Ja — ich!“ sagte sie tonlos, „deine Frau! Die du durch dein Betragen beschimpft hast, die du ohne Gewissensbisse allem möglichen aussetztest . . .“ (S. 60.)

Ihre matte, magere Gestalt straffte sich plötzlich, als wäre sie von Stahl, ihre Nasenflügel zuckten; sie hatte sich gelobt, jede Szene zu vermeiden, am Bette des Kindes stehen zu bleiben. Aber mit dem vollen Bewußtsein, daß sie ihren Entschluß brach, kam sie langsam, Schritt für Schritt, auf ihn zu. Ihre brennenden Augen bohrten sich in sein Gesicht.

„Ja — ich!" sagte sie tonlos, „deine Frau! Die du durch dein Betragen beschimpft hast, die du ohne Gewissensbisse allem möglichen aussetztest . . ."

„Bitte, keine solche tönenden Tiraden, wenn es dir möglich sein sollte. Ich habe dich nicht beschimpft, sondern mich nur amüsiert, wie es mein Recht ist. Und wenn du dich — entgegen allem Anstand, aller Sitte — an einen Kerl hängst, dann mag der auch sehen, wo er mit dir bleibt! Nicht du hast Rechenschaft von mir zu fordern, sondern ich von dir! Wo warst du?"

Das Kind war erwacht. Jauchzend und stampfend stand es mit den heißen, roten Bäckchen in seinem Bettchen auf und sah auf die Eltern.

Mit unbeschreiblicher Verachtung wandte sich Lore von ihrem Manne weg, dem Jungen zu.

Theren trat hart an sie heran. „Willst du antworten?"

„Nein!"

Er konnte sich ungefähr denken, daß sie vor dem Hause in Nacht und Nebel gestanden hatte, bis das Glück ihr jemand geschickt, der sie mit hinein genommen. Vielleicht wußte er nicht einmal, daß der Wächter nicht schloß. Jedenfalls hatte er nicht die Absicht, die Sache, bei der ihn die größte Schuld traf, irgendwie aufzubauschen. Es war ihm bequem gewesen, in den Nachwehen des Champagners seine Frau zu vergessen; nun wollte er, daß auch sie möglichst schnell vergaß.

„Sobald man das Haus betritt, hat man Ärger," sagte er ingrimmig, schnallte den Säbel ab und warf ihn auf den Tisch. „Ich will frühstücken!"

Lore klingelte. Noch war nichts vorbereitet; die Herr-

schaft pflegte am Sonntag lange zu schlafen. Sie hatte auch noch nicht daran gedacht; nun gab es wieder Vorwürfe seinerseits. Lore wandte sich verächtlich ab; sie nahm das Kind in ihre Arme.

„Mutti! Liebe Mutti!“ sagte Lothar zärtlich und nestelte sich an sie.

Theren trat an das Bett.

„Willst du wohl, du dummer Junge! Wer wird so weichmäulig sein!“

„Laß mir die Liebe des Kindes,“ rief sie fast drohend.

„Bah! Kindesliebe! Nichts weiter als die Anhänglichkeit der noch hilflosen Kreatur an den Ernährer. Mache dich doch nicht lächerlich mit deiner Empfindsamkeit.“

„Ich werde es nicht dulden!“ — Ihre Arme umschlangen den Knaben und drückten ihn an sich. Um des Kindes willen war sie immer im Kampfeszustand.

„Lothar!“ rief der Vater herausfordernd. „Her zu mir! Bist du denn ein albernes Mädchen? Ich denke, du bist mein Junge!“

„Dein Junge!“ sagte der Kleine stolz, entwand sich den Armen der Mutter und kroch zum Vater, an dessen Knöpfen er sich festhielt.

„Und deine Mama ist dumm! Ach — so dumm! Sage mal: ‚Dumme Mama!‘“

Der Kleine blickte den Vater verblüfft an; dann sagte er lachend: „Dumme Mama!“

Lore erblaßte; sie zitterte an allen Gliedern.

„Karl!“ rief sie heiser.

„Dumme — dumme Mama!“ wiederholte Theren noch einmal. „Mache ihr eine Faust, Lothar! Habe sie gar nicht mehr lieb; sie will dich zu einem albernen Peter machen.“

Das Kind ballte die Faust gegen seine Mutter, und da es das zornige Gesicht des Vaters sah, erwachte auch in ihm der Zorn. Bitterböse sah es aus.

Lore sagte nichts mehr. Ihre Hand hielt die Lehne des Bettchens umklammert; Tränen stiegen ihr in die

Augen. Er stahl ihr systematisch das Herz ihres Kindes, und sie stand dabei und konnte nichts dagegen machen!

Der Vater hob Lothar aus den Kissen und stellte ihn im Nachtröckchen auf den Boden, leichtgekleidet, bloßfüßig, in die Morgenkälte des ungeheizten Zimmers hinein.

„Ich dulde das nicht!" sagte Lore hart und faßte nach dem Kleinen.

Der schrie los. Ob er die Bewegung falsch deutete, ob schon in der kaum erwachten Menschenseele der Drang lebendig wurde, zu quälen, was sich quälen ließ? Wer weiß es!

„Leide es nicht, Lothar! Leide es nicht!" Wieder der hetzende Ruf des Vaters, während er auf das zornige Kind niedersah.

Lore ließ die Arme sinken und trat dicht an ihren Mann heran.

„O du!" sagte sie mit tiefer Verachtung. „Du! — Du! . . ."

Er packte sie plötzlich heftig an beiden Armen und schüttelte sie. Das Wort, das sie fähig war, ihm in das Gesicht zu schleudern, fürchtete er wohl doch. Mit zusammengebissenen Zähnen ließ sie es geschehen.

„Mutti!" schrie Lothar auf. „Meine Mama!" Und er wollte auf sie zustürzen und sich in ihre Kleiderfalten hängen, als hätte er die Absicht, sie zu schützen. Sein kleiner nackter Fuß geriet dabei unter den Stiefel des Vaters und wurde erbärmlich gequetscht. Wimmernd hockte sich das Kind zu Boden.

Theren stieß einen Fluch aus, riß seinen Säbel vom Tisch und ging, ohne sich um die Zurückbleibenden zu kümmern, in das Nebenzimmer. Dort machte er sich über den dampfenden Kaffee her. Es schmeckte ihm auch vorzüglich, trotz des Weinens der hellen Kinderstimme, die durch die geschlossene Tür drang.

Er war nun einmal so! Sentimentalitäten — mit diesem Wort bezeichnete er alle Seelen- und Körperschmerzen, weil er beide nicht kannte — waren ihm in den

Tod verhaßt. Seine Natur drängte immer nur nach beherrschender Betätigung, und er fühlte sich dazu vollkommen berechtigt. Für Männer gehörten sich keine Gefühle; sie machten nur weibisch. Das war sein Glaubensbekenntnis, und danach versuchte er seinen Jungen zu erziehen. Mochte sich Lore noch so sehr dagegen anstemmen, er wollte seinen Willen schon durchsetzen.

Die Mutter hielt indessen den schmerzenden Kinderfuß, der rot und geschwollen war, in der Hand und tröstete den Kleinen. Sie tat es nur halblaut, aus Furcht, den Gatten wieder zurückzurufen, und streichelte dabei das weiche Lockengeringel. Plötzlich fiel ihr etwas ein.

„Du wirst nicht wieder ‚dumme Mama' sagen, Lothar — nie wieder!"

„Aber Papa hat es gesagt!" Die dunklen Augen sahen sie verwundert an.

„Er! Ja, aber du sollst das nicht! Das tut mir weh, das kränkt mich — ich muß dann weinen."

Das Kind legte schnell seine Ärmchen um ihren Hals.

„Nicht weinen, Mama!" Und verschmitzt fügte es hinzu: „Ich sage es nicht wieder, wenn Papa auch will."

Lore seufzte schwer. Wenn sie so weiter fortfuhr, stachelte sie den Knaben zum Ungehorsam gegen den Vater, das wollte sie auch nicht, und doch tat ihr jede Herabsetzung aus dem Munde ihres Kindes, selbst wenn sie ahnungslos geschah, bitter weh. Was durfte sie tun?!

„Horch! Papa geht weg!" sagte Lothar und hob den Zeigefinger. Einen Augenblick strebte er von dem Schoße herunter; aber Lores Arme hielten ihn fest, obgleich sie kein Wort sagte.

„Ich bleibe bei dir, Mutti!"

Wieder schmiegte sich der Lockenkopf an ihre Brust. Sie fühlte sich Siegerin. Und ihn herzend und küssend, kühlte sie die feinen Zehen und hörte mit Genugtuung, daß ihr Mann sich entfernte. Nun kam er vor Tische nicht nach Hause, und sie hatte ein paar köstliche, ruhige Stunden vor sich, deren sie sich freute; denn sie hatte das Gefühl, als

müsse sie viel und reiflich nachdenken über etwas, das ihr ganzes Seelenleben beschäftigte, und das sie nur halb bei der Sache hier sein ließ.

Ein schwaches, ohnmachtähnliches Empfinden begann sie allmählich zu quälen. Wie sie sich erinnerte, hatte sie ja auch seit gestern keinen Bissen über die Lippen gebracht. Sie kleidete Lothar an und übergab ihn dem Burschen. Dann trank sie den kalten Kaffeerest und schlich für ein paar Stunden in das Bett. Sie fühlte, ihre körperlichen Kräfte verließen sie völlig.

Anfangs lag sie ganz apathisch; nicht einmal zum Denken reichte es aus. Dann war ihr auf einmal, als höre sie Burnetts Stimme, die zu ihr sagte:

„So dürfen Sie nicht gegen sich selbst wüten, Frau Lore!“

Diese Vorstellung war so lebendig, daß sie entsetzt die Augen aufriß. Aber Dämmerung und Stille umgab sie.

Wie kam es doch, daß dieser Mann solchen Einfluß auf sie ausübte, daß sie das Empfinden hatte, als hätte er sie mit einer Mauer umgeben, an der das Äußerliche abprallen, ihr Inneres sich freier entwickeln müsse? Waren nur ihre überreizten Nerven daran schuld, daß sie ihn jetzt um sich zu fühlen glaubte, als wäre er tatsächlich gegenwärtig?

Sie hob sich in den Kissen und stützte den Kopf in die Hand.

Wie kam sie dazu, diesem Fremden solchen Einfluß auf sich zu gestatten? War es, weil er sie erniedrigt und gedemütigt durch den Mann gesehen hatte, der berufen war, Schutz und Schirm für sie zu sein?

War es die Scham der Frau, die sich ohne ihre Schuld entwürdigt sieht?

Vielleicht das Gefühl der Haltlosigkeit, das sie beherrschte, seitdem sie verheiratet war, da sie in ihrem Manne nichts von alledem fand, wonach eine junge Frauenseele sich sehnt?

Sie kannte den Maler ja kaum; aber das hatte sie

empfunden, daß er taktvoll und gütig zu sein verstand, daß er ihr überlegen war an Lebenserfahrung und Willen, daß er verstehen würde, eine Frau zu führen, ohne ihre Individualität zu beschränken! Ja, unter solchen Verhältnissen war dann eine Ehe keine Sklaverei, sondern ein ideales Zusammenleben zweier Menschen, die sich gegenseitig über den Alltag erhoben.

Lores geschäftige Phantasie malte ihr ein solches Zusammenleben aus, schön — wunderschön! Aber sie vergaß dabei eins, daß sich dem Alltag niemals ganz entgehen läßt, daß er Daseinsberechtigung hat immer und ewig.



Auf einmal sprang sie mit beiden Füßen aus dem Bett und trat vor den Spiegel. Er hatte ihr Aussehen getadelt. War sie denn wirklich schon so häßlich geworden, so jung sie noch war?

Als sie die Gardine zurückriß, sah sie ein übernächtiges, graugelbes Gesicht mit tiefen Ringen unter den Augen, mit Schatten um den Mund und eingesunkenen Schläfen. Wahrhaftig reizlos! — Ihr fiel die üppige Wienerin ein, in die ihr Mann gestern so verliebt gewesen, die vielen Schönheiten, auf die Burnett sie aufmerksam gemacht hatte . . . mit denen konnte sie freilich nicht rivalisieren! — Und vor wenigen Jahren war sie doch auch erst eine erblühende Knospe gewesen, hübsch, jung, hoffnungsfroh! Hatte ihre Ehe das alles zerstört? — Bitterkeit er-

wachte in ihr, und die Resignation, zu der sie sich verurteilen wollte, tat weh.

Sie stützte den Kopf in die Hand und starrte ihr Spiegelbild an. — Eine Frau, die so aussah, brauchte nicht zu fürchten, daß sie die Leidenschaften eines Mannes erweckt, die konnte sich getrost und ohne Bangen einem Freundschaftsgefühl hingeben, wie sie es sich so heiß ersehnte.

Hatte Burnett nicht gesagt, er würde ihr Freund sein?

An dieses Wort wollte sie sich klammern wie an etwas Süßes, Köstliches! —

Tränen schlichen über ihr Gesicht während sie vor Frost schauerte, zähneklappernd kroch sie wieder in das Bett. Und immerfort weinend, ohne zu schluchzen, lag sie still in den Kissen, gleichzeitig froh und tief traurig. Dann war ihr plötzlich, als fühlte sie eine Hand warm, besänftigend und liebkosend über ihr Gesicht streichen, als sähen ein Paar Augen Gehorsam heischend und doch zärtlich sie an, wie in der Morgenfrühe in Burnetts Atelier, und sie fiel in festen Schlaf, aus dem sie einige Stunden später erquickt und gestärkt erwachte.

V.

Lore hatte sich in jener Ballnacht eine schwere Erkältung zugezogen, die sie zwang, tagelang das Bett und wochenlang das Zimmer zu hüten.

Sonst revoltierte sie gegen alles, was hemmend von außen an sie herantrat, diesmal blieb sie still und geduldig. Es erschien ihr als ein Fingerzeig von Gott, daß sie der Möglichkeit enthoben wurde zu Burnett zu gehen, wie sie es am Sonntag morgen sich fest vorgenommen hatte. Die Qual der Wahl blieb ihr erspart, denn nun, nach so langer Zeit, erwartete er sie wohl sicher nicht mehr, hatte jenes Ballnachtabenteuer längst vergessen, um so mehr, als sie auch nicht gewagt hatte, zu schreiben, um ihm ihre Krankheit mitzuteilen.

So sehr Lore bereit war, im ersten Augenblick alles hinter sich zu werfen, was ihre stets sehr starken Impulse, aus denen heraus sie eine durchaus kampfbereite Natur war, beeinträchtigte, — so stark wirkten, wenn der erste gewaltige Antrieb überwunden war, die gegenteiligen Pole ihrer guten, ja engherzigen Erziehung auf sie ein, die sie stärker fesselten und knebelten als Ketten und Bande. —

Jetzt dachte sie gar nicht mehr daran den Maler aufzusuchen, im Gegenteil, in ihrer krankhaften körperlichen Ermattung spann sie sich vollständig und wunschlos in die Häuslichkeit ein, hätschelte ihren Knaben und freute sich dankbar der Windstille, die augenblicklich in ihrer Ehe herrschte.

Sie hatte die besten Vorsätze — ja, fand es nicht einmal schwer, ihnen nachzuleben. Alles in ihr war ruhig und still. —

Eines Morgens erwachte sie frisch und munter, der graue Schneehimmel war vergangen, hell leuchtete es durch das Fenster, und lind war die Luft, die hineindrang. Der Winter ging — es wurde Frühling.

Und in Lores Gemüt war wieder das alte, unsinnige Drängen und Stürmen, ohne daß sie wußte, woher es kam und was es bedeutete, als müßte sie irgend etwas beginnen — irgend etwas Großes, Befreiendes. Sie nahm ihren Knaben und setzte sich mit ihm an das offene Fenster, zuweilen strich sie mit der Hand über die Stirn und atmete beklommen. Sie kannte diesen Zustand, er befiel sie oft ohne Grund, ihr selbst zur Qual, als würde sie willenlos einer fremden Macht preisgegeben, die sie hin und her riß.

Plötzlich faßte sie ein furchtbarer Schreck.

Drüben ging Burnett auf dem Trottoir. Sie fuhr zurück und riß den Knaben mit sich. Gleich darauf aber schämte sie sich. Weshalb denn? Was hatte er ihr getan? Nur Gutes, und sie war undankbar gewesen! — Undankbarkeit haßte sie aber, empfand sie als eine erbärmliche Charakterlosigkeit. — Nein, im Gegenteil, sie wollte heraussehen, ihn freundlich grüßen, damit er sah, sie gedachte sei-

ner, wenn sie auch nicht gekommen war. Weit beugte sie sich zum Fenster hinaus. Da sah sie, daß eine zufällige Ähnlichkeit sie getäuscht. Es war nicht der Maler.

Sie setzte Lothar zur Erde und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Ihr Verhalten Burnett gegenüber, das sie bisher so befriedigt, erschien ihr auf einmal in anderem, häßlichem Licht. Warum brachte sie ihm Mißtrauen entgegen und scheute sich, ihn wieder aufzusuchen, ihm zu danken? Das hatte er wahrhaftig nicht um sie verdient! Ein freundliches Wort, ein herzlicher Händedruck hinterher — das wäre doch eigentlich ihre Pflicht gewesen.

Immer unsicherer wurde sie im Gemüt; immer mehr trieb es sie, eine Unterlassungssünde, deren sie sich schämte, wieder gut zu machen.

Ihr Mann würde nicht fragen, wo sie gewesen — Lüge erschien ihr als Schande — er ahnte ja nicht, was sie vorhatte, und mit diesem einen Mal sollte es dann auch genug sein, denn sie erinnerte sich deutlich der starken Ausfälle des Gatten, sobald er auf „diesen Kerl" zu sprechen kam, dem er „nicht raten wolle, ihm jemals wieder zu begegnen". —

Lore stürzte in ihr Schlafzimmer, ordnete das Haar, nahm Hut und Mantel und verließ das Haus. Wieder war ihr Entschluß ganz impulsiv zur Tat geworden. Auf der Treppe fragte sie sich, ob sie heute wohl besser aussähe, als an jenem Ballabend, aber sie war sich dessen nicht sicher.

In den Straßen wehte es wirklich wie Frühling. Um eine alte Frau, die einen Korb mit Veilchen hielt, duftete es süß und berauschend. Lore kaufte ein Sträußchen und steckte es zwischen die Knöpfe ihres Jacketts.

Je näher sie Burnetts Atelier kam, je langsamer wurde ihr Schritt. Die Tochter aus gutem Hause, die Ehefrau der besten Gesellschaftskreise erwachte in ihr; abenteuerlich schien ihr auf einmal das Vorhaben.

Schon von weitem hatte sie das Haus erkannt; ihr Herz begann zu schlagen, unschlüssig trat sie an das nächste Schaufenster und warf scheue Seitenblicke auf das offene Tor. Da sah sie eine sehr elegante Dame dasselbe verlassen,



„So spät kommen Sie! So spät! – So lange ließen Sie mich warten! — Und doch — Dank! — Tausend Dank, daß Sie überhaupt gekommen sind!“ (S. 70.)

eine Dame, die ihr bekannt vorkam. Kein Zweifel, es war Frau von Beck; dieses wunderbare, rötlichblonde Haar gehörte keiner anderen.

Die beiden Frauen blickten sich in das Gesicht, als sie einander begegneten. Die schöne Blondine sah geärgert aus, und Lore fiel plötzlich ein, daß Burnett ihr versprochen hatte, sechs Wochen lang täglich seine Türe zwischen elf und zwölf Uhr für jedermann — außer für sie — verschlossen zu halten. Heute waren erst vier Wochen vergangen . . . sah deshalb Frau von Beck so geärgert aus? Das Herz wurde ihr plötzlich leichter; die Eitelkeit der Frau regte sich in ihr. Schnell legte sie die kurze Strecke zurück, die sie noch vom Atelier trennte, und lief fast die vier Treppen in die Höhe. Auf dem letzten Absatz lag ein Veilchenstrauß wie der ihre, den hatte Frau von Beck verloren.

Als Lore den schweren Metallklopfer an die geschlossene Türe fallen ließ, wurde ihr wieder ganz eigen zu Sinn. Er dröhnte so mächtig, und alles blieb trotzdem still. Sie atmete ein paarmal beklommen auf, dann wich die Türe vor ihr, lautlos und weit klaffte sie auf.

„Lore!“

Ihre Hände wurden ergriffen, sie überschritt die Schwelle, den dunklen Vorhang dahinter und stand im Atelier ohne es selbst zu wissen.

„So spät kommen Sie! So spät! — So lange ließen Sie mich warten! — Warum nicht früher? — Und doch — Dank! — Tausend Dank, daß Sie überhaupt gekommen sind!“

Seine Hände zitterten, sie fühlte es wohl; der ganze Empfang war wie in Leidenschaft getaucht, und sie erschrak.

Wäre sie die raffinierte Kokette gewesen, die ein Studium daraus gemacht, den Maler zu entflammen, sie hätte es nicht geschickter anfangen können. Dies lange Wartenlassen, das ihn zwang, täglich an ihre Person zu denken, dies Hangen und Bangen, das ihm völlig ungewohnt war, hatte seine Einbildungskraft erhitzt und ihm Lore begehrenswerter gemacht, als sonst ein Weib. Er

hatte unablässig an ihrem Wesen studiert, das ihm in all seiner Einfachheit wie ein schwer verständliches Kunstwerk vorkam; er hatte sie im Geist nach seinen Wünschen umgeschaffen, ihr alles gegeben, was er an Phantasie, Wärme und Gefühl besaß — aber — sie kam nicht! —

Und nun war sie da! Endlich!

Ungestüm zog er sie an sich, nachdem er ihre beiden Hände nur noch fester gefaßt. Seine Augen sanken in die ihren, sie fühlte den Hauch seines Mundes, der sich ihr entgegendrängte.

Da riß sie sich los und floh an das äußerste Ende des Ateliers. Angstvoll flehend sah sie ihn an, so hilflos und erschreckt wie ein geängstigtes Kind. Ihre immer noch ausgestreckten Hände schoben ihn gewissermaßen weit, weit von sich, als müsse sie eine Mauer zwischen sich und ihm aufrichten.

„Nicht so," sagte sie flehend, leise. „Nicht so! Wie könnte ich meinem Knaben wieder unter die Augen treten — wie ihn je wieder küssen, wenn meine Lippen nicht rein geblieben wären. — Ich will gleich wieder gehen — aber das nicht!"

Ihre leise Stimme, die flehenden Augen entwaffneten ihn völlig.

„Nein, nein, Lore! Bleiben Sie! Sie sollen keine Ursache haben, sich wieder über mich zu beklagen."

Er strich mit der Hand über sein kurz geschnittenes Haar und seufzte. Wie weit von der Wirklichkeit hatte ihn doch seine bis aufs Äußerste gereizte Phantasie entfernt!

Sie hatte beide Handflächen gegen die Brust gedrückt und atmete beklommen.

„Ja — ich wollte Ihnen danken," sagte sie abgebrochen, „denn ich glaubte, Sie würden mich für sehr undankbar halten, wenn ich nicht käme. — Das sollte nicht sein. — Sie waren so gut gegen mich. Was hätte aus mir werden sollen ohne Sie!"

Er zuckte die Achseln und deutete auf einen Stuhl.

„Bitte, wollen Sie sich nicht setzen?"

Lore schüttelte den Kopf.

„Danke!“ Und plötzlich setzte sie schnell hinzu: „Ich bin so betrübt!“

„Warum?“

„Weil ich mir unser Wiedersehen anders gedacht hatte! — Sie versprachen mir, ein Freund zu sein — und ich hatte daran geglaubt — bis jetzt.“

Er kam schnell auf sie zu, ohne ihr erschrecktes Zurückweichen zu beachten.

„Lore, Sie sind ein Kind! — Verlangt das Weib in Ihnen denn nicht nach Huldigung — nach Liebe? Sie scheinen mir wenig damit bedacht!“

Sie schlug die Augen zu ihm auf, klar und rein wie die eines Kindes.

„Ich würde nie etwas tun, um dessentwillen ich mir Vorwürfe machen müßte, nicht einmal dergleichen wünschen! Dafür bin ich ja Mutter. Aber nach etwas Freundschaft ... nein — nicht nach etwas, nach viel — unaussprechlich viel Freundschaft sehne ich mich, und die hoffte ich bei Ihnen gefunden zu haben ... Auch Verständnis!“ setzte sie leise hinzu.

Er lächelte.

„Bei einem Manne darauf zu rechnen, ist zum mindesten gewagt. Und ich versichere Sie, Lore, Frauen wie Sie gibt es nicht viele.“

„Das ist auch nicht nötig,“ sagte sie eigensinnig. „Die Hauptsache ist nur, daß man versucht, mit meinen Empfindungen zu rechnen.“

„Ich will es versuchen.“

Sie sah ihn so lieb und herzig an, daß er wieder den dringenden Wunsch hatte, sie an sein Herz zu ziehen und mit Küssen zu bedecken; aber im nächsten Augenblick schämte er sich dieser Regung.

„Ich will es wirklich ernstlich versuchen,“ wiederholte er noch einmal.

Da bot sie ihm lächelnd die Hand. Er nahm sie in seine beiden und hielt sie fest. Sie merkte instinktiv, daß

die Gefahr vorüber war, daß sie ihm jetzt ganz vertrauen konnte.

„Ja, ich will Ihr Freund sein, Lore! So ehrlich und aufrichtig wie nur ein Mensch dem anderen sich hingeben kann. Ihre kleine arme, herumirrende Seele will ich festzuhalten suchen und ihr den richtigen Weg zeigen, so weit ich vermag. Denn ich habe Sie lieb!"

Ein heißes Glücksgefühl durchströmte sie plötzlich, sie fühlte ihren Sieg. Diesen unerwarteten, ungeahnten Sieg als Frau. Und gleichzeitig hatte sie warme Zuneigung ohne ihr Zutun gefunden. Sie hatte sich immer so sehr nach etwas Wärme in ihrem armseligen Leben gesehnt! Zutraulich wie ein gläubiges Kind blickte sie zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen tausendmal! Und ich nehme es an. — O, wie gern!"

Ohne Ziererei setzte sie sich nun auf den Stuhl und legte die Arme auf die geschnitzten Seitenlehnen. Er beobachtete sie dabei. Das helle Licht überströmte sie und ließ kein Hautfältchen, kein Fleckchen unbeleuchtet. Er sah aber auch ebensogut das warme Rot ihres Gesichtes, das kam und ging, je nachdem sie fühlte, die tiefen, sehnsüchtigen Augen, in denen zuweilen ein Fünkchen Schalkheit blitzte, die ungesuchte Grazie ihrer Bewegungen.

„Und diese Frau konntest du einmal häßlich finden, du Narr!" dachte er fast mitleidig mit sich selber. Gleichzeitig schämte er sich seiner Brutalität bei ihrem Empfange.

Das hätte er wissen können, daß sie nicht eine war, die sich so überrumpeln ließ, die ihm gleich als Beute in die Arme sank! Und er fragte sich ehrlich, ob ihm das überhaupt recht gewesen wäre, wenn es geschehen. — Gewiß nicht! Die konnte er zu Dutzenden haben, aber nur eine Lore!

Und er empfand ein Entzücken, wie seit langem nicht, seit seiner Jugend nicht — daß gerade diese Frau ihm hier gegenüber saß, und nicht zum letzten Male. Schritt für Schritt wollte er sich ihre Seele erschließen, ihr Vertrauen gewinnen, alles geben, was ein Mann einer Frau geben kann, und wenig dafür verlangen. Ganz wenig!

Wer ihm diese Bescheidenheit noch vor wenigen Tagen prophezeit hätte! —

„Erzählen Sie mir ein bißchen von sich!“ sagte er endlich.

„Von mir!“ Sie stützte ihren Kopf in die rechte Hand und blickte nachdenklich zu Boden. „Ja, da ist vielleicht nicht viel zu erzählen; es ist alles so einfach, so furchtbar uninteressant. Denken Sie nur, auf dem Lande geboren, erzogen von alten Leuten, die nichts vom Leben kannten, nichts vom Sturm und Drang in der eigenen Brust. — Ich denke jetzt oft an meine Großeltern wie an ein Wunder. Als sie starben, kam ich zu meinem Vater zurück, in unerträgliche Stiefverhältnisse, denen ich durch meine Heirat entfloh. Das ist alles.“

„Haben Sie Ihren Mann geliebt, Lore?“

„Ich weiß nicht. — Was man als sechzehnjähriges Mädchen so Liebe nennt! . . . Aber —“ ihre Augen blitzten zu ihm hinüber, — „es ist unrecht, nein, es ist eine Sünde, solche unwissenden Kinder in die Ehe gehen zu lassen, ohne ihnen zu sagen, was sie auf sich nehmen.“

„Ja, die Ehe!“ sagte er lässig und wippte mit seinem Lackschuh auf und nieder.

Lore sah ihn kampfeslustig an. „Was verstehen Sie denn davon! — Sie sind ja unverheiratet, und dafür können Sie Gott danken.“

Er lachte. „Warum denn? Als verheirateter Mann würde ich zum Beichtvater zum Beispiel viel besser passen.“

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Ach nein. So ist es schon besser! Sie würden sonst vielleicht den Maßstab der Vortrefflichkeit Ihrer Frau an mich legen, und das brächte mich in Nachteil. Verheiratete Männer sind immer rigoros. Nein, es ist schon besser, wie es ist.“

„Sie sind ein Kind, Lore!“ sagte er wieder. „Also gut, dann seien Sie mit dem Unverheirateten zufrieden und verzeihen Sie dem eine indiskrete Frage. Hat es noch vielen Ärger nach neulich für Sie gegeben?“

„Nein. Verhältnismäßig wenig, und ehrlich gestanden,

ich habe mich eigentlich darüber gewundert, daß mein Mann die Sache so auf sich beruhen ließ."

„Das konnte ich mir denken!" dachte er ergrimmt. „Er weiß wohl, warum!"

„Aber froh war ich doch," fuhr sie arglos fort, „es ersparte mir eine Lüge. Die Wahrheit konnte ich ja nicht gut sagen — und ich lüge so ungern."

Es kitzelte ihn beinahe, sie von dem Kinderglauben der ehelichen Mannestreue zu kurieren — aber nur einen Augenblick, dann biß er die Zähne fest aufeinander. Wollte er sie sich damit geneigter zu machen suchen? Pfui — das wäre gemein! Und mit Gemeinheit hatte Charles Burnett nichts zu tun! —

„Aber trotzdem hätten Sie mich geschützt — auf Kosten Ihres guten Gewissens," sagte er gerührt.

„Sie waren so gut gegen mich! Und ich habe das Gefühl, als wären wir uns nahe gekommen, so nahe, daß wir uns gar nicht mehr mißverstehen können — trotz — —" Sie stockte verlegen.

„Sehr nahe. Gewiß, Lore, sehr nahe! Und was sich dazwischendrängen will — jagen Sie es weg — leiden Sie es nicht — ich bitte Sie darum, und Sie versprechen es mir, nicht?"

Ganz einfach gab sie ihm die Hand. „Ich verspreche es feierlich."

Dann stand sie auf und sah sich in seinem Atelier um, mit der Neugier eines sehr jungen, sehr naiven Geschöpfes. Vor einer Madonna geriet sie in Entzücken.

„Aber Lore," sagte er ärgerlich, „das ist mein schlechtestes Bild. Eine Sudelei! Wie kann man nur so wenig künstlerisches Verständnis haben."

„Ich bin ja nur ganz dummes Publikum," sagte sie tröstend, „das darf Sie nicht weiter berühren. Aber das Kind, finde ich, sieht meinem Jungen ähnlich. Und wie die Mutter es festhält! So, als könne sich nichts, nicht einmal ein harter Gedanke zwischen beide drängen, das gefällt mir so."

Sie legte den Veilchenstrauß, den sie aus der Jacke gezogen, auf die Erde vor das Bild und drehte sich Burnett wieder zu. „Wie hübsch Sie es hier haben! Ich empfinde Schönheit in allen Dingen tief, wenn ich auch von der Malerei nicht viel verstehe. So möchte ich es wohl auch um mich haben, aber mein Mann ist gegen dergleichen, er hat immer nur den praktischen Standpunkt im Auge. Da kann ich nicht viel machen, und Ihnen würde es nicht bei uns gefallen, das weiß ich."

„Aber Ihre Person ist doch Ihr Eigentum."

Lore lachte bitter auf. „Meinen Sie das wirklich? — Da ist erst das Urteil meiner lieben Schwägerin Sophie, und dann — so vieles andere . . ." Sie dachte an ihre beschränkte Kasse, und wie es bei ihrer allseitig gerügten Untüchtigkeit im Haushalt überall unvorhergesehene Ausgaben gab, die ihr persönliches kleines Budget noch schmälerten. Für Schönheitsdrang blieb wenig übrig!

Jetzt kratzte und winselte es draußen an der Ateliertüre und bellte kurz auf.

„Marco kommt, mich zu besuchen. Sind Ihnen Hunde unangenehm?"

„Nein."

Burnett öffnete. Ein sehr schönes, lang- und gelbhaariges Exemplar eines Bernhardinerhundes trottete über die Schwelle, sich liebkosend und schweifwedelnd an seinem Herrn reibend. Dieser warf einen schnellen, prüfenden Blick die Treppen hinunter, aber alles war leer.

„Hier stelle ich Ihnen meinen allerbesten Freund vor, Lore," sagte er, den Hund am Halsband nach sich ziehend. „Meinen allertreuesten."

Sie strich ihm über das Fell; er leckte ihre Hand und legte sich ihr zu Füßen.

„Das ist seltsam! Der Hund ist sonst nicht so zutunlich zu Unbekannten. Er ahnt, scheint mir, die Gefühle seines Herrn."

Lore errötete leicht und beugte sich wieder zu dem Tier herab.

„Setzen Sie ihm getrost den Fuß auf den Nacken, er leidet es gern, wenn er zu jemand Neigung hat.“

Sie tat es und lachte hell auf wie ein Kind, als der halbe Fuß in der Mähne versank.

Er sah sie an. „Gott sei Dank, daß Sie doch noch lachen können, Lore! Es ist das erstemal, daß ich es von Ihren jungen Lippen höre.“

Sie faltete die Stirn. „Ich habe wenig Ursache dazu. Außer meinem Jungen fragt auch niemand danach. Aber heute! — Mir ist das Herz so voll und leicht, als gäbe es keinen Kummer in der Welt. Das sind so unerklärliche Stimmungen. — Heute ohne Grund seelenfroh, morgen zu Tode traurig. Kennen Sie das auch?“

Er machte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe. „Künstlernaturen fühlen so. Sie sind auch eine Künstlernatur, Lore.“

Sie preßte die Hände gegen die Brust. Wie gut er diese Bewegung kannte!

„O, wenn ich es nur wäre! Wenn nur! — Dann wollte ich mich über nichts beklagen. Nur einen Zweck haben! Ein Ziel! Ein Streben! Ausdrücken können, was man fühlt und denkt!“

„Haben Sie es noch nie versucht?“

Sie wurde rot. „O ja, früher — ehe ich verheiratet war. — In Versen und in Prosa. Ich war eben ein Kind."

„Und wo ist das?"

„Mein Mann hat es zerrissen und verbrannt, als ich seine Frau war. Denken Sie nur, damals habe ich geweint. — Aber es ist ja richtig, eine verheiratete Frau hat mehr und besseres zu tun . . . Nur daß der Wunsch ewig rege bleibt nach Schaffen, Sichausleben in dem Geschaffenen! . . . Ich mag Ihnen recht töricht vorkommen mit all dem, was ich sage, aber ich sage es auch nur zu Ihnen allein."

„Recht so, Lore! Ich verstehe Sie genau, scheuen Sie sich nie, alles auszusprechen, was Sie denken. Freilich, von himmelblauen Illusionen bin ich naturgemäß weit entfernt . . ."

„Ich auch!" sagte sie leise. Ihre Stimme, ihre Augen hatten wieder den seltsamen, verinnerlichten Ausdruck, den er in jener Ballnacht zuerst an ihr bemerkt, der ihn so gefesselt hatte. Auch jetzt riß es ihm ordentlich am Herzen, ganz leise strich er über ihre Schulter, den Arm herab.

„Wann sehe ich Sie wieder, Lore?"

„Sobald ich kann." Das war hastig und impulsiv gesprochen, nun erschrak sie. „Sagen Sie mir, darf ich wiederkommen? Sagen Sie es mir als Freund, als Berater, so ehrlich, als wäre ich Ihre Schwester!" flehte sie.

„Sie sind mir lieber als eine Schwester, Lore, und ich sage Ihnen — ja, Sie dürfen! Was sollte Sie auch zurückhalten? Sie geben mir nichts, was Sie einem anderen nehmen. Wer fragt denn nach Ihrer Freundschaft, Ihrem warmen Herzen? Diese Gefühle in Ihnen sind unbegehrt. — Mit Ihrem Kinde will ich teilen, sonst freilich mit niemand — aber ich weiß ja auch, daß ich das nicht brauche. — Wann kommen Sie wieder, Lore?"

Sie sah ihn ungewiß an. „Bald!"

„Das genügt mir nicht. Ich will solche Folter nicht wieder ertragen. Wann also?"

„Sonnabend."

„Es ist gut, ich erwarte Sie also jeden Mittwoch und Sonnabend hier bei mir.“ Seine Stimme klang herrisch.

Lore fühlte, sie hatte keine Macht, dagegen anzukommen. Und doch war es so anders, als wenn ihr Mann etwas befahl oder verlangte. Bei allem Zwingenden etwas so Weiches, Zärtliches.

Eindringlich fuhr er fort: „Sie werden es nie bereuen, Lore! Nie! Schreiben hierher können Sie mir jederzeit, aber nie mit Ihrer Namensunterschrift, und verschwiegen und vorsichtig werden Sie ja ohnehin sein, nicht?“

Sie nickte beklommen.

„Lebwohl, mein Liebling!“ sagte er und küßte ihre Hand so ehrerbietig wie etwas Heiliges. —

Sie ging wie im Traum. Die Welt schien ihr anders geworden, schöner, stiller und friedvoller. Auch in ihr brauste es nicht mehr so ungestüm wie sonst. Sie hatte einen Freund gefunden! Einen Menschen, dem sie rückhaltlos vertrauen durfte, zu dem sie sprechen konnte, wie sie empfand, der sie trösten und beraten würde . . . Die größte Sehnsucht ihres einsamen Lebens hatte sich verwirklicht! —

Merkwürdig, daß sie sich nie zu einer Geschlechtsgenossin hingezogen fühlte, schon als Kind nicht. Sie hatte das instinktive Gefühl, daß diese ihr nichts zu geben hatten, und ihre unruhige Natur rang nach Anlehnung und Ausgleich zu gleicher Zeit. — Ein Freund! — Die Welt zweifelte an solchen Bündnissen, sie nicht. — Sein Empfang war vergessen, er hatte ja ihren Ernst gesehen und respektiert, damit war abgetan, was über die Freundschaft hinauswachsen wollte.

Aber daß sie doch noch, trotz ihrer scheußlichen rosa Rosen, Reiz genug besessen hatte, um ihm auch als Frau zu gefallen, war ihr ein kaum eingestandener Triumph. Sie war so ganz Weib in ihrem Fühlen und Denken, daß sie die Gleichgültigkeit ihres Mannes gegen ihre äußere Erscheinung als Herabsetzung empfand, das Wohlgefallen eines anderen sie dagegen in ihren eigenen Augen wieder hob. Und sie war ja noch so jung, so gläubig und vertrauensvoll,

gärender Most, aus dem sich erst der edle Wein entwickeln sollte; diese kleinen Fehler waren verzeihlich. — Sie nahm sich auf dem Nachhausewege vor, die alltäglichen kleinen Miseren mit mehr Ruhe zu ertragen als bisher. Sanft und nachgiebig wollte sie von nun an gegen ihren Mann sein, um dadurch gut zu machen, was sie durch diese Freundschaft sündigte. Denn sie war zu gewissensrege, um sich nicht klar zu sagen, daß diese Freundschaft in den Augen der Welt tadelnswert, in denen ihres Mannes ein Verbrechen war. — Aber sollte sie denn auf alles verzichten, nur weil sie die Frau war, während er seinen Neigungen ohne Einschränkung nachging?

Das kam ihr auf einmal unerträglich ungerecht vor. —

Trotzdem seufzte sie beklommen. Das Geschehene, obgleich sie es festhalten wollte mit der ganzen Kraft ihres Naturells, beunruhigte sie nun doch, je mehr sie darüber nachdachte und stürzte sie in ein Wirrnis von Gefühlen und Gedanken, denen sie sich widerstandslos hingeben mußte. Aber vorherrschend blieb doch ein tiefes Glücksgefühl. —

Auch an Burnett war Lores Besuch nicht spurlos vorübergegangen, aufgeregt durchmaß er sein Atelier. Das war nun die Frau, nach der er sich so heiß gesehnt hatte, daß er halb krank davon war; aber wie anders erschien sie ihm in Wirklichkeit, als in seinen Phantasien. Hätte er tauschen mögen? Er schüttelte heftig den Kopf. Ihre Blumen hatte er aufgehoben und drehte sie nervös zwischen den Fingern. Sie begannen zu welken, aber ihr Duft erinnerte ihn noch an Lore. Daß sie kein Parfüm an sich trug, war das erste gewesen, das ihm an ihr gefallen hatte; er haßte parfümierte Frauen. Überhaupt begriff er sich jetzt gar nicht, daß er imstande gewesen, sie so leidenschaftlich zu begrüßen. Er kannte doch die Frauen und wußte mit ihnen umzugehen! — Sie fürchtete ihre Lippen zu beflecken und in stummem Schuldbewußtsein dann vor den klaren Augen ihres Kindes dazustehen . . . An ihren Mann dachte sie nicht. — Wie rührend das war, und gleichzeitig wie absurd! Wenn der Kinder wegen alle Küsse ungeküßt

bleiben sollten!! Und doch freute es ihn, daß sie gerade so und nicht anders war.

Er hatte für sich mit dem Leben abgeschlossen und nicht mehr für möglich gehalten, daß sein Herz noch einmal in Glut geraten würde. Ein kleiner Scherz, ohne viel Erregung für beide Teile, o gewiß, das brauchte seine nervöse Künstlernatur. Aber daß es ihn so packen würde! — Und gerade diese Frau! So gar nicht hervorragend, auf den ersten Blick sogar unbedeutend, in Verhältnissen stehend, die ihm nicht allein unbequem, sondern auch gefährlich werden konnten — er hatte in seinem ereignisreichen Leben gelernt, Konsequenzen zu ziehen! — Und doch — er fragte unklugerweise nach dem allen nichts! Dieses überschäumende, unfertige, halb unbewußte Temperament, das wie Flammen überall aus ihr herausschlug, hatte ihn vollständig gefangen genommen. All die guten Instinkte seiner Natur, an die er kaum selbst noch geglaubt, erwachten ihr gegenüber. Er wollte mit der Hochherzigkeit des Starken sie zu schützen versuchen, ohne an eigenen Lohn zu denken; er wollte sie stützen und leiten, so weit es ihm möglich war, diesem gärenden Drängen und Treiben in ihr feste Bahnen schaffen. Sie sollte nicht verkommen unter der brutalen Engherzigkeit, Rücksichtslosigkeit und dem Egoismus eines Mannes, von dem er wußte, daß er tief unter der Frau stand, obgleich er noch kein Wort mit ihm gesprochen hatte. Er haßte den Mann.

Mit welcher Roheit hatte er sich ihrer an jenem Ballabend entledigt, von wieviel Leid und Tränen sprachen damals ihre kurzen, qualvollen Ausdrücke.

„Lore, liebe kleine Lore!“ sagte er laut, von heiligem Mitleid erfaßt, und drückte die Veilchen an seine Augen.

Dann trat er vor den Spiegel und sah sich aufmerksam an. Das Haar an den Schläfen war grau, wenn auch voll; viel feine Linien umzogen die Augen, sprachen von genossenen Freuden und harter Arbeit; ein schöner Mann war er ja nicht, jedenfalls aber ein bedeutender, das fühlte

er mit Stolz. Und Lore war kein Alltagsgeschöpf, das nur nach glatter Larve und Jugend sah.

Dann ging er zu dem Stuhl, auf dem sie gesessen, nahm genau ihre Stellung ein, und glaubte etwas von dem intimen Reiz ihrer Person zu empfinden, während seine Arme auf den Lehnen, sein Kopf an der Rückwand lag, genau wie der ihrige.

Einen Augenblick darauf klopfte es an seiner Tür; nicht mit dem starken Geräusch, das der Klopfer zu machen pflegte, sondern wie Kinderfäuste, die mit aller Kraft dagegen schlugen. Marco hob den Kopf und bewegte wedelnd den buschigen Schweif. Burnett stand auf und öffnete. Von draußen schlüpfte sofort ein etwa achtjähriger Knabe mit langen hellen Locken herein und faßte den Maler um die Knie.

„Guten Tag, Papa.“

„Was willst du, Arnulf?“ Er strich dem Kinde über das Haar und tändelte mit ihm.

„Mama ist unten im Hausflur und läßt fragen, ob sie heraufkommen darf?“

Burnett sah sich zögernd um. Er war ein Stimmungsmensch. In diesem Raum hatte Lore geweilt, noch war er ihm voll von ihrem Zauber. Nun hier herein die Frau, die ihn immer ungeduldig machte mit ihrer gleichbleibenden hündischen Ergebenheit, die er mit unaussprechlicher Gleichgültigkeit ansah, deren Gefühl und Herzensleben ihn gar nicht kümmerte! — Nein, das wollte er nicht!

„Ich habe keine Zeit, lauf hinunter und sage es der Mama.“

Arnulf sprang die Treppe hinab. Eine Minute später ging eine kleine, dürftige Gestalt in gleichmäßigem Schritt die Straße hinab, ohne sich umzusehen. Frau von Burnett war solche Abweisungen kurzerhand gewohnt. —

Im Atelier kugelte das spielende Kind mit dem Hunde um die Wette herum, laut und lärmend, ahnungslos, welchen Träumen sein unruhig auf und ab schreitender Vater nachhing.

VI.

Lore war heimgekommen mit einem ihr unbekannten Gefühl von innerlicher Festigung. Alle Gedanken und Vorwürfe waren schließlich zerflattert vor der einen süßen Vorstellung, daß es jetzt in dieser großen, für sie bisher so leeren Stadt ein Menschenherz gab, dem sie wert war, das in Freundschaft an sie dachte.

Welch ein Glück, einen Freund zu haben! — Liebe! . . . Nein, das wollte sie nicht, das durfte sie nicht ihres Kindes wegen. Auf so törichte Gedanken sollte Burnett nie wieder kommen, aber Freundschaft! — Ja, daran klammerte sich ihr Herz mit all der Inbrunst, deren es fähig war.

Sie wußte nicht einmal, daß sie sich teilweise selbst belog. Ihr Mann hatte ihr so oft vorgeworfen, daß sie in der Ehe reizlos geworden. Er hatte sie gehöhnt und geneckt und ihr versichert, daß sie niemand mehr gefallen würde — obgleich er sie andererseits mit unbegründeter Eifersucht quälte — bis sie allmählich ihr ganzes Selbstbewußtsein verloren hatte.

Nun war plötzlich jemand da, dem sie gefiel, der sie lieb hatte, der bereit war, ihretwegen etwas zu wagen, sogar ein bedeutender Mann, ein berühmter Maler, der doch scharfe Augen haben mußte. Lore war so kindisch, daß diese Tatsache sie beglückte, sie gestand es sich zwar nicht ein, aber trotzdem . . . sie war Weib und empfand weiblich.

Zu Hause trat sie zuerst vor den Spiegel und musterte

sich eingehend. Sie hatte verloren, kein Zweifel, aber wenn ihr Gesicht sich wieder rundete, ihr Körper sich kräftigte, dann kam wohl bald die verlorene Jugendfrische mit ihrem Liebreiz zurück. — Sie wäre so gern schön gewesen! Sie seufzte danach, schön zu sein, um den anspruchsvollen Maleraugen zu gefallen. Sie war sich heute so klein vorgekommen in dem Atelier, in der hellen Beleuchtung, so ganz unter dem Bann der Anschauungen ihres Mannes stehend . . . Und rosa Rosen wollte sie gewiß nie wieder tragen! —

Theren kam nach Hause. Er hatte Ärger im Dienst gehabt und war übler Laune. Zum erstenmal wohl, daß Lore gar nicht darauf achtete. Sie wich ihm weder aus, noch suchte sie zu begütigen, noch geriet sie in irgend welche Aufregung. Sie merkte es einfach nicht. — Ihm aber fiel ihre Gleichgültigkeit auf, und er geriet in Zorn.

Als sie dem Knaben bei Tische die Serviette umband, bog sie seinen blonden Kopf hintenüber, und in einer plötzlichen, heftigen Aufwallung von Zärtlichkeit küßte sie ihn auf den Mund.

„Zu Zärtlichkeiten ist nachher Zeit genug," sagte er ärgerlich. „Daß du doch nie etwas zu rechter Zeit tun kannst!"

Ohne ein Wort gab sie die Suppe auf.

Nach dem ersten Versuch warf er den Löffel heftig beiseite.

„Versalzen. Nicht zum essen!"

„Ich finde es nicht."

„Ja du! Wann findest du überhaupt jemals etwas!" höhnte er gereizt. „Du läßt jede Schlamperei laufen. Ganz gleichgültig, ob ich etwas zu essen bekomme oder nicht!"

Mit Gewalt versuchte sie ihre friedliche, glückselige Stimmung festzuhalten. Sie wollte ja vernünftig sein! Aber es gelang ihr nur schwer. „Karl, in dieser Stimmung schmeckt dir überhaupt nichts."

Sie hatte recht, auch das Kommende hatte seinen Bei-

fall nicht. Mit einem Ruck warf er den Teller mit Fleisch und Gemüse zu Boden, daß die Scherben klirrten.

„Ich werde Sophie bitten, herzukommen und sich dieser Verwahrlosung hier anzunehmen!“ schrie er. „Kein Mensch kann von solchem Fraß leben und seinen Dienst tun!“

„Das tue!“ sagte sie ruhig, aber ihre Hände zitterten. „Doch mache dir gleichzeitig klar, daß wenn Sophie kommt, ich dein Haus auf immer verlasse! Noch in derselben Stunde.“

„Je eher, je lieber!“ schrie er dagegen und stürzte davon.

Lores Hände zitterten und waren eiskalt. In dieser Umgebung nur ein wenig Ruhe, ein wenig Glück festzuhalten, selbst im allerverschwiegensten Herzenswinkel war einfach unmöglich.

„Papa ist schlecht! Ganz schlecht!“ sagte Lothar und machte eine Faust.

Sie zuckte zusammen. „Das mußt du nicht sagen, Herzchen.“

„Der Jakob sagt es, und die Emmy auch,“ erzählte er altklug. „Papa ist ganz schlecht.“

„Still — still!“ sie legte begütigend die Hand auf den Plappermund. „So etwas erzählt man nicht, wenn man ein braves Kind ist.“

Aber ihre Tränen begannen zu fließen. — Spät am Abend, als Lothar schlief — Theren hatte sie den ganzen Tag allein gelassen — saß sie an seinem Bettchen und sah in die verhangene Lampe.

Schön werden, sich nur erholen, das war für sie ausgeschlossen in diesem ewigen, aufreibenden Kampf. Und gut bleiben auch. Sie war schon zu verbittert, da half kein Kämpfen mehr. Bei den Großeltern hatte sie es leicht gehabt; Friede, Eintracht, Liebe, die alten Gesichter leuchteten ordentlich davon. Sie hatte geglaubt, so müsse es überall sein — und nun war gerade ihr dieses stürmische Lebenslos zuteil geworden!

Sie hatte es, weiß Gott, von Anfang an gut ge-

meint, hatte sich beugen und anpassen wollen, so sehr es ging, aber ihre Bemühungen waren alle fehlgeschlagen. — Und dann wundert sich die Welt, wenn so ein armes, junges, gequältes Geschöpf Dinge tut, die man vom Standpunkt des Rechtes und der Moral verurteilen muß. Aber keiner ist da, der schützt, tröstet und beruhigt. Jeder läßt jeden seinen eigenen Weg gehen! — „Das ist wenig christlich," dachte Lore, „und eigentlich hat dann auch niemand eine Berechtigung zu einem Steinwurf. — Wenn ich nun Burnett, der gut zu mir ist, liebte, und meinen Mann, der mich seit Jahren schlecht behandelt, betröge, wäre es wirklich so wunderbar? Man würde mich freilich steinigen, aber innerlich, da brauchte ich deshalb doch nicht verworfen zu sein, da wüßte ich ja genau, was mich dazu getrieben — all die Härte und Grausamkeit von seiten meines Mannes. Und dort wäre Liebe — Liebe —!"

Sie strich mit der Hand heftig über die Stirn, als wollte sie etwas wegwischen, dann beugte sie sich über das Kind.

„Um deinetwillen niemals! Niemals!" —

Sie stand auf, nahm die Lampe und ging in das Wohnzimmer. Beschäftigen wollte sie sich, nicht mehr denken — die Gedanken brachten ihr Unruhe und Schwüle. Aber beim Nähen und Sticken war es dasselbe — immer dasselbe!

Da trug sie sich Tintenfaß und Papier herbei und begann zu schreiben, flink und eilig. Schon so lange hatte es in ihr gegärt, wieder einmal zu versuchen, ob sie nicht etwas leisten könne, jetzt, nachdem sie das Leben von so dunklen Seiten kennen gelernt hatte. Fast gewaltsam drängte es heraus. Sie hatte es stets unterdrückt, sie wußte ja, wie ihr Mann darüber dachte; aber vielleicht überwand sie sich später einmal, es Burnett zu zeigen und sein Urteil zu hören. Früher war sie ja ein junges, glückliches, unerfahrenes Mädchen gewesen, da kannte sie weder Schmerzen noch Menschenseelen, aber jetzt . . .

Sie begann. — Die Stunden flogen, Seite auf Seite füllte sich, und Lore saß mit glühenden Wangen. So ver-

tieft war sie in ihre Arbeit, daß sie Therens Heimkehr überhörte.

„Was soll das heißen?“ fragte er, auf die erregte schreibende Frau und die beschriebenen Bogen sehend.

Lore zuckte auf, als hätte sie eine Natter gestochen. Die Welt, die sie sich aufgebaut soeben, eine glühende, wundervolle Welt, versank jäh. — Zurück blieb nur die häßliche Wirklichkeit.

„Was machst du denn da?“ fragte er und trat näher.

Sie merkte, daß er viel getrunken hatte. „Ich vertreibe mir die Zeit auf meine Weise,“ sagte sie bebend. „Du kannst nichts dagegen haben.“

„Meinst du?“ Er überflog einzelne Sätze, Seiten, sein Gesicht sah höhnisch und zornig aus. „Meinst du das wirklich? Ich habe aber zufällig etwas dagegen, nämlich, daß ich solche Dummheiten nicht leide. Verstehst du?“

O ja, sie verstand! Sie begriff, daß er ihr schon wieder nehmen wollte, was sie sich mühsam errungen zu haben glaubte — wie er ihr nahm — und immer und ewig nur nahm, seitdem sie sein Weib geworden war.

Sie stellte sich mit dem Rücken gegen den Tisch, als

wollte sie die herumgestreuten Papiere schützen, ein Gefühl lebte in ihr, als müsse sie ein Heiligtum gegen Räuberhände verteidigen.

„Es schädigt dich nicht, deshalb habe ich dich auch nicht danach zu fragen," sagte sie trotzig.

„Das werde ich dir beweisen." Er faßte ein paar Bogen und riß sie in Fetzen.

Sie preßte die Zähne fest aufeinander, aber ihre Brust keuchte.

„Das geht zu weit, Karl."

„Du bist meine Frau, ich habe zu verbieten, oder zu erlauben."

„Ich bin deine *Frau*, nicht deine Sklavin."

„Die alte Litanei! Die macht mir gar keinen Eindruck!"

Sie stampfte außer sich mit dem Fuß. „Sie *soll* dir aber Eindruck machen, denn sie ist Wahrheit! Ich fühle mich als selbständig denkendes Geschöpf dir gleich gestellt, nicht dir untergeordnet. Ich lasse mir weder verbieten noch erlauben! Ich bin ich! Du bleibst du! Kannst du mir gerecht werden? Nein! Denn du verstehst mich nicht, und gibst dir nicht einmal die Mühe, mich zu verstehen. Ich will deine Tyrannei nicht länger dulden — hörst du — ich *will* nicht!"

Er lachte belustigt. „Du machst mir Spaß, Lore, bei Gott! Sehe ich aus, als wenn ich mich von deinen Tiraden bestimmen lassen werde? In meinem Hause ist weder Platz für ein verrücktes Frauenzimmer, das seine blödsinnigen Ideen durch ein Tintenfaß zu schleppen beliebt, noch für ein solches, das den Tag mit Lesen verbringt. Eine Hausfrau will ich — deshalb habe ich geheiratet."

„Und ich tue es doch! Doch! O, wie ich dich hasse!! schrie sie außer sich.

Er packte sie bei den Schultern und schüttelte sie hin und her. Die schmale, schmächtige Gestalt flog unter seiner brutalen Kraft wie ein vom Sturm gefaßtes Bäumchen.

Dann schleuderte er sie von sich. Lore taumelte, stürzte und blieb einen Augenblick wie betäubt am Boden liegen.

Das jämmerliche Weinen einer Kinderstimme hörte sie noch — ihres Kindes, das in seinem langen weißen Nachtkittelchen barfuß auf der Schwelle stand und zitternd, die Fäustchen in die Augen gedrückt, bitterlich und erschreckt schluchzte. Die lauten Stimmen hatten es aus dem Schlaf gerissen, und was es nun sah, veranlaßte es, in jämmerliches Weinen auszubrechen.

Lore richtete sich sofort auf, aber in ihr war es plötzlich so kalt und tot geworden, daß sie nicht wie sonst zusprang, das Kind zu beruhigen, sie sah es nur mit großen, starren Augen an.

Wuchtigen Schrittes ging Theren auf seinen Knaben zu und hob ihn auf. Daß er etwas schwankte, merkte das Kind, das sich instinktiv an ihn klammerte, nicht.

„Ja, ja," sagte er beruhigend. „Ja, ja, kleiner Kerl, halte dich nur an mich. Die da, deine Mutter, ist ein überspanntes, verrücktes Frauenzimmer, der du hoffentlich in nichts nachgeraten wirst."

Er legte den Knaben sorgfältig in sein Bettchen zurück, deckte ihn zu und streichelte beruhigend den blonden Kopf. Dabei war er sich völlig klar darüber, daß sein Wesen mit dem Kleinen Lore ärgern würde. Das war ihm gerade recht! Ärgern — ärgern und peinigen hätte er sie mögen bis auf das Äußerste, dieses widersetzliche, rabiate Ding, das immer mit dem Kopf durch die Wand wollte. Er war der Herr! Er allein! —

Aber diesmal verfehlte er seinen Zweck. Lore achtete auf nichts. Ihretwegen hätte er die ganze Nacht neben dem Bettchen sitzen bleiben können, sie hätte sich nicht darüber gekränkt. Ein innerlicher Frost lähmte ihre Glieder, ihr Fühlen und Denken; er schüttelte sie auch äußerlich.

Dahin war es also gekommen mit ihr, daß ihr Mann es wagte, sie tätlich anzugreifen. — So lange sie denken konnte, war ihr das als Gipfel der Roheit und Gemeinheit erschienen, ausschließlich ein Vorrecht des letzten Standes;

ihr Großvater hatte selbst da Abscheu und tadelnde Worte gehabt — und jetzt lag sie, seine Enkelin, am Boden, wohin sie die brutale Hand ihres Mannes geschleudert hatte!

Es galt ihr gleich, daß ihr nichts geschehen war, die Sache an sich blieb bestehen und erschien ihr als Ungeheuerlichkeit.

Sie hörte, daß Theren das Kinderzimmer verließ und in das Schlafzimmer ging, erst da — nach langer, langer Zeit — richtete sie sich auf, mit einem brennend roten Mal an der Stirn, das sie sich an der Stuhlkante gedrückt, gegen die sie den Kopf gepreßt hatte. Ganz lautlos tat sie es, und dann setzte sie sich auf den vorhin verlassenen Platz, vergrub die Hände im Haar und starrte düster vor sich hin.

Wie auf einem Schlachtfeld sah es vor ihr aus. Zerknitterte, zerrissene Bogen, das Tintenfaß umgestürzt, die Decke des Tisches verschoben. Mit einem Gefühl im Herzen, als hätte man ihr etwas Liebes geraubt, sah Lore auf ihre zerstörte Arbeit. Sie wußte, daß sie etwas Ähnliches nie wieder versuchen würde. Ihr Leben war leer, mußte leer bleiben. —

Stunde um Stunde saß sie so da, regungslos, mit der fressenden Bitterkeit im Herzen und dem Grauen vor der Zukunft. Die Uhr schlug. Eins — zwei — drei! — Aus der geöffneten Türe des Nebenzimmers drang das kräftige Schnarchen ihres Mannes, dazwischen ein zwitscherndes Auflachen, halb geplauderte Töne ihres Knaben im Traum. Es wurde kalt und kälter um sie, die Lampe brannte trübe, nur ein kleiner Rest Petroleum stand noch im Bassin, Lore rührte sich nicht. Ein entsetzlicher Ekel bannte sie, wenn sie daran dachte, ein Zimmer mit ihrem Mann teilen zu müssen. Jetzt schlief er, aber der Morgen kam mit seinem Erwachen . . . Sie schüttelte sich, fröstelnd und verzweifelnd zu gleicher Zeit.

Jetzt dachte sie auch an Burnett, eigentlich zum erstenmal mit vollem Bewußtsein in der heutigen Nacht. Wenn er das mit angesehen hätte . . . schämen mußte sie sich ja vor ihm . . . Aber vielleicht überraschte ihn diese letzte Kon-

sequenz nicht einmal, nach dem, was er neulich gesehen! Schön hatte sie wieder für ihn werden wollen. Gesund aussehend, gepflegt, wie er es liebte, erst heute mittag hatte sie es sich fest vorgenommen, und nun saß sie hier, die ganze Nacht wachend, rücksichtslos gegen ihr Äußeres, mit starren, trockenen Augen und bebend vor Seelenqualen. Ach nein, Unglückliche müssen darauf verzichten, schön auszusehen! — —

Gegen Morgen raffte sie ihre beschriebenen Blätter auf, zerdrückte sie zu einem Ballen und steckte ihn in ihre Tasche. So war auch ihr Leben, vernichtet, zerdrückt, von der Hand eines Stärkeren, der darüber hergefallen war. —

Als Theren aufstand, warf er einen schnellen Blick auf seine Frau. Sie schlief oder schien zu schlafen, den Kopf ganz in das Kissen gedrückt. In Wahrheit aber war sie wach und lag mit klopfendem Herzen da. Jetzt, nun sie ihn gehen und sich bewegen hörte, erstarb nicht etwa der Haß, der in der Nacht so jäh in ihr emporgelodert war, nein, er setzte sich in ihrem Herzen fest und brannte da, daß ihr der Schweiß ausbrach. Sie fühlte, daß dieser Haß nicht weichen, daß er sie begleiten würde durch ihre Ehe, gleichviel welche Anforderungen diese an sie stellte, und sie entsetzte sich davor. —

Seit dieser Nacht schien Lore eine andere geworden. Stumm und kalt ging sie umher. Auch die Zärtlichkeiten gegen ihren Knaben waren nicht mehr so laut und leidenschaftlich wie sonst. Zuweilen ertappte sie sich dabei, daß sie das Kind prüfend ansah, ob sie nicht eine Charaktereigentümlichkeit des Vaters augenfällig an ihm bemerkte, die ihr Herz auch abstoßen würde; gleich darauf schämte sie sich darüber und wurde glühend rot.

Theren sah seine Frau manchmal mit heimlichem Erstaunen an. Er war sonst gewöhnt, daß, wenn er nach seiner Paschamanier einige Stunden nach einer Szene den Anstoß zu einer Versöhnung gab, Lore zuerst leidenschaftlich dagegen aufbrauste, mit Tränen und Vorwürfen, um sich schließlich durch ihre eigene Aufregung zu beruhigen. Wie gutmütig und gerecht sie war, wußte er genau. Aber

diesmal bemerkte sie sein Entgegenkommen gar nicht. Nun war er freilich nicht willens, lange zu bitten und zu betteln — mochte sie mit ihrem Eigensinn fertig werden, wie sie wollte! Er scherzte mit seinem Jungen, pfiff, zankte mit den Dienstboten, brachte die meiste Zeit außer dem Hause zu — aber ein versöhnliches, abbittendes Wort für seine Frau fand er nicht, ihr war ja nichts geschehen. — Und Lore war froh deshalb. — Sie fühlte, diesmal gab es so leicht keine Brücke wieder zwischen ihnen. Ob überhaupt je?

Und Theren war nicht der Mann, der sich in irgend etwas Mühe gab, sobald es sich um seine eigene Frau handelte. Das mochte sich zuziehen, wann es wollte, er hatte ja Zeit zum Warten. Nur wundern tat es ihn ein klein wenig, wundern und doch auch verdrießen! Was machte Lore auf einmal so charakterfest?

VII.

„Luise, mache die Tür zu, es zieht!“

Frau von Burnett stand gehorsam auf und schloß die Türe, die in das Nebenzimmer führte.

Seine Augen folgten ihr, als sie durch das Zimmer ging. Klein, dürftig von Gestalt, in einer Art Sackjacke steckend, die sie der Bequemlichkeit halber und weil sie an Magenschmerzen litt, stets zu tragen pflegte. Ihr graumeliertes dünnes Haar war hinten zu einem kleinen Knoten aufgedreht und vorn gescheitelt. Ihr Gesicht, von weitem klein und fein, zeigte in der Nähe Runzeln und Fältchen, wie das einer alten Frau, und das war sie ja auch mit ihren neunundvierzig Jahren; sie zählte sieben mehr als ihr Gatte.

Vielleicht hatte dieser Altersunterschied sie von vornherein so bescheiden und unterwürfig gegen ihren Mann gemacht, jedenfalls beanspruchte sie keinen großen Platz in seinem Leben.

Geräuschlos und unbedeutend, wie eine kleine graue Maus, hatte sie von Morgen bis Abend nur die Sorge für ihre Wirtschaft im Kopf. Darin und in den Kindern ging sie völlig auf.

Sie hatte ihrem Manne eine ganze Anzahl Sprößlinge geboren; die meisten, auch der älteste, dem allein sie ihre

Stellung als Frau von Burnett verdankte, waren gestorben, nur ein fünfzehnjähriger Knabe und der jüngste, achtjährige Spätling lebten.

Sie gehörte zu den Frauen, von denen man nicht spricht, die man kaum sieht, selbst wenn man sich in ihrer Gesellschaft befindet. Eine Null, äußerlich und innerlich, aber bequem, zu jedem Dienst sofort bereit, mit den scheuen, geduckten Bewegungen eines verprügelten Hundes. Ob Burnett glücklich mit solcher Frau war? Meist erinnerte er sich an ihre Existenz erst, wenn er sein Haus betrat, außerhalb war er in Handlungen, Worten, selbst Gedanken Junggeselle und wurde von all seinen Freunden und Bekannten auch als solcher angesehen.

Ob Frau Luise glücklich war? Danach hatte wohl in der ganzen Welt noch niemand gefragt, sie selbst mit ihrem Spatzengehirn am wenigsten. Jedenfalls hatte sie jetzt ein eigenes Heim, nachdem sie sich bis zu ihrem dreißigsten Jahr als arme Verwandte hatte herumstoßen lassen, und das verdankte sie einer leichtsinnigen Stunde des damals blutarmen, viel jüngeren, angehenden Künstlers. Sie hätte es niemals verstanden, ihn zu einer Heirat zu überreden, aber er bot es aus eigenem Anstandsgefühl und Schuldbewußtsein ihr an, und da sagte sie denn scheu und gedrückt — ja. Zuerst hatten sie miteinander gehungert; langsam kam dann der Erfolg; jetzt zählte Burnett zu den bekanntesten, gut verdienenden Malern in der großen Kunststadt.

Aber obgleich Sorgen die Schultern der Frau nicht mehr drückten, ihr stilles, scheues Wesen hatte sie behalten, auch die Unfähigkeit, ihr Heim zu einem angenehmen und wohnlichen zu gestalten. Obgleich sie den ganzen Tag persönlich tätig war, trug es stets den Charakter des Unaufgeräumten, Ungemütlichen, und nach vielen fruchtlosen Versuchen, das zu ändern, hatte Burnett das Haus der Frau überlassen, während er seine künstlerische Individualität lediglich auf sein Atelier übertrug.

Das einzige, woran er mit Leib und Seele in seiner Häuslichkeit hing, waren seine Kinder, vor allen Dingen

sein jüngster Sohn. Ein bildschönes Kind, mit langen blonden Locken und blauen tiefen Augen, aufgeweckt, wild und dabei doch zärtlich anschmiegend. Wenn man es zwischen den Eltern sah, begriff eigentlich niemand, wie sie dazu gekommen waren. Schon um dieser Schönheit willen liebte der Vater den Sohn. —

„Luise, binde mir die Krawatte!“

Frau von Burnett reckte sich auf die Zehenspitzen empor und band einen kunstgerechten Knoten. Das verstand sie; deshalb war es all die Jahre hindurch ihr Amt geblieben.

Sie wußte, nach knapp einer halben Stunde verließ nun ihr Mann die Wohnung, und kam vielleicht zu Tisch, vielleicht aber auch tagelang nicht nach Hause; er schlief dann im Atelier. Trotzdem aber hatte sie jedesmal ein Gefühl der Erleichterung, wenn er gegangen war und sie ihren Arbeiten nachgehen konnte; seine Anwesenheit störte sie, denn sie fühlte sich unfrei in seiner Nähe.

„Adieu, Luise.“

„Adieu, Charles.“

„Du kannst mir Arnulf schicken, aber erst nach ein Uhr. Und — ja, was wolltest du denn eigentlich neulich bei mir im Atelier? Du weißt, das liebe ich nicht, solche Überfälle.“

All die Tage hatte er nicht danach gefragt, und sie war froh deshalb gewesen. Es war eine absolute Unmöglichkeit für sie, ihm zu sagen, daß sie damals einer plötzlichen eifersüchtigen Regung gefolgt war, als sie aus seinem Hausflur eine schlanke, hübsche, junge, sehr erregt aussehende Dame treten gesehen — er würde sie anblicken, als hätte sie plötzlich den Verstand verloren. Sie zuckte ein wenig zusammen und sah starr in den nächsten Winkel.

„Ich wollte fragen, ob ich dir die Hemden bestellen sollte.“

Das Lügen in vielen Dingen war sie gewöhnt, es ging ihr glatt von den Lippen, besonders wenn es sich um Gefühlsregungen handelte, deren sie sich stets schämte.

„Was dir nicht einfällt! In Dingen, die meine Person anbelangen, verlasse ich mich schon lieber auf meinen per-

sönlichen Geschmack.“ Es klang geringschätzend, was er sagte, wenn auch nicht böse gemeint.

„Ich komme nicht wieder,“ sagte sie in demselben ausdruckslosen Tonfall wie vorher.

Er nickte und ging.

Frau Luise strich über die Schürze und verschwand in der Küche. Die Regung von damals war längst verflogen; außerdem, was hätte es genützt. Am besten war schon, sie hörte, sah und vor allen Dingen dachte nichts, dann war ihr am wohlsten. —

Burnett beeilte sich, in sein Atelier zu kommen, erwartete er heute doch Lore.

Das Wetter war kühl, windig und regnerisch geworden. Aber das waren Dinge, von denen sich solch ein Feuerkopf nicht beeinflussen ließ. — Frauen, wie die Beck — ja! Lore — nein!

Unruhig lief er in seinem Atelier auf und ab. Er hatte schweren Wein und Kuchen besorgt, davon sollte sie genießen. Blumen standen duftend in alten Delfter Krügen und seltenen Bronzegefäßen umher. Er wollte Lores Sinne erziehen, verfeinern; sie allem Schönen nahe bringen, bis zur äußersten Feinfühligkeit. Die Fähigkeit dazu trug sie in sich. Sie mit ihrem leidenschaftlichen Erfassen, ihrem völligen Aufsaugen dessen, was ihr geboten wurde, war empfänglich für alles, was die Welt ihr Schönes und Seltenes bot, doppelt, weil sie hungerte und durstete an der Seite ihres rohen, selbstsüchtigen Mannes.

Es war das erstemal, daß Burnett sich solche Mühe um ein Weib gab, aber er versprach sich auch reichen Lohn.

Sie ließ ihn lange warten, die Ungeduld verzehrte ihn fast, brannte in seinem Blut wie Feuer. — Endlich kam sie.

„Wie spät!“ rief er ihr vorwurfsvoll entgegen.

Sie sah blaß und abgespannt aus. Das bißchen Frische, das ihn das letztemal entzückt hatte, war wie weggewischt. Im ersten Augenblick fand er sie wieder häßlich.

„Mein Mann,“ sagte sie gedrückt. „Fast hätte ich gar nicht kommen können.“

Solche Abhaltung war so natürlich, sie mußte jedesmal darauf gefaßt sein, und er auch, denn er wußte ja, daß sie verheiratet war. Trotzdem überlief es ihn eisig.

Also er mußte warten, sie vielleicht ganz entbehren, nur weil ein anderer Rechte an sie hatte und es ihm gerade paßte, sie geltend zu machen. — Ohne ein Wort drehte er sich um.

Lore sah ihn betroffen an. „Was haben Sie, mein Freund?"

Er nagte an den Lippen und machte sich klar, daß er ein Narr wäre — ein großer Narr . . . Und allmählich wurde er seiner Herr.

„Sehnsucht nach Ihnen," antwortete er, sich umwendend.

Nun errötete sie wieder wie damals und setzte sich ohne Aufforderung in den geschnitzten Stuhl. Marco kam, streckte sich zu ihren Füßen aus, und ganz in Gedanken versenkte sie ihre kleinen, schmalen Füße in sein dickes, warmes Fell. Ein Gefühl von Geborgensein überkam sie plötzlich; ein warmes, wohliges Gefühl, so daß sie tief aufseufzte.

Er trat vor sie hin.

„Lore, ich hatte Sehnsucht nach Ihnen," wiederholte er eindringlich.

Sie sah ihn an.

„Ich auch! — Ich war grenzenlos unglücklich in den letzten Tagen."

„Was hat es gegeben?"

Sie verschränkte die Hände über der Brust, und der alte hilflose Ausdruck trat wieder in ihr blasses Gesicht.

„Ich weiß nicht mehr, wo aus noch ein," sagte sie ohne Umschweife. „Nicht mehr, was Recht ist — was Unrecht. — Früher, ja, da meinte ich noch immer, ich wäre der schuldige Teil, und ich könnte es ändern, wenn ich nur erst den richtigen Weg gefunden hätte, aber jetzt weiß ich, diesen Weg gibt es nicht. Und wenn es ihn gäbe — ich könnte ihn nicht mehr gehen."

Sie hielt aufatmend inne.

„Warum nicht?" fragte er sanft.

„Weil ich meinen Mann jetzt hasse.“

Sie schwiegen beide, nur die tiefen Atemzüge des Hundes waren zu hören. Burnett hatte die Augen auf den Boden geheftet, und sah auch dann noch nicht auf, als er zu sprechen anfing.

„Das wird sich alles wieder geben, Lore — solche Gefühlsaufwallungen verflüchtigen sich, und der Alltag zieht alles wieder zusammen. Glauben Sie mir, in ein paar Wochen denken Sie anders.“

„Nein!!“ — Sie war so heftig aufgesprungen, daß Marco seinen großen Kopf hob. „Wie können Sie mich so zu trösten versuchen! Wie können Sie mir so etwas sagen! — Bin ich ein Kind, das sich über seine Gefühle nicht klar ist?“

„Kein Kind, Lore — ein Weib!“

„Ja, ein Weib! Ein armes, beklagenswertes Weib!“ sagte sie schmerzlich, rang die Hände und verbarg das Gesicht darin. „Wissen Sie, was darin liegt? Hat schon jemals ein Mann den Abgrund von Schmach und Demütigung ermessen, der darin liegen kann? Ich hasse meinen Mann; gut — das ist mir unbenommen, aber ich muß sein Weib sein, seine Brutalitäten so gut erdulden wie seine Zärtlichkeiten, sobald er will. Dagegen schützt mich nichts und niemand. — Ich will das aber nicht erdulden! — Dazu halte ich mich zu hoch! — Ich will mich töten — aber das nicht! Das nicht!“ —

Da war sie wieder, diese elementare Kraft des Empfindens, die er so sehr an ihr liebte, die sie ganz verwandelte. Am liebsten hätte er sie an sein Herz gerissen, als er diese strahlenden, leuchtenden Augen so dicht vor sich sah, dies zuckende, sprechende Gesicht, in dem jeder Zug ihm lieb und vertraut war; aber er bezwang sich.

„Das sind alles Worte! — Nur Worte! Wären sie das nicht, dann gingen Sie von ihm, Lore!“ sagte er ruhig.

Ihre Hände sanken schlaff herab.

„Und das Kind?“ fragte sie verzweifelt. „Er nimmt mir das Kind.“

„So lassen Sie es ihm."

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Ich bin verantwortlich für die Seele des Kindes. Ich



habe es geboren, ich bin seine Hüterin, seine Pflegerin. Was soll ich ihm antworten, wenn es mich einstmals nach seinem Vater fragen wird?"

Große Tränen liefen über ihre Wangen.

„Sie kennen ja meine Ansicht. Erst der Erwachsene, dann das Kind. Das Geschlecht, das nach uns kommt, hat das Recht, es ebenso zu machen."

„Ach! Sie sind eben ein Mann und verstehen die Gefühle einer Frau nicht," sagte sie traurig. „Bei einem Manne ist immer alles unvermittelt; Opfer und Nachgiebigkeit kennt er nicht."

„O doch. — Aber wenn Sie sich opfern wollen, haben Sie auch kein Recht, dagegen zu revoltieren. Ich sagte ja, es wird sich wieder zusammenziehen. Bei einer Frau ist eben alles nur halb — niemals ganz."

„Sie sind sehr hart!" Lore lief ruhelos im Zimmer auf und ab. „Trost hoffte ich bei Ihnen zu finden, statt dessen . . . ich hätte lieber nichts sagen sollen!"

Da streckte er ihr die Arme entgegen.

„Lore! Ahnen Sie denn nicht, was Sie mir antun mit Ihren Klagen — was Sie von mir erwarten? Glauben Sie denn, mein Blut bleibt ruhig, wenn ich Sie in diesen abscheulichen Verhältnissen weiß und mir die Hände gebunden sind? — Trösten!! — Ich möchte Sie ja trösten mit aller Kraft meiner Empfindung, aber Sie wollen ja nicht."

Wieder stand sie im hintersten Winkel des Ateliers und sah den Sprechenden scheu an; ihre Tränen waren versiegt. Eine Ahnung kam ihr wohl, was sie von diesem Manne forderte, aber damit zugleich erwachte die Grausamkeit des Weibes in ihr, das sich seiner Macht bewußt ist; das namenlose Triumphgefühl der Unterdrückten, wenigstens an einer Stelle die Sieghafte zu sein. Ganz klar war sie sich über die Gefährlichkeit ihres Spieles nicht, aber sie ahnte es, und es reizte sie.

Langsam kam sie näher.

„Ich will ganz rein und unantastbar bleiben," sagte sie fest. „Sie wußten es und sind darauf eingegangen. Vor niemand will ich die Augen niederschlagen müssen. — Weil ich mich so widerstandslos in Ihre Hand gegeben habe, deshalb werden Sie selbst mein größter Schutz sein," sagte sie bittend und faßte nach seiner Hand.

„O gewiß!“ — Es kostete ihn viel, aber er sprach es gelassen aus.

Sie lächelte und kam noch näher.

„Dafür gehören Sie zum starken Geschlecht!“

„Weiß Gott, Lore, dieser Ausspruch ist die größte Lüge, sobald es sich um die Frau handelt.“

Sie seufzte.

„Nicht für jeden, mein Freund.“

„O doch, es kommt nur darauf an, daß man der Richtigen begegnet. — Aber trinken Sie jetzt ein Glas Wein mit mir, Sie sehen aus, als ob Sie es dringend bedürften.“

„Nicht wahr, ich sehe abscheulich aus,“ sagte sie traurig. „Aber ich habe keine ruhige Stunde — und dann das ewige Herzklopfen . . .“

„Fürchten Sie sich vor Ihrem Manne, Lore?“

Sie wurde blaß bis in die Lippen, als sie an jene Nacht dachte, in der er sie so roh angefaßt.

„Nein!!“ rief sie, bebend vor Zorn und Erregung, mit starker Stimme. „Feig bin ich nicht, aber unglücklich — nichts will man mir lassen. Nichts!“

Ihre Lippen zitterten, ihre Stimme bebte, sie dachte an ihre zerstörte Arbeit. Und davon sprach sie ihm denn auch. Von ihrer Freude daran, ihrer Entrüstung und ihrer endgültigen Entsagung jetzt.

Davon wollte er nichts hören.

„Sie haben ein Recht sich auszuleben, wie jeder Mensch. Seit wann hat denn einer das Recht, dem anderen eine Lebensader zu unterbinden? Machen Sie sich frei, Lore. Sie sind kein Alltagsmensch wie Ihr Gatte, gehen Sie Ihren eigenen Weg.“

„Das klingt so lockend!“ Sie hatte den Kopf tief gesenkt. — „Ich möchte den Weg wohl gehen, den Sie mir zeigen; ich fühle auch, ich bin anders als die anderen, aber ist es recht, wenn ich das tue? Darf ich nur an mich denken? Mein Pflichtgefühl, meine Erziehung sagen nein, nur meine Wünsche sind rege und wach, und rufen mich hinaus.

Aber — ist es das Rechte? — Was wird aus meinem Knaben?"

„Er wird sich nach dem entwickeln, was in ihm liegt."

„Vater und Mutter werden ihm getrennte Welten sein! — O, ich könnte nicht ertragen, daß man meinen Knaben schlecht von mir denken lehrt!"

Er schüttelte den Kopf. „Lore, Sie müssen sich frei machen! Zuerst Sie — dann das andere."

Sie legte die Stirn in die Hand. „Sprechen Sie nicht mehr so zu mir. Ich fühle, daß Sie Einfluß auf mich gewinnen, daß Sie mich zu Dingen bestimmen könnten, die doch vielleicht nicht sein sollten. Ich bin so unerfahren, so unwissend! Ich bitte Sie, beeinflussen Sie mich nicht."

„Was kommen muß, kommt von selbst, auch ohne mein Zutun."

„Dann gut — dann ist eben eine innerliche, zwingende Notwendigkeit; aber ich bitte Sie, wirken Sie nicht bestimmend auf mich ein."

Er lachte spöttisch. „Lore, Sie haben so viel in sich, Sie sind dadurch bevorzugt vom Schicksal! Ob Sie aber je die Kraft zu einer befreienden Tat finden werden, das bezweifle ich."

Sie seufzte und schwieg. Ganz in Gedanken trank sie auf einen Zug das Glas leer, das er ihr mit dem schweren Wein gefüllt hatte. Heißes Rot stieg in ihre blassen Wangen, und das Blut pulsierte bis in das Ohrläppchen. Er beobachtete das genau, während sie darüber grübelte, was sie sagen mußte, um ihm ihren Standpunkt klar zu machen, ihm das Bewußtsein zu erwecken, wie das Weib und der Mann naturgemäß in allen einschneidenden Lebensfragen verschieden empfinden müssen, daß die Tugend des Weibes Geduld, die des Mannes Tatkraft heißt. Aber sie fand das Richtige nicht.

„Ich will zu Hause über alles nachdenken, was Sie mir gesagt haben," begann sie gedrückt wie ein gescholtenes Kind, indem sie aufstand und nach ihren Handschuhen griff. — Zu Hause — unter den unschuldigen Augen ihres Kindes

— ja, da wollte sie prüfen, ob die Gründe, die sie soeben gehört, standhielten. Und als er sie zweifelnd ansah, setzte sie eilig hinzu: „O, ich vergesse kein Wort — seien Sie ganz ruhig.“

Ohne Widerspruch geleitete er sie zur Türe.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie und reichte ihm erst eine, dann in plötzlicher Aufwallung beide Hände.

Er hielt sie fest und drückte sie an seine Brust, aber er küßte sie nicht.

„Lebewohl, Lore — mein Liebling!“

Wie ein weicher, warmer Mantel legten sich die Worte wieder um ihr wundes Herz; sie rührten sie so, daß ihre Augen naß wurden. Und hinter diesem Schleier brach ein Blitz hervor von so tiefer, leidenschaftlicher Dankbarkeit, daß es ihn durchfuhr. Schnell ließ er ihre Hände los. —

Als die Türe geschlossen, ging er langsam vor sein Bild und starrte lange abwesend darauf hin.

War er ernüchtert von der heutigen Unterredung? Trotz der letzten Sekunde war er sich nicht klar darüber. Sie sollte ihm so viel geben. Alles! — Wie er ihr — und er unterschätzte nicht, was er ihr gab — statt dessen hielt sie ihre junge Seele ängstlich, krampfhaft fest, wehrte sich gegen jede Beeinflussung. Er war im Vergleich zu ihrer Jugend und Unreife alt und erfahren, er hatte ein Recht auf eine gewisse Machtstellung ihr gegenüber. Und dann — wie war er ihr seit dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft entgegengetreten. Mit Recht durfte er stolz darauf sein. — Ahnte sie, was es ihn kostete? — Wenn selbst, sie nahm es hin wie etwas Natürliches. — Seine Stellung ihr gegenüber hatte sich jedenfalls geändert; er war nicht mehr der bewußte Sieger, der kühl seine Chancen berechnen kann, er war in Mitleidenschaft gezogen und zitterte um sein Glück.

Lassen wollte er sie nicht, um keinen Preis, mochte es kommen, wie es wollte! Und noch ist die Welt ja die alte, und die Menschen auf ihr dieselben, für jeden kommt eine schwache Stunde . . . Auf diese Stunde mußte er eben

warten. Denn eins stand felsenfest in ihm, in keines anderen Hände durfte Lore kommen als in die seinen. Nicht e i n e m gönnte er sie.

Er kraute Marco den Kopf und seufzte gequält! Wie scheußlich sie ausgesehen hatte in ihrem unschicken dunklen Kleide, dem einzigen, bei dem Sophie ein Wort mitgesprochen hatte, und dem unkleidsamen Hut! Das nächste Mal würde er sie in buntseidene Schals hüllen, und jedenfalls mußte sie den Hut vom Kopfe nehmen, damit er sie hübscher in der Erinnerung behielt. Und doch — trotz aller Ausstellungen, trotz seines Mäkelns, es war eben doch Lore — Lore — seine Lore, die er liebte wie ein Rasender! — Dagegen half nun nichts, auch nicht, daß er laut und bitter hinauslachte.

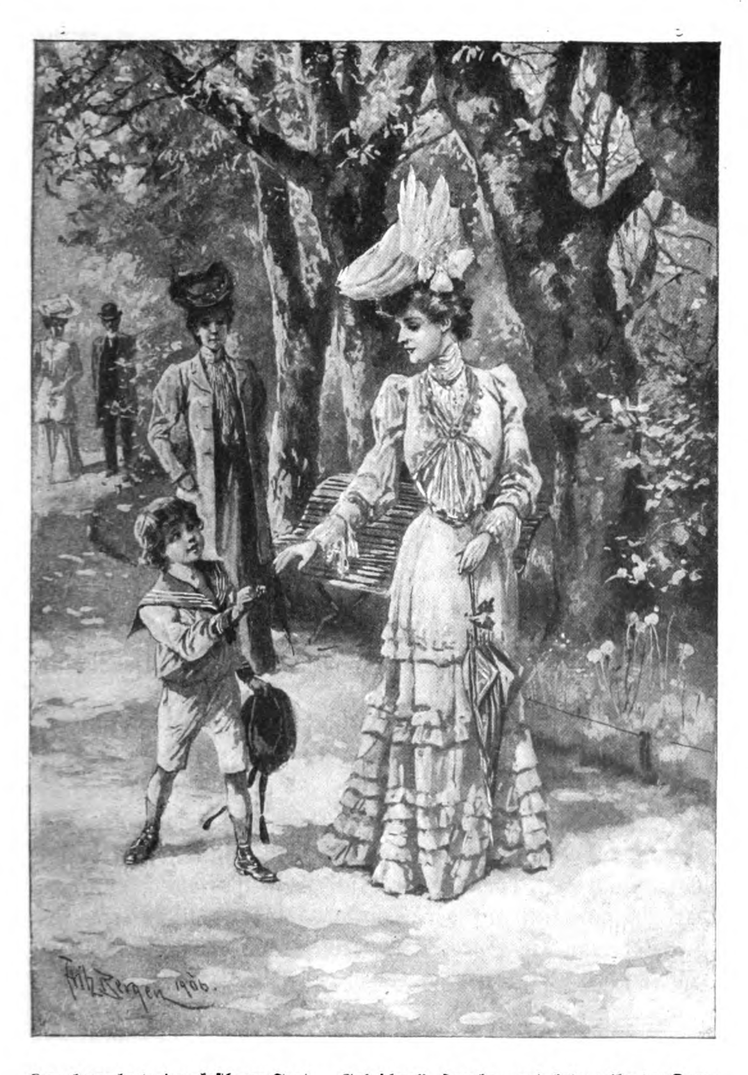
VIII.

Der Frühling war da. Es sprießte, grünte und blühte überall. Lore ging jeden Vormittag in dem großen Stadtpark eine Stunde mit ihrem Knaben spazieren und freute sich seiner jungenhaften Ausgelassenheit.

Heute ging ihnen eine Dame vorauf, deren helles, modernes Frühjahrskostüm ihre Aufmerksamkeit erregte und sie zu eingehendem Nachdenken über ihre eigene Toilette veranlaßte. Sie merkte gut, daß sie in Äußerlichkeiten Burnett selten gefiel, und doch hatte sie das echt weibliche Streben, ihm zu gefallen, und war sich nebenher noch bewußt, gar keinen so schlechten Geschmack zu haben. Freilich, ein Künstler! — Und außerdem die ewige Sorge, daß ihr Kleidungsgeld nicht überschritten wurde. — Die Dame vor ihr hatte gewiß nicht solche kleinlichen Bedenken nötig.

„Sieh mal, Mutti,“ sagte Lothar, ein wunderschönes, mit Brillanten und Rubinen besetztes Anhängsel aufhebend, das vor ihm auf dem Wege lag. „Was ist das?“

Lore betrachtete den kostbaren Fund. „Geh schnell,



Lore betrachtete den kostbaren Fund. „Geh schnell, Herzchen, und bringe ihn der Dame vor uns, die wird ihn verloren haben.“ Der Junge tat, wie ihm geheißen. (S. 104.)

Herzchen, und bringe ihn der Dame vor uns, die wird ihn verloren haben."

Der kleine, gar nicht schüchterne Junge lief sofort hin und tat, wie ihm geheißen.

Lore sah, wie sich die Dame zu ihm herabbeugte und dann sich nach ihr umwandte. — Es war Frau von Beck.

Nach den ersten Dankes- und Höflichkeitsphrasen sagte die schöne Frau: „Wollen wir zusammen spazieren gehen? Ich langweile mich so und weiß gar nicht, was ich beginnen soll."

Lore stimmte gern zu. Ihr war noch recht gut erinnerlich, daß Burnett nicht sehr begeistert von dieser Dame gesprochen, nun reizte es sie, selbst zu prüfen.

Sie gingen tiefer in den Stadtpark und setzten sich an einen kleinen künstlichen Wasserfall, während Lothar zu ihren Füßen spielte.

„Nehmen Sie Ihren Knaben immer mit?" fragte Alice von Beck nachdenklich.

„Ja, immer! Das heißt, so viel es eben angeht, er ist unter meinen Augen am sichersten aufgehoben."

„Ich finde, Kinder sind eine gräßliche Last. Wozu habe ich ein Kinderfräulein? Hertha geht auch lieber mit ihrer Bonne als mit mir."

„Wie alt ist Ihre Kleine?"

„Fünf Jahre."

„Also so alt wie mein Lothar."

„Ja. Aber Knaben sind bequemer. Mädchen machen so leicht alt. Denken Sie nur, in zwölf Jahren, mit einer siebzehnjährigen Tochter werde ich greisenhaft sein, während Ihr Junge dann auf der Schule oder der Universität ist."

Lore sah die Sprecherin verwundert an. „Kinder sind doch Kinder," sagte sie endlich. „Ob Knabe oder Mädchen, ist wohl gleich."

„Gewiß nicht. Ich sprach schon einmal mit Burnett davon — Sie kennen doch den bekannten Maler — der gab mir vollständig recht."

„Und was sagt Ihr Herr Gemahl?"

„Gott, Ehemänner verstehen das überhaupt nicht! Außerdem aber — ach, meine liebe Frau Oberleutnant, glauben Sie ja nicht, daß ich eine glückliche Frau bin."

Lores Gesichtsausdruck wurde kühl. Wenn sie auch schon wußte, es widerstrebte ihrem Feingefühl doch, daß sie, die ganz Fremde, in der ersten Viertelstunde zur Mitwisserin ehelicher Zwistigkeiten gemacht werden sollte. Sie schwieg deshalb.

„Mein Mann ist ein furchtbarer Egoist," fuhr Alice in einem so gleichmütigen Tone fort, als erzähle sie von einer Theaterpremiere. „Nichts gönnt er mir, immer nur er, und wieder er! Stets mäkelt er im Hause herum, ist mit nichts zufrieden und verleidet mir das ganze Leben."

Diese Klagen trafen in Lores Herzen verwandte Saiten; sie seufzte ein wenig und sagte kleinlaut: „Ja, das ist sehr traurig!"

„Nicht wahr? Aber ich habe nicht länger Lust, mich chikanieren zu lassen. Ich bin jung und will mein Leben genießen. So habe ich denn den Entschluß gefaßt, mich von ihm scheiden zu lassen."

„Um Gottes willen, das dürfen Sie nicht!" rief Lore entsetzt. „Sie haben doch ein Kind!"

„Hertha ist noch klein. Wenn sie ihren Vater nicht mehr sieht, vergißt sie ihn. Auskömmlich zu leben muß er mir geben, denn ich habe nichts verbrochen, und er ist reich. So ordnet sich alles vortrefflich."

Frau von Beck belustigte sich, während sie sprach, kleine Kieselsteine mit der Spitze ihres eleganten Schuhes hin und her zu schieben, mit einer Herzensruhe, als ginge sie die ganze Geschichte nichts weiter an.

Lore dagegen erregte sich.

„Sie werden es sich noch einmal überlegen — wir haben doch nicht das Recht, nur unsertwegen unsere Kinder liebes- und heimatsarm zu machen. Ist ein Opfer zu bringen, so ist es an uns — an den Müttern!"

„Aber ich denke gar nicht daran . . ." Das bildschöne Gesicht sah Lore ruhig an. „Warum soll ich nicht zuerst

kommen? Übrigens war ich vorhin bei meinem Advokaten — er gibt mir vollständig recht."

„Und Ihr Mann?"

„Gott, Benno ist ganz zufrieden, glaube ich. — Sehen Sie, Liebste, man heiratet jung und in aller Dummheit, nachher geht es nicht so, wie man sich gedacht hat — dann trennt man sich eben."

„Es ist eine furchtbare Verantwortung, die der Teil auf sich ladet, der den ersten Schritt tut," behauptete Lore.

„Man muß es eben nicht so schwer nehmen."

„Wer das könnte!"

„Jeder!" behauptete Alice. „Ich weiß doch auch, was ich wert bin! Benno könnte stolz auf mich sein, statt dessen verbittert er mir das Leben."

„Haben Sie," fragte Lore schüchtern, „einmal mit jemand von Ihrer Absicht gesprochen, als diese noch nicht reif war — und hat man Ihnen dazu geraten?"

Sie konnte sich nicht helfen, sie hatte die unsichere Vorstellung, Burnett könnte an diesem Entschluß der schönen Frau, die er kannte und gemalt hatte, nicht ganz unschuldig sein.

„Ja! Im vorigen Jahre, als ich Burnett zu meinem Bilde saß. Mein Mann war damals gerade unerträglich. Und wissen Sie, was er mir antwortete? Ich sollte Gott danken, daß Benno immer noch Geduld mit mir hätte! Das war doch unverschämt, nicht?"

Lore atmete erleichtert auf. Das häßliche Gefühl, das sich ihrer bemächtigt hatte, verschwand.

„Er ist überhaupt ein unleidlicher Mensch, dieser Burnett," fuhr Alice fort. „Wenn ich nur an ihn denke, ärgere ich mich. Von einer ausbündigen Grobheit und einem Dünkel, der seinesgleichen sucht. Das geht alles auf seine Künstlerschaft. Man munkelt, er wäre ein liederlicher Mensch, aber das glaube ich nicht. Ich bin gewiß eine Frau, die gut aussieht, und doch ist er ganz kalt geblieben — absolut kalt."

Lore sah die Sprechende starr an, dieser Ton, diese

ganze Art und Weise war ihr fremd und stieß sie ab. So etwas kannte sie nicht. Und doch hatte es auch wieder den Reiz des Neuen für sie, der sie gleichzeitig anzog. Zudem befand sich Frau von Beck augenscheinlich in derselben Lage wie sie, nur daß diese sie anders auffaßte.

„Sie kennen ihn persönlich nicht? — Seien Sie froh darum," fuhr Frau von Beck harmlos fort, Lores Schweigen so deutend. „Aber so sind die Menschen! Da heißt es, keine anständige Frau dürfe sich ihrer Bekanntschaft mit ihm rühmen — man ist nach alledem ordentlich neugierig geworden, und am Ende ist kein Sterbenswörtchen davon wahr."

„Und trotzdem haben Sie gewagt, sich von ihm malen zu lassen?" fragte Lore mit klopfendem Herzen.

„Aber gerade deswegen," gab Alice lachend zu. „Ein bißchen Unterhaltung muß man schließlich doch haben. Und weiter gehen als man will, braucht niemand. Ich wäre meiner schon sicher gewesen."

Sie lachte noch immer, und Lore ärgerte sich im stillen. So wollte sie von dem Manne nicht sprechen hören, der ihr geistig nahe stand wie kein anderer.

„Mein Liebling!" hörte sie wieder seine weiche, sympathische Stimme dicht an ihrem Ohr, und es überrann sie von Kopf bis Fuß wie ein Schauer. Sie biß die Zähne zusammen vor diesem neuen, fremden, unheimlichen Gefühl, das plötzlich in ihr erwacht war, und das Bild des Freundes zu trüben begann.

Sollte sie ihn verteidigen? Hier — vor dieser? Nein, es war besser, sie schwieg.

Und während Alice weiter plapperte, wie der Wasserfall, starrte Lore in den weißen, zerstäubenden Gischt und hörte nichts weiter als: „Mein Liebling! Mein Liebling!"

Zu Hause erst besann sie sich, daß sie für den nächsten Tag mit Frau von Beck ein neues Rendezvous verabredet hatte, zu dem diese auch ihr Töchterchen mitbringen wollte.

Eigentlich freute sich Lore darauf.

Mit dieser Frau war ein fremdes Element in ihren

Gesichtskreis getreten, das sie abstieß und anzog zu gleicher Zeit. Alice tat gerade die Dinge, an denen sich ihr eigenes Herz wund rieb, mit einer Selbstverständlichkeit und Gefühllosigkeit ab, die Lore entsetzte, ihr aber auch zu gleicher Zeit zeigte, daß nicht jeder das Leben so schwer nahm wie sie.

Gar zu gern hätte sie nun auch den Mann gekannt, einen tieferen Blick in diese Ehe getan, die im Begriff war auseinander zu gehen, trotz des Daseins eines Kindes. — Wer doch auch so leichtes Blut hätte!

Lore begann diese schöne, kaltblütige Frau zu beneiden, die bereit war, sich ihren ferneren Lebensweg ohne Besinnen zu ebnen.

Als sie aber am nächsten Vormittag das kleine Mädchen sah, war sie davon kuriert. Diese großen, ernsten Kinderaugen, der ganze Ausdruck des kleinen, blassen Gesichtes griff ihr ans Herz. Das Kind sah aus, als trüge es das Unglück dieser Ehe lesbar auf dem Gesicht.

Frau von Beck zog das schmale Figürchen an ihr Knie, zupfte die stumpfen, rotbraunen Locken aus dem weißen Kate-Greenaway-Hut tiefer heraus und nestelte an dem kurzen, weißen Röckchen, dem langen, taillenlosen Jäckchen. Die Kleine, zwar sehr elegant gekleidet, war aber im Vergleich zu der schönen Mutter durchaus nicht hübsch. Frau von Beck wußte das und ärgerte sich darüber.

„Es ist ein Jammer, daß man sich seine Kinder nicht aussuchen kann,“ sagte sie seufzend. „Meine Hertha hätte ich wahrhaftig dann nicht genommen! Wie das Mädel immer aussieht! Als büße sie schwere Sünden ab.“

Das Kind sah seine Mutter an und dann zu Boden. Sein junges Gemüt litt unter der Unzufriedenheit der Mutter, wenn es auch kaum den Grund verstand.

Bedauernd zog Lore das Mädchen an sich und streichelte zärtlich das blasse Gesichtchen.

„Ihr Junge gefällt mir. Da ist doch Leben drin, und Trotz und Unart. Hertha ist niemals unartig.“

„Am Ende weißt du es nur nicht,“ sagte Lothar alt-

klug und sah mit seinen blitzenden Augen der Fremden in das Gesicht. „Mama weiß es auch nicht immer. Nur der Jakob.“

Sie lachten beide.

„Wollen wir tauschen?“ fragte Frau von Beck lustig und hielt die Hand des Knaben fest.

Der aber riß sich los. „Nein ich bleibe bei meiner Mama,“ bestimmte er; „aber Hertha kann ja zu uns kommen.“

„Der wird einmal bald wissen, was er will,“ meinte Alice, ihn an den blonden Locken zupfend. „Und ein kleiner Tyrann scheint er schon jetzt zu sein.“

„Darum braucht er die Hand der Mutter.“

„Meine Liebe, das bilden wir uns ein. Ich denke, jeder wird so, wie er werden soll. Ich glaube nicht an Erziehungsresultate. Keine Ader in mir ist zum Beispiel meinen Eltern nachgeraten. Mag meine Tochter auch einmal werden, wie sie will.“

„Sieht die Kleine ihrem Vater ähnlich?“

„Nein. Aber sehen Sie, mein Mann hat sich alle mögliche Mühe gegeben, Einfluß auf das Mädchen zu gewinnen, Liebe von ihm zu erlangen, vergeblich! Mit aller Inbrunst hängt es an mir, und doch gibt es Leute, die behaupten, ich wäre eine schlechte Mutter.“

Lore seufzte. Nach einer Pause fragte sie: „Und beharren Sie immer noch bei Ihrem Entschluß, sich von Ihrem Gatten zu trennen?“

„Aber ja, natürlich! Die Sache ist schon im besten Gange. Nein, ich mag nicht mehr! Von hier aus gehe ich an die Nordsee; das hätte Benno nie zugegeben. Aber wenn ich frei bin . . . Schade nur, daß ich Hertha nicht hier lassen kann, Kinder stören immer.“

Es war, als ob das kleine Mädchen diese Herzlosigkeit verstanden hätte, sie ließ vom Spielen ab und sah ihre Mutter an. Lore schämte sich für diese in deren Seele.

„Na, wird's bald!“ schrie Lothar erbost und stampfte ungeduldig über die Verzögerung mit dem Fuß.

Hertha wandte sich ihm wieder zu, und sie spielten weiter. —

Seit länger als zehn Minuten grübelte Lore schon darüber nach, unter welchem Vorwand sie eine Zusammenkunft für morgen ablehnen könnte; sie fürchtete, jeder müßte ihr vom Gesicht ablesen, daß sie etwas vor hatte, was sie lieber verschwieg, aber so oft sie auch beginnen wollte, immer hielt sie das Wort wieder zurück.

Da sagte Frau von Beck: „Morgen kann ich nicht, ich bekomme Besuch. Und dann habe ich bei meinem Rechtsanwalt zu tun; aber auf übermorgen, nicht wahr?“

Lore atmete auf. Wie dumm sie doch war im Vergleich zu anderen Frauen! Burnett hatte recht, wenn er sie schalt. — — — — — — — — — — — — — — —

* *

*

„Wissen Sie, wen ich seit zwei Tagen kenne?" fragte sie Burnett, etwas atemlos vom schnellen Gehen, denn heute hatte sie pünktlich sein wollen. „Frau von Beck."

Er runzelte ärgerlich die Stirn.

„Diese Bekanntschaft hätte ruhig unterbleiben können. Wenn die Einfluß auf Sie gewinnt, Lore, bin ich nicht zufrieden."

Sie sah ihn lächelnd an. „Ich denke, ich bin nicht so leicht zu beeinflussen."

„Männern gegenüber nicht. Gott sei es geklagt! Da wehren Sie sich Ihrer Haut. Aber Frauen untereinander — das ist ein anderes Ding."

„Nein," sagte sie, mit ihrem lieben, ehrlichen Gesichtsausdruck gerade in seine Augen sehend, „wenn ich auch Frau von Beck nicht verurteilen will, weil ich die Verhältnisse nicht kenne, aber sie und ich können niemals dieselben Ansichten haben!"

„Gott sei Dank, Lore — liebe Lore!" Er nahm ihre Hände und drückte sie. „Dazu sind Sie mir auch zu schade! Aber erzählen Sie einmal ausführlich, wie Sie zu dieser Bekanntschaft kamen!"

Das tat sie ohne Rückhalt und begriff nicht, weshalb er zornig mit dem Fuße stampfte.

„Also jetzt sind Sie ihr gerade gut genug zum Verkehr, nachdem sich ihre anderen Bekannten von ihr zurückgezogen haben! Soll sie nur schnell machen, daß sie an die See kommt, hier wird sie niemand betrauern."

„Warum sind Sie hart gegen sie?" fragte Lore verwundert. „Hat sie irgend etwas Böses getan? Schließlich handelt sie doch nur nach den von Ihnen verteidigten Grundsätzen; sie läßt sich scheiden, weil sie mit ihrem Manne nicht glücklich lebt, ohne Rücksicht auf ihr Kind. Eigentlich sollten Sie sie bewundern."

„Lore!" sagte er ungeduldig. „Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe. Sie und jene in einem Atem zu nennen, quält mich beinahe."

„Hat sie etwas Unrechtes getan?“ fragte Lore noch einmal.

„Unrechtes im Sinne der Welt wohl nicht . . .“

„Weniger vielleicht als ich, die ich hier zu Ihnen komme, heimlich, verstohlen, voll Angst, daß es jemand sieht . . .“ unterbrach sie ihn gedrückt.

Er schwieg einen Augenblick.

„In den Augen der Welt — vielleicht,“ gestand er dann, „trotzdem aber stehen Sie himmelhoch über jener Frau, Kind, der man derartiges wahrscheinlich nicht nachsagen kann; dazu ist sie zu klug.“

„Sehen Sie!“ sagte Lore leise und senkte den Kopf.

„Und doch sind Sie rein wie ein Engel des Lichtes neben dieser anderen.“

„Das sagen Sie, weil Sie der Beteiligte sind. Wären Sie ein Fremder, Sie verurteilten mich zweifellos.“

Er fing an unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Gewiß hatte sie recht — und doch nicht — nein, doch nicht! Das mußte er ihr klar machen.

„Lore,“ sagte er, vor ihr stehen bleibend. „Sie sind eine Natur, die andere Wege geht, als die Menge. Sie sind unglücklich und geknebelt überall da, wo Sie das Recht hätten, Freiheit zu fordern. Ihren jungen, schroffen Ideen und Anschauungen bringen Sie alles das zum Opfer, was sich gegen diese Knechtschaft in Ihnen auflehnt, eine Märtyrerin aus eigenem Willen — jene aber, die den Schein zu wahren weiß in jeder Form, aber nur den *Schein*, die mit jedem Blick, jedem Wort herauszufordern versteht, obgleich sie sich vorher kaltherzig klar zu machen weiß: bis hierher und nicht weiter — solche Frau ist dem wahren Mann unverständlich und mißächtlich.“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Jede Frau, die einen Schritt vom Wege tut, ich weiß es wohl.“

Er sah in ihr blasses Gesicht, und eine entsetzliche Angst vor dem sich in ihr vollziehenden Rückschlag erfaßte ihn. Leidenschaftlich ergriff er ihre beiden Hände.

„Lore, ich bitte Sie — machen Sie sich nicht solche Ge-

danken!" flehte er. „Seien Sie starkgeistig, Sie haben ein Recht dazu. Messen Sie sich nicht mit dem Maß einer Frau von Beck. Lore, ich bitte Sie — denken Sie auch ein wenig an mich."

Er hatte leiser und immer leiser gesprochen; sie begann zu zittern.

„Was kann ich Ihnen und Ihrem Leben sein!" Sie war sehr traurig. „Ich allein bin es, die von unseren Beziehungen Vorteil hat."

„Lore! O, Lore!"

Er nahm ihre Hände und legte seine Stirn dagegen. Der Ton, der in seinen Worten zitterte, griff ihr in seiner Wahrheit und Gefühlstiefe an das Herz. Impulsiv, wie sie stets in ihrem Empfinden war, sagte sie atemlos: „Aber ich will ja wiederkommen, wenn Sie es wollen. Ich will allem trotzen, sogar meinem eigenen Gefühl, wenn mein Fernbleiben Ihnen Schmerzen bereitet."

Er küßte ihre Hände, gab aber keine Antwort darauf. Den Trost, den sie ihm geben wollte mit ihren Worten, fand er nicht. Diese Frau war ihm fern, meilenfern, wenigstens in dieser Stunde noch. Vielleicht wäre es seinerseits edler gewesen, sie frei zu geben, ihr zu sagen: geh und komme nicht wieder! Ich könnte dein Leben zerstören, und das will ich nicht. —

Aber so edel war er nicht, und er konnte sich augenblicklich auch keine Zukunft ohne sie mehr denken.

Er seufzte, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte so ruhig er konnte:

„Bei der ganzen Beckschen Affäre bedaure ich nur den Mann. Er ist der leidende Teil und verdient wahrhaftig, daß er endlich erlöst wird."

„Ist er Ihr Freund?"

„Das nicht. Aber ich kenne ihn gut. Er ist ein anständiger, ehrlicher Kerl, der es sich sauer genug werden läßt, das — allerdings sehr reichliche — Brot für sich und die Seinen zu erwerben. Bei ihrer Verschwendungssucht ist es freilich immer noch nicht genug. Anspruch auf große

Liebe scheint er nicht zu machen, aber doch wenigstens auf eine geregelte Häuslichkeit, in der man auch Rücksicht auf ihn nimmt. Das gibt es aber nicht. Überall die Frau! Die Frau! — Und dabei dieses leere, öde, hohle Geschöpf! Für solche Ehen ist Trennung — Befreiung."

„Und das Kind?"

Er zuckte die Achseln.

„Soll Beck daran zugrunde gehen? Er hat am Ende doch auch seine Lebensberechtigung."

„Zum Glück ist es ein Mädchen."

„Zum Glück? Ich weiß nicht. — Einen Knaben würde er erziehen und ihn wahrscheinlich zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft machen. Aus dem Mädchen wird unter diesen Verhältnissen nichts."

„Schrecklich hart!" seufzte Lore und flocht die Finger ineinander. „Wo ist das Recht, wo das Unrecht!"

„Kind" — er strich über ihr blasses Gesichtchen und hob es sanft zu sich empor — „quälen Sie sich nicht so viel mit dem Suchen nach Gerechtigkeit. Die gibt es auf Erden nicht. Wir sind alle kurzsichtige Menschen und haben die Berechtigung zu einem gewissen Egoismus."

Sie schüttelte zweifelnd den Kopf, und als sie heute ging, nahm sie ein schweres Herz mit nach Hause. Burnett mochte sagen, was er wollte, ihr Tun blieb ein Unrecht gegen Mann und Kind, und sie war vollkommen darauf gefaßt, es einmal sühnen zu müssen. —

Der Maler aber blieb in einem Zustande zurück, über den er selbst erstaunt war. Wenn sie nicht wiederkam! Wenn das Schuldbewußtsein in ihr so lebendig wurde, daß es alles mit seinen Mahnungen übertönte, wenn sie ihn allein ließ in diesem öden Dasein, das jetzt erst wieder Glanz und Schimmer für ihn gewonnen hatte!

Es überrieselte ihn kalt. In nervöser Unruhe lief er im Atelier auf und ab, riß beide Flügel des großen Fensters auf und atmete beklommen. Sein Hund drängte sich an ihn. Mechanisch streichelte er den zottigen Kopf.

„Marco, alter Marco," sagte er bitter, „verrückt, ganz

verrückt, nicht wahr? — Um dieses blassen, kleinen Geschöpfes willen, das unelegante Stiefel und ein greuliches Kleid trägt! — Und doch — was gäbe ich jetzt darum, könnte ich dies abscheuliche Futteral, in dem sie steckt, an meine Lippen drücken. — Ja, hätte ich sie nur hier! Dort! In jenem Sessel! Immer! — Ich wüßte nicht, wie gleichgültig mir alle indischen Schals der Welt wären! — Lore! — Lore! — Alter schützt vor Torheit nicht."

Der Hund sah ihn schweifwedelnd aus seinen treuen Augen an, und Burnett beugte plötzlich den Kopf tief zu ihm herunter.

„Wir lieben sie beide, alter Freund! Du auch, ich sehe es ja. Aber sie — glaube mir, sie liebt uns nicht!"

Und dann stieß er den Hund von sich und nahm seine rastlose Wanderung wieder auf. Er graute sich vor den kommenden Tagen, an denen er Lore nicht sehen würde, vor dem Schleichen der Stunden und der verzehrenden Unruhe, die ihn quälte bis zur Verzweiflung. Viel mehr aber noch vor der kurzen Spanne Zeit, die ihn von dem Augenblick trennte, wo er sie erwarten konnte, bis zu dem, wo sie wirklich kam — oder alle Hoffnung vorüber war. — Er kannte

sich. Solche Stunden kosteten Nerven, und jetzt schon fühlte er, wie er sich in der Furcht des Wartens aufrieb, trotz ihres Versprechens.

IX.

Frau von Beck ließ sich die nächsten Tage vergeblich erwarten, und Lore war unruhig. Nicht etwa daß sie besondere Freundschaft empfand; aber sie hatte von Burnett gehört, daß jene ihrer Ehescheidung halber allein stand; sie wußte, daß der Gatte die gemeinsame Wohnung verlassen hatte. — Vielleicht war sie einsam und krank.

Lore hatte das Gefühl, als müsse sie nach besten Kräften gut machen, was sie im stillen verbrach, und Theren hatte niemals eine sanftere, nachgiebigere Frau gehabt als während der Zeit, in der ihr ihre Schuld so recht zum Bewußtsein gekommen war.

Am dritten Tage suchte sie Frau von Beck in ihrer Wohnung auf.

Sie fand sie, Pralinees naschend, auf der Chaiselongue liegend, in einem Schlafrock, der einstmals sehr kostbar gewesen sein mochte, an dem jetzt aber die breiten Spitzen in Fetzen herabhingen, und dessen Sammetbesatz zerdrückt und befleckt war.

Alice schien das nicht im geringsten zu genieren. Sie bat ihren Gast, Platz zu nehmen und entschuldigte sich, daß sie nicht aufstand, aber einer ihrer Pantoffeln sei in Verlust geraten und nirgends zu finden.

Lore konnte das jetzt um Mittag noch nicht aufgeräumte Schlafzimmer, dessen Türen sperrweit offen standen, übersehen. Sie wunderte sich im stillen auch über die Dienstmädchen, die, sich ungeniert unterhaltend, mit ungekämmtem Haar durch die Zimmer liefen. Sie sah auf die bildschöne, aber nicht weniger vernachlässigte Frau, und ein lähmendes Unbehagen ergriff sie.

In solcher Häuslichkeit, nein, da konnte sich kein Mann

wohl fühlen! Selbst sie, trotz ihrer etwas genialen Anlagen, schauderte bei dem Gedanken, hier hausen zu sollen, und zum erstenmal erschien ihr die Schwägerin Sophie in weniger gehässigem Licht. Ordnung im Haushalt hatte doch etwas für sich; sie mußte sich mit aller Kraft bestreben, ihren Pflichten in dieser Beziehung gerecht zu werden.

Ganz hinten in einem Winkel des Zimmers saß Hertha auf einem eingelegten, japanischen Hocker. Sie hielt achtlos eine große, kostbare Puppe im Arm, während ihre Augen an der Mutter Gesicht hingen.

Wieder fiel Lore der eigentümlich ernste, fast mütterliche Blick auf, der diesen grauen Kinderaugen eigen war. Sie versuchte, die Kleine zu sich zu rufen. Vergeblich. Hertha schüttelte nur den Kopf.

„Ach, lassen Sie sie!“ sagte Frau von Beck ärgerlich. „Sie ist ein ungezogenes Mädchen, mit dem man täglich seine Last hat. Ihr Fräulein liegt an Zahnschmerzen. Schrecklich, daß alle Kinderfräulein leidend sind! Nun muß ich die Mühe haben.“

Hertha wußte recht gut, daß die Mama unzufrieden mit ihr war und über sie zankte, doch das ließ sie anscheinend gleichgültig. Aber nach einem Weilchen bemerkte Lore, daß das Kind ein herabgefallenes Taschentuch der Mutter sah, sich leise aus seinem Winkel herausschlich und es sorglich wieder auf die Chaiselongue legte.

Auch Lothar hatte das gesehen, ging nun zu seiner kleinen Spielgefährtin, um die er sich bis jetzt gar nicht gekümmert hatte, und fragte, indem er sich breit vor sie stellte: „Hast du deine Mama lieb?“

„Ja!“ sagte das Kind kurz und knapp.

„Aber nicht so lieb, wie ich meine Mama.“

Hertha schwieg.

„Nicht so lieb, wie ich meine Mama,“ wiederholte er und stampfte mit dem Fuße auf.

„Viel mehr!“

Er griff in ihre glanzlosen, wirren Haare, zauste sie

und sagte: „Das ist nicht wahr; denn meine Mama ist besser als deine!"

Das Kind sagte kein Wort, gab auch keinen Laut von sich; es sah nur mit sprühenden Augen den jungen Widersacher an. —

Der schlich beschämt davon, und sich an das Knie seiner Mutter lehnend, bettelte er: „Mama, wir wollen nach Hause gehen, hier gefällt es mir gar nicht."

Frau von Beck stopfte ihm den Mund mit Pralinees; aber Lore stand bald darauf auf und verabschiedete sich.

„Also morgen an unserem Wasserfall!"

Sie reichten sich die Hände; auch die Kinder mußten dasselbe tun; dann gingen sie auseinander. — —

Am Wasserfall aber sahen sie sich niemals wieder. Vierzehn Tage später, die ohne jede Nachricht von Frau von Beck verflossen waren, erfuhr Lore zufällig, daß sie die Stadt verlassen habe. Einen Augenblick fühlte sie sich gekränkt und bereute ihren Besuch; dann ging auch das vorüber.

Aber eine Nachwirkung hatte er doch gehabt. Seitdem gab sie sich noch viel energischer Mühe, den Anforderungen, die das Hauswesen an sie stellte, gerecht zu werden; hatte sie doch nun mit eigenen Augen gesehen, von welcher Bedeutung dasselbe im Kreise der Pflichten einer verheirateten Frau war. —

Allmählich begann ihr aber auch die Erziehung ihres Knaben Schwierigkeiten zu machen. Immer mit Liebkosungen und guten Worten ging es da nicht mehr ab. Die väterliche Art und Weise zeitigte manchmal einen sehr schlechten Einfluß, unter dem dann die Mutter zu leiden hatte. Das machte Lore oft mutlos. Wie sollte sie handeln, um das Richtige zu treffen, um dieser jungen, werdenden Seele Wegweiser zu sein. Guter Wille half wenig, gehandelt mußte werden, sicher und zielbewußt; nur das wirkte Gutes. Aber sie wußte nicht, wie das beginnen, und niemand war da, den sie um Rat fragen konnte — selbst Burnett nicht —

und doch trug sie schwer an der Last der Verantwortung, deren sie sich bewußt war. —

Freilich waren das einstweilen noch vorübergehende Wolken; ihr eigenes Empfinden beschäftigte sie stärker denn je. Theren hatte wieder einmal irgendwo Schiffbruch erlitten, sei es mit seinen Gefühlen oder seinem Portemonnaie. und dann, in solchen Zeiten des Druckes, pflegte er zu seiner Frau zurückzukehren, sich recht gut bewußt, daß sie eigentlich ein besseres Los verdient hatte, und bereit, ihr Konzessionen zu machen.

Anfangs hatte Lore solche Rückkehr mit Freuden begrüßt und sich dann doppelt gemüht, ihm entgegen zu kommen. Eine gute Ehe, mehr wollte sie ja nicht! Dann als sie den Glauben an eine dauernde Änderung verlor, wurde sie erregt, und es gab statt Frieden Tränen ihrerseits. Und jetzt stieg in ihr gegen den Mann, der es wagte, in ihr nichts weiter sehen zu wollen, als eine gehirnlose, aller Selbstachtung bare Puppe, eine Abneigung auf, die so heftig war, daß ihr jede Berührung seinerseits einen Schauder des Ekels einflößte. — Noch nie aber hatte seine Rückkehr zu ihr sie so in Entsetzen getrieben wie diesmal. Sie wich ihm aus, soviel sie konnte; schon seine Gegen-

wart quälte sie, und er merkte nicht einmal etwas davon! Er fand es selbstverständlich, daß sie sich freute und bereitwillig alles vergaß, was zwischen ihnen lag.

Lore wagte kaum an Burnett zu denken, so voller Scham fühlte sie ihr Los, und wenn es geschah, dann überlief sie ein Zittern, denn sie meinte ein Lächeln voll Hohn auf seinen Lippen zu sehen und immer wieder jene entwürdigenden Worte von damals zu hören: „Das wird sich alles wieder zusammenziehen.“ —

Unter dieser Gefühlsdepression schrieb sie denn ein kleines, flüchtiges Briefchen, daß sie diesmal nicht kommen könnte. Und der verabredete Tag verging, ohne daß sie einander sahen. Aber ruhiger wurde Lore trotzdem nicht! — Sie wußte, Burnett erwartete sie, er litt um ihretwillen — aber sie schämte sich! — Sie schämte sich namenlos! —

Am Nachmittag desselben Tages saß sie mit ihrem Manne auf dem Balkon ihrer Wohnung beim Kaffeetrinken. Als sie sich erhob, um ihm die zweite Tasse einzugießen, faßte er sie plötzlich unter das Kinn und kniff sie in die Backen. Lore haßte diese vulgären Liebesbezeugungen, sie fuhr zurück. In demselben Augenblick wankten ihr die Knie, und ganz blaß griff sie nach ihrer Stuhllehne. Drunten auf der anderen Seite der Straße ging Burnett und sah herauf. Ein Schlag wäre Lore lieber gewesen.

„Nanu! Wie du dich gleich wieder hast! Als wärest du von Zucker,“ sagte Theren übellaunig, als er das Zurückweichen seiner Frau bemerkte.

„Öffentlich!“ stammelte Lore halbtot.

„Du bist doch meine Frau!“

„Gott sei es geklagt,“ dachte sie verzweifelt, aber sie schwieg.

Einen scheuen Blick wagte sie wieder auf die Straße; nun klopfte ihr Herz wild und färbte das blasse Gesicht.

Burnett war schräg gegenüber in das Café getreten, sie konnte seine Gestalt hinter der großen Spiegelscheibe sehen, an der er saß. Jetzt erst kam ihr zum Bewußtsein, daß er angegriffen und elend ausgesehen hatte, und daß

der Blick, den er heraufgeschickt, traurig und anklagend zu gleicher Zeit gewesen war. — Ihr wurde plötzlich zu enge auf dem Balkon, gerade als hätte sie nicht Luft genug zum Atmen. Sie ging hinein. Ihr Gewissen war erwacht und ließ ihr keine Ruhe. So willkürlich durfte sie keine Beziehungen abbrechen, bei denen sie stets der empfangende Teil gewesen war, das war undankbar und grausam zugleich. Sie empfand zum erstenmal mit voller Deutlichkeit, daß der einsame Mann dort drüben einen entscheidenden Einfluß auf ihr Leben gewonnen hatte. Daß sich ihr Charakter an ihm festigte und härtete, daß sie aus ihm die Kraft zog, sich selber treu zu bleiben. O, wenn sie es nur mehr gedurft hätte!

Nur im verstecktesten Winkel ihres Herzens durfte der qualvolle Aufschrei sich losringen: Wirf alles von dir! Sei frei! — Frei! — Nach außen hin hielt die Tradition, die Furcht vor den Menschen sie eingeschnürt in die schmachvollste aller Fesseln — in die einer unglücklichen Ehe! — —

Sie hatte noch nie so klar gesehen — sich noch nie so verachtet wie in diesem Augenblick, da sie Burnett sich gegenüber wußte hinter den großen Spiegelscheiben des Restaurants. Sie zitterte, und die Zähne schlugen ihr leise zusammen.

Wenn sie jetzt ein Wort hätte schreiben können! Eine einzige armselige Zeile für den da drüben! — Aber es war unmöglich, so leichtsinnig durfte sie mit ihrem Geheimnis nicht umgehen. Aber morgen — morgen vormittag!

„Lore," tönte die Stimme ihres Mannes. Sie tat, als hörte sie nicht.

„Mama!" kam Lothar und zupfte sie am Kleide. Da endlich wagte sie sich wieder hinaus, mit dem Knaben auf dem Arm, hinter dem sie verschanzt blieb.

Wer sie so sah, hatte das Recht, sie für eine glückliche Frau zu halten, das fühlte sie, und wie sah es in ihr aus! — Nur selten warf sie einen scheuen Blick nach dem Spiegelfenster hinüber. Was mußte Burnett dahinter empfinden! — —

„Ist das nicht der unverschämte Kerl, der sich den gan-

zen Ballabend an dich hing?" fragte Theren auf einmal und bog sich über den Balkon.

„Ich weiß es nicht." Sie nestelte an Lothars Gürtel und hob kaum den Kopf.

„Den solltest du nicht wiedererkennen?" Er sagte es argwöhnisch.

Da sah sie ihn mit blitzenden Augen an. „Und wenn auch! Sei froh, daß ich schweige, ruhmvoll ist die Erinnerung daran für dich nicht."

Er wollte keinen Zank, er lenkte ein. „Höre, Lore, läuft er dir am Ende gar Fensterparade?"

„Nein!"

„Das glaube ich selber." Er lachte. „Nimm es mir nicht übel, aber du lockst keinen Hund vom Ofen. Das ist dir einmal nicht gegeben."

Sie nagte die Lippen.

„Und doch bist du eifersüchtig und quälst mich damit."

Er lachte. „Na ja, manchmal ist man ja ein Narr." —

Im Dunkel dieser Nacht dachte Lore viel an Burnett, und am nächsten Vormittag schrieb sie ihm, daß sie am Sonnabend kommen würde. Sie selbst besorgte den Brief zur Post und empfand dabei etwas wie Genugtuung, wenn sie an die Äußerungen ihres Mannes dachte.

Nachmittags saß das Ehepaar wieder beim Kaffee zusammen, Lore hatte aber den Balkon vermieden und im Zimmer servieren lassen, als der Bursche einen Brief brachte. Er reichte ihn dem Herrn Oberleutnant, denn während ihrer ganzen Ehe war es eingeführt, daß Theren alle Briefe, auch die an seine Frau, zuerst las. Lore hatte nie etwas dagegen gehabt, ihre Korrespondenz war sehr gering. Ab und zu ein paar Zeilen vom Vater, sehr selten eine Karte von der Stiefmutter. Geschwister und Freundinnen hatte sie nicht. Intime Dinge standen niemals hinter dem geschlossenen Kuvert. Heute aber zum erstenmal empörte es sie, daß er öffnete, und gleichzeitig durchrieselte sie eisiger Schreck. Wie, wenn Burnett ihr geantwortet hätte! Sie hatte die Aufschrift nicht gesehen und kannte auch seine Handschrift

nicht. Halbohnmächtig lehnte sie sich gegen den Stuhl. Der Atem versagte ihr, die Lippen wurden hart und trocken.

Plötzlich sprang Theren mit einem Wutschrei auf. Auch Lore erhob sich. Sie dachte nicht anders, als daß ihre Befürchtungen sich bewahrheitet hätten, und in demselben Augenblick wurde sie ganz kalt und ruhig. Eine Gefahr fürchten — raubte ihr die Besinnung, eine Gefahr bestehen — fand sie gerüstet. So war es schon immer gewesen. Mochte also der Würfel fallen.

Auge in Auge standen sich die Gatten einander gegenüber.

Mit einem Wutlaut zerdrückte Theren den Brief und warf ihn zu Boden; seine Augen waren mit Blut belaufen und irrten flackernd hin und her.

„Dein sauberer Lump von Vater!"

Wie gefällt sank Lore auf ihren Stuhl zurück. Die Anspannung aller Nerven war zu groß gewesen, der Rückschlag kam ebenso. Wenn es nicht das Gefürchtete war, hatte nichts für sie in diesem Augenblick Interesse. Sie fragte nicht einmal. Aber das hatte sie auch nicht nötig, ihr Mann sprach schon so.

„Als ich dich heiratete, da hieß es, die Kaution ist nur die anfängliche Mitgift meiner Tochter. Doppelt so viel erhält sie nach meinem Tode. Man zeigte mir das Testament deiner Großeltern. Du warst mit der kleinen Summe vorläufig abgefunden. Dein Herr Vater hatte von dem Rest des Vermögens den Nießbrauch, so lange er lebte. Wohlverstanden, den Nießbrauch der Zinsen, das Kapital blieb dir."

„Ja!"

„Und nun hat er es in Börsenspekulationen verpulvert bis auf den letzten Rest." Er knirschte mit den Zähnen und trat dicht vor sie hin. „Weißt du, daß ich unter diesen Umständen eine erbärmliche Partie mit dir gemacht habe? Weißt du, daß ich den elenden Kerl seiner gemeinen Handlungsweise wegen dem Gericht übergeben werde?"

„Es ist mein Vater," sagte Lore ruhig, „und da ich

auch wohl gefragt werden muß, erkläre ich dir, daß ich nun und nimmer dazu meine Einwilligung geben werde."

„Du wirst tun, was ich will," brüllte er.

„Das werde ich nicht."

„Betrogen bin ich worden! Elend betrogen!" Er lief mit geballten Fäusten auf und ab. „Da denkt man nun eine Frau mit ein paar Kröten zu bekommen, und nachher hat man sich nur eine Last aufgebürdet."

„Du hast mich also nur des Geldes wegen genommen?" fragte Lore, und etwas wie ein böses Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Glaubst du, man nimmt eine arme Frau? Daß man ein Narr wäre!"

„Also nur des Geldes wegen?" wiederholte sie ihre Frage.

„Ja!" Brutal stieß er es heraus.

„Dann geschieht dir ganz recht, und ich freue mich über den Verlust."

Er blieb vor ihr stehen und starrte sie an. „Ich glaube, du bist verrückt. Nicht ich allein leide darunter, auch du und das Kind."

Sie zuckte die Achseln. „Ich wünschte, es ginge jedem so, der sich nur aus Spekulation verheiratet. Es wäre gerechte Strafe."

„Mit meiner Cousine Lydia wäre es mir nicht passiert," schrie er zornig. „Da ist solider Reichtum. Aber mit dir, da habe ich schon einen glücklichen Griff gehabt, das muß ich sagen."

„Wie ich mit dir! Ich bedaure am meisten, daß du deine Cousine Lydia nicht geheiratet hast."

„Weib!!" — Er war drohend vor ihr stehen geblieben, mit geballter Faust. Auch in seinen Augen funkelte jetzt der Haß.

„Schlag nur zu!" rief sie außer sich. „Tausendmal lieber deine Brutalitäten als deine Zärtlichkeiten!"

Vielleicht ernüchterte ihn das; er trat von ihr fort und nahm sein rastloses Auf- und Abwandern wieder auf.

„Du findest es also vollkommen natürlich und entschuldbar, daß dein Vater Geld, das ihm nicht gehört, in sinnloser Leidenschaft vergeudet, indem er auf unsern Anstand baut?“ fragte er ruhiger.

„Nein, das nicht. Das gewiß nicht — aber laß mich wenigstens erst seinen Brief lesen.“

Er zeigte auf den Boden, auf das unförmlich zerdrückte Papier; Lore hob es auf, glättete und las, während er, an den Bartenden zerrend, seinen Spaziergang fortsetzte. Nur manchmal sah er zu ihr hinüber.



Lores Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, die unaufhaltsam über ihre Wangen rieselten. Es war leider so, wie ihr Mann gesagt. Keine Hoffnung mehr — nirgends — nur nackter, kahler Verlust. Die banalen Anklagephrasen des Vaters griffen der Tochter nicht an das Herz, dazu standen sie einander zu fern, aber das eine stand bei ihr fest, einen Familienskandal durfte es nicht geben, um so weniger, als er nicht das Geringste ändern würde. — Demnach kam auch bei ihr die Ruhe nüchterner Erwägung.

Auf dieses Kapital hatten sie im stillen immer gerechnet, wenn es jetzt manchmal knapp wurde. Es sicherte ihnen die Zukunft; und nun plötzlich war es verloren.

O, Lore wußte den Wert des Geldes auch schon zu schätzen!

„Es ist schrecklich!“ sagte sie, mutlos den Brief sinken lassend.

„Du hältst es ja noch für ein Heldenstück!“ warf er bitter hin.

„Wer sagt das? Aber klagen hilft doch nun nichts mehr.“

„Meinst du? Ich werde meinem Herrn Schwiegervater einmal ein Licht aufstecken, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll.“

„Damit bessern wir nichts, Karl!“

„Ganz gleich. Er schafft das Geld wieder, oder er kann seine Tochter auch mit zurück bekommen.“

„Karl!“ — Das war ein Aufschrei aus tief gekränktem Frauenherzen. Lore trat vor ihren Gatten mit funkelnden Augen. „Wäre das Kind nicht, zum zweitenmal solltest du mir das nicht sagen! Aber so! — so! . . .“

Sie schluchzte wild und verzweifelt auf; er maß sie mit zornigen Blicken.

„An schönen Worten fehlt es dir nicht — niemals!“ —

Damit ging er hinaus. — Zeit und Muße hatte sie jetzt, über das Geschehene hinweg zu kommen. Aber je länger sie darüber nachdachte, je dunkler und drohender richtete es sich vor ihr auf. Was sollte nun werden? Die Zinsen der Kaution reichten ja nie und nirgend hin, auch hatte Lore das dumpfe Gefühl, daß es in Geldsachen nicht immer so zuging wie es zugehen sollte. Mehr als bisher konnte sie nicht sparen, das wußte sie genau, denn sie tat ihr möglichstes, Theren aber würde sich nicht einschränken wollen.

Böse Worte waren vorhin zwischen ihnen gefallen, Worte, die man in einer Ehe eigentlich sorgsam hüten sollte, weil sie die Abgründe und Klippen darin allzu grell beleuchten, aber mit zunehmender Ruhe versuchte Lore auch gegen ihren Mann gerechter zu werden. Gewiß traf ihn — den Fernerstehenden — der Schlag hart, härter als sie, die Tochter des Fehlenden, und wenn auch keine Liebe da

war, um zu entschuldigen, die Bande des Blutes ließen sich doch nicht verleugnen.

Er hatte die erste Bitterkeit der Enttäuschung zu erdulden gehabt, aber sie war auch heftig geworden und hatte Böses mit Bösem vergolten. Ein wenig Milde und Nachsicht hätten ihr besser gestanden. So ging sie nach kurzem Überlegen zu ihrem Mann hinein, um ihm ein gutes Wort zu geben.

Er saß am Schreibtisch und schrieb. Sie wußte, an ihren Vater.

„Karl," sagte sie versöhnlich, neben ihn tretend und die Hand auf den Schreibtisch stützend. „Ich bitte dich, schreibe nicht in der ersten Hitze. Laß uns erst ruhiger werden — überlegen . . ."

Er sah sie verständnislos an. „Kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen."

„Karl — es ist mein Vater! — Und ich wollte dir sagen, wenn ich vorhin heftig war —" ihre Stimme zitterte — „nimm es nicht übel!"

Er sprang auf und stampfte mit dem Fuße. „Störe mich nicht! Euch werde ich zeigen — euch! Ob ich mich so zum Spielball und Narren machen lassen muß! — Warum hast du denn keinen anderen gefunden, als gerade mich! — Aber du und deine betrügerische Sippschaft, ihr habt euch in mir geirrt; so dumm wie ihr mich taxiert, bin ich nicht!"

Ohne ein Wort ging Lore hinaus. —

Nach Beendigung des Briefes verließ Theren die Wohnung. Lore hörte ihn gehen; ein Wort des Abschieds sagte er ihr nicht. Sie dachte an den Inhalt des jetzt aufgegebenen Briefes, und ein Gefühl von Schreck durchfröstelte sie. Mochte alles sein wie es wollte, ihr Vater litt gewiß jetzt auch, gerade weil er ein Unrecht an ihnen begangen; ihr, der Tochter, stand da wohl ein sanftes, versöhnendes Wort zu. — Sie setzte sich hin und schrieb, ohne zu zaudern oder zu überlegen. —

Aber je weiter der Tag vorschritt, je schwerer und be-

klommener wurde ihr doch um das Herz. Die bösen Worte ihres Mannes fielen ihr wieder ein . . . und das war erst der Anfang! Wie bitter würde sie ferner daran zu tragen haben, sobald sich erst Sophie hineinmischte. Ihr graute... Am liebsten wäre sie in die weite, ungekannte Welt hinausgegangen, ganz allein, und hätte sich irgendwo verborgen. Aber — ihr Kind! Nahm sie ihm jetzt den Vater — was hatte sie noch dagegen zu setzen? Nicht einmal mehr ein sorgenloses Leben! — Als Sohn eines Offiziers konnte es ihm besser geboten werden, auch ohne großes Kapital, denn sein Vater würde höher steigen mit den Jahren. — Aber als ihr Sohn — was blieb ihm da? —

Und der Verstand sagte: „Beuge dich unter das Joch! Beuge dich und trage es weiter!“ — —

Erst spät in der Nacht kam Theren nach Hause. Er war völlig betrunken. Lore hörte es schon an der Ungleichheit seines Schrittes, und mit Angstschweiß bedeckt, schloß sie krampfhaft die Augen und stellte sich schlafend. Dieser Zustand ihres Mannes versetzte sie stets in eine nervöse Aufregung, obgleich sie bald merkte, daß sie heute nach keiner Richtung hin etwas von ihm zu fürchten hatte. Was er tat, geschah ganz mechanisch, ohne Bewußtsein. Ein scheußlicher Weindunst entströmte ihm, und unter halb gelallten Worten, Gelächter und Flüchen kam er endlich mit dem schwierigen Geschäft des Auskleidens zustande.

Das Licht, das er vom Korridor mit hinein genommen, brannte weiter, obgleich er schon fest schlief, und Lore huschte endlich leise aus dem Bett, um es zu löschen.

Einen Blick warf sie auf den Schläfer und schauderte. — Das Gesicht geschwollen und verquollen, mit halboffenem Munde lag er da, sinnlos — weder Herr seiner Glieder noch seines Verstandes. Und diesen Mann hatte man ihr in ihrer Unerfahrenheit und Jugend als Schutz und Hort gegeben! An diesem einen sollte sie für das Leben festhalten und Genüge in ihm finden!

Der Ekel packte sie, und wieder war es ein Gefühl von Haß, das in ihrem Inneren entstand. Das Haar klebte ihr

feucht an der Stirn, und sich schüttelnd, nahm sie das Licht und ging in das Nebenzimmer zu ihrem Sohn. Sie sehnte sich nach einem Reinigungsbad!

Aber als sie über das Bettchen hinleuchtete, äffte sie höllischer Spuk. Aus dem vom Schlaf hochroten Kindergesichtchen leuchtete ihr nichts anderes entgegen als die Züge des trunkenen Vaters, und immer wieder die des Vaters!

Zum erstenmal, daß sie diese Ähnlichkeit sah!

Sie preßte die Fäuste in die Augenhöhlen und zitterte am ganzen Leibe. In schattenhafter Folge sah sie dann Bild auf Bild an ihrem überhitzten Gehirn vorübergleiten. Häßliche Szenen, häßliche Worte — genau wie die des Vaters — an ein schutzloses, hilfloses Wesen gerichtet, wie sie eins war ... Der Tyrann, der geboren war, um Schwächere zu knechten und zu martern!

Und im Überschwang ihrer Aufregung faltete sie die Hände und murmelte abgebrochen: „Das nicht, mein Gott! Das nicht! Lieber laß ihn sterben!"

Sie erschrak selbst, kniete nun nieder und hauchte Küsse auf die feuchten, blonden Locken, die kleine Hand, die auf dem Deckbett lag. Das Kind lächelte im Traum. Was wußte dieses kaum geistig erwachte Geschöpfchen schon von den Leiden und Qualen dieser Welt!

In tiefer Reue blickte Lore auf den Schläfer, und sie gelobte sich heiß und innig, daß sie das ihrige tun wollte, um einen guten Menschen aus ihm zu machen. Denn es gab doch auch gute! Ihr Großvater und — Burnett! — Ja, der gewiß. Aber der würde sie verachten, wenn er ahnte, wie sie in Wirklichkeit ihr Leben zubrachte. Unter Erniedrigungen und Demütigungen der schlimmsten Art. — Ja, er würde sie verachten!

X.

Der Himmel war bedeckt, und es regnete fein, als Lore den bekannten Weg in das Atelier einschlug. Sie ging eilig. Eine gärende, treibende Kraft war in ihr, die sie sehr gut Sehnsucht hätte nennen können.

Ihr Mann hatte sie gepeinigt während der letzten Tage, wie nur er es verstand, halb unbewußt vielleicht, weil er etwas zum Quälen haben mußte, wenn ihn wo der Schuh drückte, — und sie hatte Erbitterung und Kummer schweigend hinabgewürgt und sich in das Unvermeidliche gefügt.

Nun aber sehnte sie sich in ihrer großen Herzenseinsamkeit nach einem liebevollen tröstenden Wort, wie sich ein Kind nach der Mutter sehnt, und die Furcht, etwas Unrechtes zu tun, ging vollständig unter in dieser Sehnsucht.

Als sie den Klopfer fallen ließ, wurde ihr die Türe nicht so schnell geöffnet wie sonst; Burnett hatte also nicht lauschend an der Portiere gestanden. Er gab ihr auch nicht die Hand, als sie eintrat, sondern begrüßte sie nur mit einer Verbeugung.

„Störe ich?“ fragte sie beklommen und streckte ihm die Rechte zögernd entgegen.

Ruhig nahm er sie und ließ sie gleich wieder fallen. „Wie sollten Sie, gnädige Frau! Ich bin glücklich über

Ihr Kommen. Und dann — Sie hatten sich ja auch angesagt."

Lore fühlte, wie ihr die Tränen aufstiegen. Sie setzte sich auch nicht, sondern ging planlos im Atelier hin und her. — So sehr hatte sie sich auf heute gefreut, sich an dies Wiedersehen geklammert, so viel Beruhigung davon erwartet, und nun . . .

„Sie sind mir böse," sagte sie leise und trat hinter ihn, der sich — halb abgewandt von ihr — gesetzt hatte.

„Böse? Nein! Warum denn?"

„Weil — ich nicht gekommen bin." Schüchtern legte sie ihre Hand auf seine Achsel.

„O nein. — Ich habe alles begriffen, seit ich Sie vorgestern auf Ihrem Balkon sah."

„Wie sehr Sie mir unrecht tun!" rief sie verzweifelt.

„Unrecht? Ich selbst tröstete Sie ja damit, daß sich alles wieder zurechtziehen würde."

Sie schüttelte ihn an der Schulter. „Sie sollen so etwas nicht sagen! Sie dürfen es nicht!"

Er sah sie an, aber seine Augen waren ohne Licht und Glanz, matt und erstorben.

Sie begriff auf einmal die Größe der Qualen, die sie ihm zugefügt, und das machte sie weich und zärtlich. Zum erstenmal. Sie wollte ihm so gern etwas Liebes tun — etwas, das ihn freute, und indem sie sich vorbeugte, sagte sie leise, fast kindlich: „Charles, ich — habe so viel an Sie gedacht!"

Mit einem Jubelruf sprang er auf. Das war mehr, als er erhofft hatte.

„Lore! O Lore!"

Er riß sie ungestüm in seine Arme und drückte sie fest an sich. Diesmal wehrte sie sich nicht, nur ganz fest in sich selbst zusammen schmiegte sie sich, wie ein verschüchtertes Vögelchen, und lehnte ihr Gesicht gegen seine Brust, so daß sie seinen Lippen nur das lockige Haar bot.

Der Hut war zu Boden gefallen, die Nadeln im Haar hatten sich gelöst, in lockiger, fedriger Fülle hing es ihr im

Nacken. Er drückte sein Gesicht hinein; dann hob er sie plötzlich vom Boden auf, und ehe sie sich wehren konnte, trug er sie auf seinen Armen zu dem alten gotischen Stuhl und setzte sich ihr zu Füßen auf einen niedrigen Hocker aus altflorentinischer Arbeit, drückte die Stirn in ihr Kleid, und so sprach er zu ihr. Anfangs kaum verständlich, mit vor Leidenschaft zitternder Stimme, dann deutlicher:

„Lore! O Lore, wie liebe ich dich! Es ist gar nicht in Worte zu fassen! — Ich kenne mich ja selbst nicht mehr! — Mit Leben und Glück hatte ich abgeschlossen . . . und nun kommst du und bringst mir beides zurück! — Ich liebe dich, Lore — ich bete dich an — ich vergöttere dich — dafür, daß ich noch so fühlen kann! — Nur in dir lebe ich — nach dir sehne ich mich krank und matt! O Lore — Lore! Wo finde ich nur die Worte, um dir alles zu sagen!"

Sie war bei den ersten Worten heiß errötet, aber keine abwehrende Antwort fand den Weg über ihre Lippen. Sie wollte nicht. Einmal im Leben — nur einmal hören, was nie an ihr Ohr gedrungen war. Einmal nur sich stürmisch begehrt wissen, nach all den Demütigungen, die sie in ihrer Ehe zu ertragen hatte! Es konnte kein Unrecht sein! — Und wenn es eins war . . . gut! Sie nahm es auf sich mit lachendem Munde.

Wie eine Verdurstende hatte sie den Kopf ein wenig in den Nacken gebeugt und die Lippen leicht geöffnet. Ihre sehnsüchtigen grauen Augen, halb geschlossen, zeigten tiefes Leuchten, und die vollen lockigen, wenn auch nicht langen Haare fielen ihr über Nacken und Schultern.

Er sah sie an, wie sie so dasaß, von dem matten Regenlicht umflossen, selbstvergessen, dürstend, Weib in jedem Atemzuge — und der Künstler in ihm entflammte sich.

So wollte er sie festhalten, so vor sich sehen an den grauen Tagen, da er die Lebende entbehren mußte.

Immer leiser wurde seine Stimme, mit der er die betäubenden Liebesworte auf sie einsprach, als wollte er sie hypnotisieren, und dann sagte er bittend: „So bleib sitzen,

mein Liebling — nur einen kurzen Augenblick — so will ich dich haben!"

Er trat an seine Staffelei und entwarf mit fliegender Hand die Umrisse des schmalen, geliebten Kopfes in der eigentümlichen Haltung, die er noch immer einnahm.

Lore hatte sich nicht gerührt und rührte sich auch jetzt nicht. Zu neu, zu betäubend war diese Leidenschaft über sie hingestürzt, zu gewaltig hatte sie sie erschüttert. Was wußte sie denn bisher von der Wärme, der Glut, die das Leben in sich bergen kann! Es durchschauerte sie, aber gleichzeitig war es etwas Wohliges, Süßes, das ihre Brust weitete und sie glücklich machte — namenlos glücklich!

Burnett warf bald wieder die Kreide fort, nachdem er sich nur die äußersten Andeutungen gegeben, und kehrte zu Lores Füßen zurück.

„Sieh!" sagte er, „da behaupten sie nun, ich wäre ein Lebemann, für den es weder Liebe noch Treue gibt. Die kurzsichtigen Menschen! Nur daß mir die Rechte bis jetzt

nicht begegnet war. Nun aber habe ich sie und halte sie fest! O meine Lore — meine Lore!"

Er bedeckte ihre Hände mit Küssen und drückte sie an seine Augen. Sie fühlte einen Hauch von Feuchtigkeit an seinen Lidern. Da überkam sie das Verlangen, auch ihrerseits dem Manne zu zeigen, daß er ihr teuer war, und schüchtern wie ein Kind strich sie ihm über das Haar.

„Hast du mich lieb?" fragte er.

Sie nickte, ernsthaft und doch lächelnd.

„Bist du dir jetzt darüber klar geworden?"

„Ja!"

„Seit wann?"

Wieder errötete sie. „Seit—dem du mich mit meinem Manne gesehen hast."

Nun aber erschrak sie wirklich. Ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, hatte auch sie das du gebraucht — ihm damit deutlich gezeigt, wie nahe sie sich ihm fühlte.

Er verstand jede Regung in ihrem unverdorbenen jungen Herzen, das seit Jahren in hartem Kampf dem Leben allein gegenüber stand, wie er auch jede Bewegung in ihrem Gesicht zu deuten wußte. Ein tiefer, unaussprechlicher Jubel erfüllte ihn.

„Nimm es nicht zurück, dies kostbare Geschenk!" flehte er und umfaßte sie.

Da lehnte Lore ihren Kopf an seine Brust. „Wie ich mich gesehnt habe! — Wie ich mich halbtot gesehnt habe nach einem Herzen — nach einem Liebeswort," flüsterte sie, und Tränen fielen in ihren Schoß.

„Aber nun ist alles gut, nicht wahr?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe mein Kind vergessen und meine Pflicht."

„Jede Pflicht ist hinfällig, sobald sie rein äußerlich ist. Sieh, Lore, wir sind nicht das Kunstprodukt, das die Welt und das Hergebrachte aus uns machen will, wir sind Menschen — nur Menschen! Daher gibt es Sünden, die wir mit jauchzendem Herzen begehen werden, so lange noch einer unseres Geschlechtes auf Erden lebt, und sittliche For-

derungen, die uns Abscheu einflößen, obgleich wir uns — vielleicht — ihnen beugen. Nicht alles ist zu verdammen, was verdammt wird, nicht alles des Lobes wert, was man lobt. Mensch sein — wirklicher, ehrlicher, wahrer Mensch — das ist auch etwas Großes, sobald es aus großen Gefühlen entspringt."

Sie sah ihn unsicher an. „Ich fürchte mich vor einem Wiedersehen mit meinem Kinde," flüsterte sie scheu.

Er hatte sich auf die Armlehne des Sessels gesetzt und hielt sie umfaßt. Auge in Auge fragte er sie jetzt: „Möchtest du es ungeschehen machen, daß wir uns lieben, Lore?"

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein. — Ich fühle, daß ich auch Anrecht habe an das Leben! Ich will geliebt sein und wieder lieben, denn — du sagtest es ja — ich bin auch nur ein Mensch!"

Da war der alte selbstbewußte Trotz wieder, den Theren so sehr haßte und auf alle Art zu brechen suchte; Burnett empfand ihn anders, als den Ausfluß einer starken, noch halb unbewußten Natur.

„O, Liebling — Liebling, wie ich dich nur noch inniger dafür liebe!" —

Seine Zärtlichkeiten, weicher und feiner wie die ihres Gatten, von wirklichem Gefühl eingegeben, stießen sie nicht ab wie bei jenem. Willig gab sie sich ihnen hin. Eine unbeschreibliche Freude war in ihr, ein Genügen, eine Seligkeit, wie sie sie bisher nicht gekannt. Sie hatte innerlich mit allem gebrochen, was ihr bis jetzt Schranke und Schutz gewesen war, und darüber empfand sie eine große Genugtuung, eine heimliche Freude, wie jemand, der seinem Erzfeind einen großen Possen gespielt hat.

Dann, als sie beide ruhiger geworden waren, erzählte sie Burnett von dem Ereignis der letzten Tage, dem Geldverlust durch ihren Vater und der täglichen und stündlichen Pein, die sie deshalb von ihrem Manne erdulden mußte.

„Ich hasse ihn," sagte sie leidenschaftlich, „und er weiß es, das ist mein einziger Trost."

„Glaubst du, daß es ihn grämt?"

„Nein. Aber angenehm ist es ihm auch nicht."

„Er hintergeht dich, Lore, ich weiß es."

„O, ich auch, aber das ist mir gleichgültig."

„Ich meine nur, du brauchst dir keine zu großen Vorwürfe zu machen."

Sie richtete sich auf und sah ihn erstaunt an. „Mit meinem Gewissen hat die Handlungsweise meines Mannes nichts zu tun; da muß ich mit mir allein fertig werden."

„Lore!" rief er erschreckt.

Sie lächelte, diesmal ein trübes, wehes Lächeln. „Habe keine Sorge, die Würfel sind gefallen. Ich kenne kein Zurück!"

Wie stolz das klang! — Er liebte sie bis zur Raserei, und doch hielt sie ihn in Schranken wie noch keine, sie, dieses junge, unbedeutende Weib, das ein Zufall ihm in den Weg geworfen.

Und sich erhebend, setzte sie hinzu: „Für meinen Mann bin ich ja doch entwertet. Eine Frau, die nur die Kaution besitzt, ist ein Geschöpf, auf das er gar keine Rücksicht zu nehmen nötig hat."

Burnett zögerte. Ein Wort wollte ihm auf die Lippen treten, ein erlösendes, befreiendes Wort. Er schloß die Zähne fest. Noch nicht! —

Als Lore aus der Haustür trat, erregt wie sie war, mit strahlenden Augen und glühenden Wangen, begegnete sie einer kleinen, schattenhaft unbedeutenden Frau, die nicht weit davon in der Straße auf und ab ging. Diese Frau blieb stehen, sah ihr in das Gesicht und dann aufmerksam nach. Lore hatte das dumpfe Bewußtsein, daß sie dieser grauen Gestalt nicht zum erstenmal begegnet sei, aber sie war zu erfüllt von dem Erlebten, um weiter darüber nachzudenken. Ihr Herz jubelte. —

Frau von Burnett aber fühlte dieser jungen, schmalen, nicht elegant gekleideten Erscheinung gegenüber, mit den tiefen Augen und dem sanften Kinderlächeln, eine durch nichts begründete Eifersucht immer stärker in sich erwachen. Schon das erstemal, und heute wieder. Gerade als riefe

eine innere Stimme ihr zu: Hüte dich vor dieser! — Sie hatte die schönen Modelle ihres Mannes, die üppigen, eleganten Damen der großen Welt, stets mit Seelenruhe betrachtet, obgleich sie wußte, daß ihr Mann in den Netzen dieser oder jener lag. — Aber wenn ihr Argwohn begründet war — diese — diese allein schien ihr gefährlich. —

Lores Pulse flogen. Noch konnte sie nicht nach Hause zurück. Ihr ganzes Leben hatte ja nun eine Änderung erfahren. Sie hatte Schuld auf sich geladen, indem sie den Liebesworten eines anderen Mannes ihr Ohr geliehen und sie erwidert hatte, aber sie fühlte sich nicht schuldig. Sie dachte auch kaum an ihren Knaben. Das eigene Ich war da und verlangte kategorisch seinen Anteil an dem, was dem Menschen bei allem Leid als Freudenbecher zuerteilt worden ist — an Liebe! — Eine Kirche lag auf ihrem Wege, sie trat ein, obgleich sie nicht katholisch war. Das Mittelschiff war leer, leiser Weihrauchgeruch durchdrang den Raum, und mattfahle Dämmerung herrschte

darin. Vor einem Marienaltar leuchtete eine ewige Lampe blutigrot, und vor den Statuen der sieben Nothelfer flammte ebenfalls geweihtes Licht.

Vor dem Marienaltar warf sich Lore auf die Knie, den Kopf drückte sie in die Hände, und sich gegen das Gitter lehnend, hatte sie Haltung und Ausdruck einer frommen Beterin. Aber sie betete nicht. Die tiefe Stille und Ruhe ringsum tat ihr nur unendlich wohl, lullte sie in einen Zustand von Frieden und Abspannung, dem sie sich widerstandslos hingab. Wie eine große, weiche Welle umgab es sie. Sie dachte nichts und fühlte nichts deutlich, nichts als Frieden — Frieden. — Und doch hätte ihr Gemüt beschwert sein müssen, ihr Gewissen beklommen, denn sie hatte gesündigt an allem, was ihr bis dahin unverletzlich erschienen war; sie sündigte weiter mit jedem Atemzug, der dem fremden Manne galt. Wie war das nur möglich, daß man unrecht tun und doch so glücklich sein konnte! —

Sie kam zu der Überzeugung, daß es doch vielleicht einen anderen Maßstab für Gut und Böse geben könne, als sie bisher geglaubt, daß der Urgrund für Verdammnis oder Verzeihung tiefer liegen müsse, als sie in ihrer Kurzsichtigkeit angenommen.

Oder war sie so verderbt, daß sie nur deshalb keine Reue empfand? War alles Gute in ihr tot? Sie empfand einen heftigen Stich in ihrem Herzen, aber nur einen Augenblick. Nein, nein! Das konnte nicht sein, schlecht war sie nicht!

„Und wenn ich dafür büßen muß, mein Gott," dachte sie mit plötzlichem Trotz, „gut! Ich bitte dich nicht, es mir zu erlassen; dann werde ich eben büßen. Aber Reue — Reue kann ich nicht empfinden."

Nein, keine Reue! Darin war sie ganz einig mit sich, nur jubelnde Dankbarkeit, daß ihr ein Herz ganz zu eigen gehörte, nachdem sie so lange einsam und trostlos umhergeirrt war.

Sie dachte auch an ihren Knaben, aber nicht mehr mit der krankhaften Ausschließlichkeit wie bisher, nicht mehr

mit dem leidenschaftlichen Verlangen, daß er allein ihr heißes Herz ausfüllen möchte. Ohne ihre Liebe zu ihm beeinträchtigt zu fühlen, wußte sie doch, das Weib gehört zum Manne, allein zum Manne, soll es glücklich und ausgefüllt sein. Sie wollte nicht leer ausgehen, aber sie war entschlossen, sich mit dem zu begnügen, was ihr das Schicksal bot. Was sie gab, nahm sie keinem anderen — zu mehr hatte sie freilich kein Recht. Lore war wahr mit sich und beschönigte nichts. Sie wußte, daß man sie selbst dafür büßen lassen konnte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, daß alle Welt auf seiten ihres Mannes stehen würde — dieses engherzigen, kleinlichen Tyrannen, der sie darben ließ an allem, was sie ersehnte, und sie quälte, bis sie sich endlich dagegen aufgelehnt hatte und nun entschlossen war, ihren eigenen Weg zu gehen.

Sie richtete sich auf und strich die lockigen Haare hinter das Ohr zurück; auf ihren Lippen lag ein stolzes, trotziges Lächeln.

„Was auch geschehen mag, keine Reue — niemals Reue —“ sagte es. —

Und so verließ sie die Kirche.

XI.

Als Lore nach Hause kam, lange über ihre sonstige Zeit — fand sie ihre Schwägerin vor, mit gekniffenen Lippen und harten Augen, die sich spähend auf die Eintretende richteten.

„Wo warst du?“ fragte sie streng.

Sonst hatte sich Lore wohl über jeden solchen Eingriff in ihre Privatangelegenheiten, über jede Bevormundung aufregen könne, aber schließlich hatte sie doch immer haarklein berichtet. Dieses Mal — abgesehen von der Unmöglichkeit — fühlte sie nicht die geringste Lust, ein Wort der Rechtfertigung oder Beschwichtigung zu sagen.

Sie hatte das Gefühl, als wäre ihr durch die letzten

Stunden eine Stütze erwachsen, unter deren Schutz ihr niemand mehr etwas anhaben konnte. Das Bewußtsein, geliebt und nach ihrem vollen Wert geschätzt zu werden, machte sie so stark. Erstaunt sah sie daher ihre Schwägerin an.

„Wenn du die Güte hättest, deine Ankunft anzumelden, würdest du mich zu Hause getroffen haben.“

„Danach frage ich nicht; ich möchte wissen, wo du so lange gewesen bist. Das Mädchen sagte mir, du wärest seit halb elf Uhr fort; jetzt ist es halb drei. Eine anständige Frau kann sich doch nicht vier Stunden auf der Straße herumtreiben, noch dazu allein!“

Lore trat dicht vor die Schwägerin hin und sah sie mit blitzenden Augen an.

„Ich verbiete dir eine derartige Ausdrucksweise! Hast du mich verstanden? Und ich sage dir, daß ich weder gewillt bin, mich von dir kontrollieren zu lassen, noch dir irgend welche Auskünfte über mein Tun und Lassen zu geben.“

Sophie schrie ordentlich auf vor Wut.

„Das ist eine ungezogene Antwort, die ich mir verbitte. Ich stehe hier für meinen Bruder Karl und habe das Recht, nach Dingen zu fragen, die mich mißtrauisch machen, weil ich eben hellsichtiger bin als er.“

Lore zuckte die Achseln.

„Meinem Manne muß ich antworten, dir nicht.“

„Gott, wie gnädig!“ höhnte Sophie. „Es ist aber heute nicht das erstemal, daß du allein ausgehst und so lange fortbleibst.“

Lore ballte zornig die Hände.

„Wer sagt das?“

„Nun — deine Dienstboten.“

„Die du ausfragst! Pfui! — Aber von dir darf mich das ja nicht wundern. Im übrigen werde ich sofort dem Mädchen kündigen.“

„Das wirst du nicht tun!“ kreischte Sophie außer sich.

„Das werde ich tun! In meinem Hause bin ich

Herrin und dulde keine Spionage. Von wem ich das merke — der darf meine Schwelle nicht wieder betreten."

„Du setzest also auch mir den Stuhl vor die Tür, wenn ich dich richtig verstanden habe."

„Ja!" sagte Lore kaltblütig, schritt an das Fenster und sah hinaus.

Sophie sank auf einen Stuhl; ihr kam die Ahnung, daß sie am Ende doch zu weit gegangen sei, und Lores ungewohnte Ruhe schüchterte sie etwas ein. Aber zum Einlenken war ihr Charakter nicht geschaffen; sie brach in schreiendes Weinen aus. Lore kümmerte sich gar nicht darum. Es war Sophies letzter Coup, dies brüllende Weinen. Diesmal blieb es ganz eindruckslos; Lore hörte es kaum. Ihr Hirn arbeitete fieberhaft. Was sollte sie sagen, um ihr langes Ausbleiben glaubwürdig zu erklären? Eine Lüge mußte es sein. — Zum erstenmal, daß sie das Häßliche einer Lüge gar nicht empfand. Nur möglichst geschickt, das war der einzige Gedanke, der sie bewegte.

In dieses kreischende Weinen seiner Schwester und Lores stummen Trotz kam Theren nach Hause.

„Nanu! — Was ist denn los?" fragte er übellaunig; denn Szenen mit seiner Schwester, bei denen er meist den kürzeren zog, waren ihm in die Seele hinein verhaßt.

Sophie fürchtete, Lore würde empört ihrem Bericht zuvorkommen; sie hatte auch Angst, daß das Mädchen erzählen könnte, die zwei Mark Trinkgeld hätten sie so gefügig zum Plaudern gemacht. Deshalb stürzte sie sich sofort auf ihren Bruder. Aber Lore rührte sich nicht.

„Deine Frau hat mir das Haus verboten," berichtete Sophie schluchzend.

„Wie kommt Lore dazu? Ich bin der Herr hier!" sagte er scharf.

Da wandte diese langsam den Kopf.

„Deine Herrschaft taste ich nicht an; aber ich bin neben dir die *Herrin*, und ich dulde nicht, daß man mich in den Augen meiner Dienstboten herabsetzt."

„Zum Kuckuck," schrie Theren wütend und schleuderte

den Säbel klirrend in die Ecke, „nur eine soll sprechen, der Teufel wird sonst daraus klug."

Und Sophie begann. Sie sprach von Lothars nassen Strümpfen, von einem Rest in der Speisekammer, der weggeworfen werden müsse, und von Lores stundenlangem Fernbleiben.

Diese sah wieder zum Fenster hinaus, als ginge sie das alles gar nichts an, und so war ihr auch zu Sinne; erst als Theren dicht an sie herantrat und hart nach ihrer Schulter faßte, drehte sie sich herum. Mit einer heftigen Bewegung schüttelte sie seine Hand ab und sah ihm mit kalt blitzenden Augen in das Gesicht.

„Was willst du?" fragte sie.

„Wo warst du?"

„Ich habe Besorgungen gemacht."

„Du hattest keine Pakete," warf Sophie höhnisch ein.

„Ich war bei einer Schneiderin in der Vorstadt und dann — in der Lorenzkirche." Lore sprach ruhig, fast automatenhaft und sah dabei nur ihren Mann an. Jetzt aber, wo das Schlimmste überstanden, brach ihr Temperament sich wieder gewaltsam Bahn; zitternd, außer sich, fuhr sie fort: „Dieses eine Mal habe ich geantwortet, weil die Verleumderin neben dir steht, ich erkläre dir aber, es ist das letztemal! Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig, denn du legst mir auch keine ab."

„Ha! Das ist ganz etwas anderes," sagte er auflachend.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Kurzum, ich werde dir *nie* wieder antworten."

Ihr Gesicht glühte dunkel, unbeugsame Energie funkelte aus ihren Augen.

Gegen seine sonstige Gewohnheit gab Theren sich zufrieden, er verlangte nach dem Essen.

„Ich kann keinen Bissen mehr bei euch anrühren," sagte Sophie, „einstweilen gehe ich nebenan in die Konditorei, und du, Karl, kannst mich nachher abholen und in ein Restaurant bringen."

Lore sagte kein versöhnliches Wort, und Sophie ging, Gift und Galle im Herzen.

„Was soll das nun heißen?“ fragte Theren wütend seine Frau. „Meine Schwester bleibt meine Schwester, und wenn sie dich tadelt und zu erziehen versucht, so hast du doch kein Recht, sie vor die Türe zu setzen. Du kommst nachher und bittest sie um Verzeihung.“

„Nein!“ sagte Lore.

„Aber ich will es! Ich befehle es dir!“

„Und ich tue es nicht.“

„Worauf hin ist dir denn der Kamm so geschwollen?“ fragte er giftig. „Vielleicht auf den Bankerott deines Vaters?“

„Ich habe mich auf mich selbst besonnen, das ist das Ganze,“ sagte sie ruhig und erhob sich von dem unerquicklichen Mittagsmahl.

Als Theren gegangen und Lore allein war, fühlte sie rasendes, pochendes Kopfweh. Sie legte sich auf die Chaiselongue und auf die Stirne ein nasses Tuch.

„Mama,“ sagte Lothar, der dem zusah, „wenn ich mal groß bin, schlage ich Tante Sophie tot. Einfach tot.“

Lore lächelte. „Warum denn, mein Schatz?“

„Sie ärgert dich und macht dir Kopfweh." Er war hinter die Mutter geklettert und fuhr ihr liebkosend mit seinen kleinen Händen in das Gesicht.

Plötzlich mußte sie da weinen.

„Schlag lieber mich tot," sagte sie bitter. Jetzt empfand sie anders als vorhin.

Sie hatte unrecht getan, sie hatte gelogen — wie schrecklich das alles war!

„Durch andere wird man zur Sünderin," flüsterte sie mit bebenden Lippen. Sie zog ihren Knaben an sich und küßte sein lockiges Haar, die Lippen wagte sie nicht zu berühren!

„Mama," tröstete Lothar, „weine nicht! Wenn ich groß bin, dann sollst du alles haben, alles! Ich besorge es dir."

„Mein Kind! Mein Kind!" — Sie preßte ihn an ihre Brust, das Herz zitterte ihr vor Kummer. „Wirst du auch einmal diese Sehnsucht kennen lernen? Diese Verzweiflung, dieses stürmende Verlangen? — Ach, es ist schrecklich, denn das Ende kann nicht gut sein."

„Doch, Muttelchen," sagte der Kleine altklug. „Es wird alles wieder heil und gut."

Er strich über das nasse Tuch und rutschte dann auf den Boden. Nun konnte er mit ruhigem Gewissen spielen gehen. — —

Theren saß mit seiner Schwester währenddessen im Restaurant, wo sie es sich gut schmecken ließ. Er erzählte ihr von dem Unglück, das ihn durch den Leichtsinn seines Schwiegervaters getroffen.

Entsetzt legte Sophie Messer und Gabel beiseite. „Ach Gott, das schöne Geld! Ja, worauf bildet sich Lore denn nun noch so viel ein?"

„Sie kann doch nichts dafür," sagte er mürrisch.

„Nein. Aber demütiger sollte sie nun sein. Demütig und dankbar, daß sie deine Frau ist."

Er sah seine Schwester zweifelnd an. Vielleicht kam

ihm doch der Gedanke, daß Demut und Dankbarkeit für seinen Besitz nicht gerade das Natürliche war.

„Wie viel besser wärst du mit Lydia gefahren," fuhr Sophie seufzend fort. „Ich weiß genau, daß der Alte auf einen Schlag kürzlich zehntausend Mark verdient hat. Das lobe ich mir. Und Lydia liebte dich so."

„Das ist nun vorbei," sagte er finster.

Sie legte ihm die Hand auf den Arm. „Wenn Lore stürbe! Aber sie ist ja trotz ihres schlechten Aussehens gesund wie ein Fisch; oder — wenn du dich von ihr scheiden lassen könntest, Karl! Lydia nimmt dich gleich."

Er nagte an seinem Bart. „Ich hätte zu solchem Schritt ja gar keinen Grund."

„Der findet sich schon. Lebt ihr etwa glücklich miteinander? Nein! Ist Lore eine tüchtige Hausfrau und Mutter? Nein! Hat sie einen verträglichen Charakter? Nein! Das sind alles Dinge, die sich nicht bessern, sondern verschärfen. So lange sie eine ziemlich gute Partie war, konnte man ja darüber hinwegsehen, aber unter den jetzigen Verhältnissen . . ." Sie sah ihrem Bruder aufmerksam in das Gesicht. „Du siehst ein, daß ich recht habe, Karl."

„Das hilft nicht viel."

„Wenn sich Lore zum Beispiel in einen andern verlieben würde . . ."

„Lore!!" Er lachte höhnisch auf. „Nein, Sophie, eher ginge die Welt unter! Ich kenne meine Frau genau. Wenn alles gegen sie spräche, ich wüßte doch, sie wiche nicht ein Jota von ihrem Tugendpfad. Das liegt ihr in Fleisch und Blut."

„Sie ist eine rabiate Person, sie tut es vielleicht im Zorn."

„Nein!" Er sprang auf. „So weit will ich mich auch nicht erniedrigen. Aber ein gütliches Übereinkommen — ja, dem wäre ich nicht abgeneigt."

„Das tut Lore nicht."

„Wer weiß. Es geht oft wunderbar zu im Leben! Sorge nur dafür, daß sich Lydia nicht verheiratet.“

„Sie weiß, daß du unglücklich bist und weint viele Tränen deshalb. Aber sage mir doch eins, Karl, wenn du so fest an Lores Treue glaubst, warum bist du denn eifersüchtig auf sie?“

Er nagte an seinem Bart und sah nachdenklich vor sich hin. „Eifersüchtig bin ich eigentlich nicht,“ meinte er endlich. „Es ist nur, um ihr lebhaftes Wesen zu dämpfen und um ihr die Überzeugung ihrer Abhängigkeit beizubringen. Die muß eine Frau dem Manne gegenüber immer haben. Außerdem — du weißt, ich bin leicht erregt.“

Ihm war das Gespräch unangenehm, Sophie merkte es wohl, und da ihr alles daran lag, den Bruder in guter Laune zu erhalten, brach sie ab.

„Ich kann nun nicht mehr zu dir kommen,“ sagte sie bekümmert. „Wenn ich hier bin, werde ich es dich wissen lassen, damit wir uns am dritten Ort sprechen können, und in der nächsten Woche kommst du mit Lothar zu meinem Geburtstag zu uns. Ich erwarte dich bestimmt.“

„Unsinn! Lore wird sich bei dir entschuldigen.“ Er war ungeduldig und gereizt. „Das fehlte mir noch, daß meine Frau meine Schwester aus meinem Hause würfe.“

Sie seufzte und sah unglücklich und resigniert aus. So fest vertraute sie der Macht ihres Bruders nicht, Lore war gar zu kalt und entschlossen gewesen. —

Im Therenschen Hause herrschte jetzt andauernd Sturm, aber die junge Frau schien das nicht zu kümmern. Nach wie vor machte sie ihre Ausgänge, wenn auch mit größerer Vorsicht als bisher, aber trotz ihrer äußerlichen Kühle saß ihr doch die Angst vor einer Entdeckung im Herzen, weniger ihrethalben als der möglichen Folgen für Burnett.

Nicht allein das Ehepaar litt durch das jetzt herrschende Unbehagen, auch Lothar empfand in seiner kindlichen Seele den Druck instinktiv mit, und Lore hatte manche Not mit ihm.

Als beide eines Tages nach Hause kamen, setzte sich das Kind auf die unterste Stufe der Treppe und war durch keine Liebkosung, kein Zureden oder Schelten zu bewegen auch nur einen Schritt weiter zu gehen.

„Jakob soll mich tragen!" setzte er eigensinnig allen Bemühungen seiner Mutter entgegen.

Und dabei blieb es. — Die dicken Ärmchen auf den Knien, den Kopf gesenkt, saß er ruhig und unzugänglich da, gab auf nichts Antwort und schien weder zu hören noch zu sehen.

Als Lore in nervöser Aufregung mit dem Stocke kam, ließ er sich widerstandslos schlagen, rührte sich aber nicht.



Der Mutter liefen die Tränen über das Gesicht, aber mit zusammengebissenen Zähnen setzte sie Willen gegen Willen. Lothar sollte gehen!

Umsonst! — Keine Träne, kein Zucken vonseiten des Knaben. Die dunklen Augen starrten geradeaus, die Hände waren geballt.

Aufschluchzend, ihrer selbst kaum mächtig, warf Lore den Stock fort, packte das Kind mit Aufbietung aller Kraft und trug es gewaltsam die Treppe hinauf. In ihrem Zim-

mer, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, stellte sie es in den Winkel.

Sie sagte kein Wort mehr, aber die Tränen liefen ihr stromweise über das Gesicht, und sie hatte das Gefühl, als sei sie eben einem stärkeren Willen unterlegen.

Das durfte nicht sein! Das war doch gegen die Natur! Wo blieb Erziehung und Beeinflussung der Kindesseele, wenn solch ein schweigender, unbeugsamer Widerstand eines werdenden Geschöpfes möglich war.

Sie zermarterte sich das Hirn, wer die Schuld tragen konnte! Und immer wieder kam sie auf den Gedanken zurück, daß nur ihre zerfahrene Ehe es war, in der der eine Teil ausriß, was der andere säete. Die Kindesseele litt am meisten darunter.

Lore fühlte sich halt- und ratlos, während sie darüber nachsann, auf welcher Seite ihre Pflicht lag. Mit geschlossenen Augen in ihre Chaiselongue gedrückt, achtete sie nicht auf den Knaben, der sich umgedreht hatte, und dessen Augen an der Mutter hafteten. Der Trotz war jetzt von seinem Gesichtchen gewichen, es sah traurig und niedergeschlagen aus, als kämpfe das Kind mit Reuetränen.

Lore preßte beide Hände gegen den schmerzenden Kopf. Auf einmal fuhr sie mit einem Schreckensschrei auf.

Lothar war ganz leise näher geschlichen; er hatte die Handbewegung der Mutter, deren Bedeutung er genau kannte, gesehen, und sein kleines Herz schmolz. Sein schmutziges Kindertaschentuch in das Wasser tauchend, versuchte er nun, auf den Zehen stehend, einen nassen Umschlag auf Lores Kopf.

Aus verweinten Augen sah sie auf ihr Kind. Das zuckende kleine Gesicht, in dem die Tränen kämpften, sagte ihr lauter als Worte, wie es in der Seele des Kindes aussah. Sie richtete sich auf und sah es lange an.

„Lothar, Lothar," sagte sie kummervoll, „was nutzt hinterher alle Reue, wenn du nicht so viel Liebe für mich hast, gehorsam zu sein."

Er legte seinen Lockenkopf schmeichelnd gegen ihren

Arm. „Mama, das bin ich ja gar nicht, der so ungezogen ist. Das ist was hier drinnen —“ er schlug gegen seine Brust — „was so stark ist — so stark! — Das ist es, ich nicht!“

Seine Tränen tropften auf ihre Finger. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihn an ihr Herz ziehen und streicheln; und wenn Sophie tausendmal behauptete, daß in unzeitiger Milde keine Erziehungsgrundsätze lägen, sie konnte nicht anders!

Reuetränen vergießend, ließ sich das Kind liebkosen und drückte sich fest in die Arme der Mutter, als sei hier der sicherste Zufluchtsort selbst gegen eigene Fehler.

So fand Theren beide eng aneinander geschmiegt, als er nach Hause kam.

Mit dem Säbel aufstoßend und spöttisch lachend, rief er: „Lothar! Waschlappen! Ist das etwas für Jungens? So unter den mütterlichen Flügeln hockend? Geh' hinaus zum Jakob und spiele Pferd mit ihm.“

Im Heruntergleiten hielt Lore ihren Knaben fest. „Bleibe doch hier, Lothar!“

Er zappelte in ihren Armen wie ein junger Hund und sah seinen Vater unsicher an. Sein Stolz war geweckt.

„Laß ihn laufen,“ sagte Theren zu seiner Frau. „Du verdirbst mir den Bengel mit deiner Gefühlsduselei.“

Sie ließ das Kind gehen, richtete sich aber energisch auf.

„Warum stellst du dich immer und immer zwischen uns?“ fragte sie grollend. „Er gehört mir ebensogut wie dir! Noch ist er klein, noch habe ich das größere Anrecht an ihn.“

Er zuckte mit den Achseln und schwieg.

Aber auch ohne Antwort wußte sie seine Beweggründe. Er wollte jede Spur von Gemüt bei dem Knaben unterdrücken, weil er das für einen Mann unnötig, ja lächerlich fand. Dessen Gefühle brauchten dem Herzen zuletzt zu entspringen, sollte er befähigt sein, seinen Lebensweg sich selbst

zu ebnen. Deshalb hielt er Zärtlichkeit des Kindes zur Mutter für überflüssig und schädlich.

„Ich werde es nicht dulden," murmelte Lore und sah ihn mit bösem Blick an.



XII.

Lore saß am Fenster und hielt einen offenen Brief in der Hand.

Sie hatte ihn schon dreimal gelesen, und doch schlug sie noch einmal nach dem Anfang um und begann von neuem.

Es war nichts mehr und nichts weniger als ein Bettelbrief, von irgend einer Person, die sich „Annie" unterschrieb und behauptete, daß — da sie bereits alle Mittel und Wege erschöpft habe, um beim Herrn Oberleutnant Theren zu ihrem Recht zu kommen — sie nun auch nicht mehr davor zurückschrecke, sich an seine Frau zu wenden.

Lore las den Brief ziemlich gefühllos. Die Tatsache, daß ihr Mann sich anderweitig zu amüsieren pflegte, war ihr nicht neu, der Kummer, den sie anfangs darüber empfunden, war längst vorüber. Aber eine gewisse Erleichterung durchdrang sie doch beim Lesen, denn sie fühlte sich in ihrem Gewissen entlastet. — Betrog er sie fortwährend,

konnte sie sich auch ohne Vorwurf dem neuen, starken Gefühl überlassen, das jetzt in ihr aufgelebt war; um so mehr, als es die äußeren Rechte des Gatten, die einzigen, auf die er Anspruch machte, nicht schädigte.

Die Welt freilich maß mit anderem Gewicht, das wußte Lore recht gut. Aber sie war nicht geneigt, sich bedingungslos dem Urteil der Welt zu unterstellen, wenigstens nicht, soweit es ihr Empfinden betraf.

Den Brief im Schoß, die Augen in das Leere gerichtet, versuchte sie sich klar darüber zu werden, auf wessen Seite eigentlich das wahre Recht war, auf ihrer Seite oder auf der der Welt.

Hätte sie ruhig fortleben können unter den Augen ihrer Großeltern oder an der Seite eines Mannes, der ihren jugendlichen Ideen Rechnung trug, wären vielleicht alle diese revoltierenden Gedanken gar nicht in ihrem Hirn erwacht, oder doch nur zu schattenhaftem Leben. Aber allein auf sich gestellt, unter all den widerstreitenden Verhältnissen, die sie als Konflikte empfand, legte sie sich alles nach ihrem Kopf zurecht.

Eine Ehe wie die ihrige dünkte ihr verwerflich. Überall nur Pflicht, einzig und allein kalte Pflicht, während es sich doch um ein völliges Aufgehen ineinander handeln sollte. Wer aber ist Herr über sein Empfinden! Wenn allmählich erlischt, was vor Jahren vielleicht die Berechtigung zu einem Bunde gab, auf wessen Seite liegt da die Schuld? Wie kann der Zwanzigjährige voraussehen, wie er als Dreißigjähriger empfinden wird? — Und nun besonders ein Mädchen, das man in aller Unwissenheit einen Schritt tun läßt, der über sein ganzes Leben entscheidet! Kommt dann das Wissen, ist es zu spät zur Umkehr, und das einzige, was Väter, Mütter oder Brüder von der Unglücklichen verlangen, ist ein möglichst klagloses Sichfügen nach außen hin. Wie sie mit sich selber fertig wird, ist ihre Sache. Lore aber fühlte, daß sie nicht imstande war, mit sich selber fertig zu werden.

Wenn sie an ihre Ehe dachte, fühlte sie sich entwertet

und entwürdigt, in den Staub getreten als Weib . . . und dies Gefühl der Erniedrigung ließ sie zu keinem Kompromiß kommen.

Und sie malte sich eine Welt, wie sie nach ihrem Empfinden beschaffen sein mußte! Ein freies Zusammenleben, solange Achtung und Neigung füreinander vorhält, aufgebaut auf alles Große und Edle in der Menschennatur — und wenn man sieht, daß man sich getäuscht, friedliches Auseinandergehen, ohne daß ein Teil gebrandmarkt zu werden braucht. Das wäre Vollkommenheit! Ideal! —

Ohne daß es ihr recht zum Bewußtsein kam, wurden ihre Gedanken durch die Erinnerung an Burnett beeinflußt. In ihm sah sie alles das, was ihrer Natur zur Ergänzung fehlte, alles, was sie von einem Manne verlangte. Er war ihr Stütze und ließ ihrer Eigenart freien Spielraum, sich zu entfalten. Sie wußte genau, daß sie anders geworden war während dieser letzten Wochen, gleichsam innerlich gewachsen.

Neben ihm würde sie keine Betrachtungen darüber anstellen, ob die Bande der Ehe heilig oder unheilig, Ketten oder gern getragene Fesseln seien.

Aber lag es nicht in ihrer Hand, sich frei zu machen, da sie doch nach Freiheit dürstete? — Da gab es ihr plötzlich einen scharfen Stich durch das Herz. Und ihr Kind? Was wurde aus dem? Wäre es nicht eine Gewissenlosigkeit, nur an sich zu denken und auf ein unschuldiges Haupt die Last zu wälzen, die sie von sich schob?

Denn über die Vorstellung, daß Vater und Mutter zum Gedeihen eines Kindes notwendig seien, kam sie nun einmal nicht hinaus, mochte ihr Egoismus noch so laut schreien.

Und ihre arme, wunde Seele nahm um des Kindes willen geduldig wieder die Last der Ketten auf sich, die sie so gern abgeschüttelt hätte.

Die Weltordnung ließ sich um des einzelnen willen nicht ändern! Das sah sie ein. — —

Als Theren nach Hause kam, fand er seine Frau noch

immer in sich versunken am Fenster sitzen; sie sprang auch nicht einmal schuldbewußt auf, als er eintrat.

„Natürlich,“ sagte er übellaunig. „Die gnädige Frau hat eben nie etwas zu tun — die Wirtschaft mag drunter und drüber gehen. Wahrhaftig, Sophie wäre nicht das, was sie ist, wenn sie immer mit den Händen im Schoß dagesessen hätte.“

Statt aller Antwort reichte Lore ihrem Manne den



Brief. Als er ihn gelesen, schleuderte er ihn zerdrückt zu Boden.

„Verrücktes Frauenzimmer!“ Aber er sah doch scheu aus den Augenwinkeln auf seine ruhige Frau. „Du glaubst das Zeug natürlich?“

„Ja, ich glaube es. Es ist doch nicht das erstemal.“

„Da hättest du ja einen prächtigen Scheidungsgrund! Dieser Brief ist ein wertvolles Dokument für dich, hebe ihn nur gut auf. Ich als schuldiger Teil — meiner Stellung verlustig — du mit dem gewaltigen Reichtum deiner Kaution — dann kann Lothar einmal Schuster werden.“

Wieder war es blendend vor ihr aufgezuckt, das Wörtchen „Freiheit“, aber es erlosch gleich wieder, denn er hatte ja recht mit dem, was er sagte; das Kind mußte es büßen!

„Wer sagt dir, daß ich mich scheiden lassen will?“ fragte sie mit hoffnungslosem Seufzen.

Noch vor kurzer Zeit hatte er selbst diesen Gedanken gehätschelt; aber die Ausführung in dieser Form paßte ihm nicht, ihn durfte kein Vorwurf treffen, deshalb atmete er jetzt beruhigter auf. Seine Karriere wollte er festhalten unter allen Umständen.

„Und was willst du sonst tun?“ fragte er hastig.

„Dich diesem Mädchen gegenüber an deine Pflicht erinnern,“ sagte sie kühl.

Er verzog das Gesicht. „Du weißt doch am besten, wie unsere Finanzen gegenwärtig sind.“

Lore strich mit der Hand über Stirn und Augen, dann bückte sie sich und hob den Brief auf. Langsam, ohne ein Wort, riß sie ihn in Stücke und legte diese ihrem Manne in die Hand.

Mit jedem Riß war ihr, als würde ihr Gewissen freier, als sänke ein Titelchen ihrer Schuld damit in die Vergessenheit, und ihre Wangen röteten sich, ihre Brust hob sich in tiefem Aufatmen.

Theren beachtete das nicht. Er war froh, daß die fatale Angelegenheit einen so ruhigen Verlauf nahm. Lore war also mittlerweile doch vernünftiger geworden, denn im Beginn ihrer Ehe verliefen derartige Szenen meist sehr stürmisch. Mit Rücksicht auf diese ihre Vernunft sagte er deshalb heute noch kein Wort von dem Brief seiner Schwester, in dem sie ihn an seine Zusage erinnerte, mit Lothar zu ihrem Geburtstag herüber zu kommen. Gezeigt hätte er ihn Lore ohnehin nicht, denn ein Satz in demselben lautete:

„Lydia ist auch da; sie freut sich sehr, dich wiederzusehen; seit deiner Verheiratung das erstemal. Sie weiß alles aus deiner Ehe — und, Karl, sie liebt dich wirklich sehr. — Jede Stunde könntest du sie noch haben. Bringe Lothar

auf jeden Fall mit; sie will deinen Jungen sehen, wenn es ihr auch schmerzlich ist. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß aus euch noch ein Paar wird.“ — —

Einige Tage später brachte er die Reise zunächst nur in Vorschlag; aber Lore wollte nichts davon hören, daß Lothar mit sollte. So lange er lebte, war er noch keinen Tag von ihr getrennt gewesen, es schien ihr einfach unmöglich ihn von sich zu lassen.

Der Kleine selbst aber weinte und schrie bei der Vorstellung, ihm könne das große, vom Papa versprochene Vergnügen gestört werden. Er klammerte sich an den Vater und erklärte, ihn nicht wieder loslassen zu wollen. Seiner Mutter warf er bitterböse Blicke zu.

„Ich will dir einen Vorschlag machen,“ sagte Theren nicht ohne Spott zu seiner Frau, „komme mit; bitte Sophie um Verzeihung, und sie wird dich kaum hinausweisen.“

Er kannte seine Frau und konnte sich deshalb die Aufforderung leisten.

In Lores Gesicht stieg auch gleich flammendes Rot. „Wie kannst du mir das anbieten?“ fragte sie kurz.

„Na, dann füge dich in unsere Reise.“

Und sie fügte sich.

Am Tage vorher schrieb sie ein flüchtiges Billett an Burnett, daß sie für den ganzen Tag frei sei und ihn früh aufsuchen würde. Nach diesem Entschluß machte sie sich fast Vorwürfe, mit welcher Ruhe, ja sogar innerlichen Freude sie der Abreise von Mann und Kind entgegensah.

„Wie seltsam sind doch unsere Gefühle,“ dachte sie traurig. „Was mich gestern unglücklich machte, ist mir heute ein Geschenk. Einen ganzen Tag frei und ungebunden, einen ganzen Tag, an dem ich die Uhr nicht zu fürchten habe!“

Ohne Kummer sah sie dem Zug nach und blieb allein auf dem Bahnsteig zurück. — —

„Süße Lore!“ sagte Burnett eine Stunde später, als sie heiter und lebendig bei ihm eintrat. „Was für ein unverhofftes Glück!“

Sie empfand dasselbe, und das machte sie frisch, rosig und jung. Auch trug sie zum erstenmal ein helles, leichtes Sommerkleid, das Resultat vieler Tage des Fleißes — und sah reizend darin aus.

Er hatte vor, sie zu einer Partie in die Umgegend zu bewegen, und es gelang ihm bald. Sie hatte jetzt so viel Mut! —

Unterwegs sagte er plötzlich: „Aber eins, Liebling! Ich will diesen Tag in der Erinnerung behalten so lange ich lebe, ohne eine einzige Disharmonie, dazu brauche ich dein Bild in einem Rahmen, der mich entzückt. Diesen Hut darfst du nicht aufbehalten."

Sie machte ein unglückliches Gesicht. „Charles — ich bitte dich — solche Verschwendung kann ich mir nicht erlauben."

Das feine Rot, das ihr Gesicht überlief, stand ihr reizend und bestärkte ihn nur immer mehr.

„Das ist auch nicht nötig. Hier ist ein Hutladen, du probierst so lange, bis mir etwas gefällt, dann behältst du den Hut auf, das ist alles."

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Nein!"

Der Gedanke, etwas von ihm geschenkt zu nehmen, war ihr peinlich, geradezu häßlich.

„Liebe, süße Lore, ich bitte dich so sehr! — Habe ich ein schönes Bild, fasse ich es in den Rahmen, der mir gefällt, um es mit doppelter Freude anzusehen, warum soll ich es nicht bei dir dürfen! Du mußt das eben meinen Künstlerlaunen zugute halten."

Sie wurde schwankend und sah ihn hilflos an. Gefallen wollte sie ihm doch so gern, und wenn er sie in diesem Hut nun häßlich fand . . .

„So ist ein Mensch, den wir lieb haben, imstande, unsere Auffassung von Recht und Unrecht in einer kurzen Spanne Zeit zu verwirren," sagte sie kläglich, „trotzdem wir ihr unser ganzes Leben hindurch nachgelebt haben. Seid ihr Männer euch wohl des Einflusses bewußt und eingedenk, den ihr auf uns ausübt?"

Er sah sie zärtlich an. „Gewiß, Lore! Vielleicht nicht alle, und nicht jeder Frau gegenüber, aber doch stets da, wo es am Platze ist.“

„Bei jeder!“ sagte sie schnell. „Denn eine jede empfängt ihre Signatur durch die Hand des Mannes.“

„Du nicht . . . du bist ein starker Charakter, der auf eigene Art ausreift, Lore.“

„Nachdem du mir die Prägung gegeben hast, das fühle ich wohl.“

Er sah sie nachdenklich an. „Gebe es Gott!“ sagte er kurz. — —

Burnett hatte recht, Lore sah in dem großen, schwarzen Federhut, den er für sie ausgesucht, entzückend aus. Zum erstenmal kam ihr pikantes, bewegliches Gesicht voll zur Geltung. Sie fühlte es an seinen bewundernden Blicken, und die natürliche Eitelkeit der Frau erwachte in ihr.

„Was seid ihr Männer doch für wunderliche Geschöpfe,“ sagte sie, nicht ohne Koketterie neben ihm hertänzelnd. „Dieser Hut hebt mich in deinen Augen höher als manche Tugend, lohnt es sich also für eine Frau, geistig bedeutend oder tugendhaft zu sein, wenn jede Gefallsucht unsererseits höher bewertet wird?“

„Das sind zwei ganz verschiedene Dinge, Kind; übrigens glaube ich wirklich, daß schon größere Siege durch einen kleidsamen Hut als ein geistreiches Bonmot errungen worden sind.“

Lore seufzte. — Aber der Tag war so schön! — Sie hatten die Stadt im Rücken und fuhren auf schattigen Wegen in die herrliche Umgegend hinaus. Irgendwo, möglichst versteckt, wollten sie zu Mittag essen und den Kutscher warten lassen, um zu Fuß einen Ausflug in den Wald zu unternehmen. Sie fühlten sich so frei und ungebunden, wie Vögel in den Zweigen.

Es machte Lore Vergnügen, daß man sie in dem einsamen Wirtshause, in dem sie zu Mittag aßen, für Mann und Frau hielt, und sie sagte es Burnett.

Aber der seufzte. „Lore, du kennst dich selbst so gar

nicht," sagte er dann. „In dir ist eine treibende, gärende Kraft, die nach Befreiung ringt und vorwärts will; ich bin der Gereifte, fest Beharrende, die Hand als Stütze kann ich dir wohl reichen, so lange bis du selbst flügge geworden bist; ob ich dir dann aber noch folgen kann, das weiß ich nicht."

Sie sah ihn erschrocken an.

„Ich sollte dir vorauskommen in irgend einer Beziehung? Nie, Charles!"

„Nicht mit deinem Willen, Kind, kaum mit vollem Bewußtsein. Aber wenn einmal der Druck, der jetzt auf dir lastet, von dir genommen sein wird, dann bricht das, was in dir ringt, mit elementarer Gewalt hervor, dann wirst du deinen Weg unbeirrt gehen."

„Das Kind aber! — Das Kind!" sagte sie träumerisch und schlang die Arme um das Knie.

„Du wirst es entbehren lernen, wie heute; mich — uns alle — und deinen Weg allein gehen."

„Nein! Nein!" rief sie, abwehrend den Kopf schüttelnd. „Ich kann nicht einsam sein. Nie!"

„Lore," sagte er eindringlich, „die Frau, die sich ihrer bewußt wird — ist sie eine ganze Natur — tritt dann auch ohne Besinnen in eine andere Welt. Aber ich will dich nicht verlieren, Liebling."

Sie sah ihn an und lächelte; so kannte sie ihn, mit diesem selbstbewußten Willen, den sie liebte als ein Stück von ihm, — nicht mit der pessimistischen Schwäche, die vorher aus seinen Worten geklungen hatte.

„Halte mich doch fest!" sagte sie leise, und duldete mit geschlossenen Augen, daß er sie küßte. —

Dann saßen sie, während die Dämmerung schon heraufzog, am Ufer eines schmalen, schäumenden Wildbaches und sahen den weißen, stürzenden Wassern gedankenvoll zu.

Lore hatte den Hut abgenommen und den Kopf an Burnetts Schulter gelehnt; sie war so glücklich, daß sie nur schweigen konnte.

„Warum kann dem Heute nicht ein Morgen und Übermorgen folgen," sagte er beklommen. „Wie soll ich das



Lore hatte den Hut abgenommen und den Kopf an Burnetts Schulter gelehnt; sie war so glücklich, daß sie nur schweigen konnte. (S. 160.)

Leben ertragen ohne dich? Mache dich frei, Lore, mache dich frei, deine Pflichten gegen Mann und Kind sind hinfällig, weil sie nur noch rein äußerlich sind. — Komme zu mir!"

„Bist du sicher, daß du immer so sprechen wirst?" fragte sie zaghaft.

„Ganz sicher! Aber selbst wenn mich das nicht zu diesem Rat berechtigte, eine Dosis gesunder Selbstsucht ist Naturnotwendigkeit für jeden Menschen."

„Die habe ich nicht," sagte sie traurig, „ich bin zu weich dazu. Zuerst und ausschließlich an mich denken zu können, ist mir nicht gegeben. Ich glaube, daß gerade diese Eigenschaft es ist, die, im Verein mit meinem sonstigen starken Fühlen, den Mißklang in mir hervorruft."

Sie strich sich das Haar aus der Stirn und seufzte. Wenn er recht hatte mit ihrer erwachenden Kraft, hier lag ihre Schwäche, eine vielleicht ererbte, vielleicht aber auch anerzogene Schwäche, die stets im entscheidenden Moment lähmend auf sie einwirken würde. —

Sie fuhren nach der Stadt zurück. Lores Kopf lehnte an seiner Schulter. Ganz friedlich, ganz glücklich war ihr zumute.

„Sprich nicht!" bat sie flüsternd und drückte seine Hand.

Aber dann, als sie sich den Lichtern der Stadt näherten, wurde sie unruhig, die Furcht, gesehen zu werden, überfiel sie plötzlich. Es war kaum wahrscheinlich in der entfernten Vorstadt, aber er ließ doch den Wagen schließen. So brachte er sie in die Nähe ihrer Wohnung. Als er ihr den letzten Abschiedskuß auf die Lippen drückte, fühlte er, daß ihre Wangen naß waren.

„Du weinst, Lore?" sagte er vorwurfsvoll.

„Ja," sagte sie mit geschlossenen Lidern und hob das Gesicht zu ihm auf. „Mir ist, als könnte es nie — nie wieder so schön werden wie heute. Als müßte ich Abschied von einem großen Glück nehmen."

„Ich bleibe dir stets derselbe."

Sie drückte noch einmal seine Hand, dann stieg sie aus, und er folgte ihr. Sie ging vor ihm her, ohne sich nur ein-

mal umzuwenden, und seine Augen hingen an der schmalen, schlanken Gestalt mit dem energischen Schritt und der Haltung eines verschüchterten Kindes. Es kam ihm vor, als hätte er sie noch nie so rasend, so heilig geliebt wie in diesem Augenblick, und er dachte allen Ernstes daran, das Band zu lösen, das ihn an Frau und Kinder fesselte, um sich Lore zu erringen — um jeden Preis! — Sie würde gern und willig die Seine werden, das wußte er, auch, daß er sie glücklich zu machen verstände, damit dies heiße Herz all seine Wärme für diejenigen ausstrahlen konnte, zu denen es gehörte. Wenn er an ihren Mann dachte, biß er knirschend die Zähne zusammen, und das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Er war so in Gedanken verloren, so ausschließlich mit Lore beschäftigt, daß er beim Aussteigen nicht gesehen hatte, daß auf dem Trottoir hinter dem Wagen zwei Gestalten plötzlich Halt machen, und ihm dann folgten.

„Ludwig," sagte Frau von Burnett in dem heisern Flüsterton, den sie gewöhnlich anzuschlagen pflegte, wenn sie erregt war, und packte ihren Knaben am Unterarm, „da ist dein Vater — und die Dame — ja, es ist dieselbe — laß uns langsamer gehen."

Sie verlangsamten ihren Schritt, ohne daß der Junge eine Bemerkung machte. Er war der Vertraute seiner Mutter so lange er denken konnte, ihr Freund, ihr Ratgeber, und sein altkluges, frühreifes Kindergesicht sprach davon, daß alles, was er gehört und gesehen während seines kurzen Lebens, Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er liebte die kleine, unruhige, unselbständige Frau, die seine Mutter war, mit einer gewissen überlegenen, schutzgebenden Art und wäre willig für sie in den Tod gegangen. Sein Vater war ihm fremd.

„Wie gefällt sie dir — diese Frau?" fragte Frau von Burnett wieder, und in ihrer kleinen müden Stimme war ein fremder, gereizter Klang.

„Sie hat ein gutes Gesicht und schöne Augen, Mutter."

„Nein, sie soll dir nicht gefallen," flüsterte sie wieder

an sein Ohr. „Es ist schon genug, daß sie deinem Vater gefällt! O Gott — schlimm genug! — Siehst du, Ludwig, die Schönen, die Geputzten, die Lachenden, die haben mich nicht geängstigt, das ging alles vorüber — aber diese eine — vor der fürchte ich mich."

„Warum denn, Mutter?" Die frühreifen Augen sahen sie so forschend an aus dem blassen, häßlichen Jungengesicht, daß sie ganz in sich zusammenkroch.

„Sie ist nicht hübsch genug, um seinen Augen zu schmeicheln," murmelte sie noch leiser. — „Und doch sehe ich sie so oft — und er hat sich so verändert. — Also muß er sie lieben — sehr lieben — mehr lieben als uns — und dann habe ich immer Angst, er verläßt uns."

„Aber Mutter!" Er reckte seine dünne, dürftige Knabengestalt hoch auf. „Dann bin doch ich noch da — nicht wahr?"

Sie sah ihn bewundernd an und strich leise seinen Arm.

„Ja, mein Ludwig! Du hast viel mehr Mut als ich — du würdest ihm sagen, daß er das nicht darf." — Und sie nickte heimlich mit dem Kopf nach dem Voranschreitenden.

„Sicherlich! — Also — fürchte dich nicht, Mutter."

„Nein! Nein! Aber weißt du, ich begreife doch nicht, daß er sich nicht eine andere ausgesucht hat. Sie ist ja beinahe so schmächtig wie ich." —

Lore war verschwunden. Unter der Türe nickte sie noch einmal verstohlen zurück, und Burnett kehrte um. Auf seinen Zügen lag eine gewaltige Bewegung. Es riß ihm am Herzen, daß er sie von sich lassen mußte. So! — Ohne Anrecht an sie. Ein Dieb, der verstohlen von dem Eigentum eines anderen nahm. Seine Lore! Sein! Wenn auch nur mit der Seele und dem Herzen — und doch das vornehmste Besitzrecht!

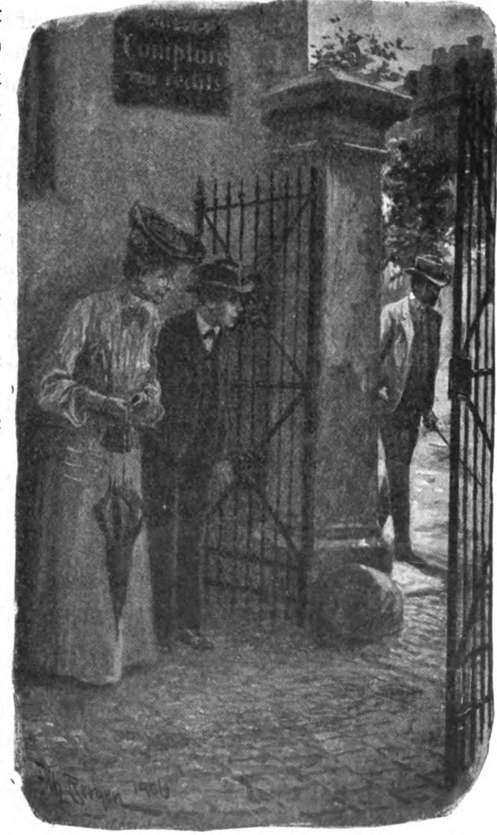
Luise von Burnett stand zusammengedrückt mit ihrem Sohn in einer dunklen Hofeinfahrt. Zwei Augenpaare spähten von dort dem Vorübergehenden in das Gesicht.

Er ahnte es nicht.

Als Mutter und Sohn sich endlich herauswagten, um

ungesehen nach Hause zu gelangen, lag auf dem schattenhaften Gesicht der Frau eine Art triumphierenden Lächelns.

„Hast du gesehen, wie unglücklich er aussah?“ Sie zupfte den Knaben am Ärmel. „Sie machen ihn alle unglücklich! Alle! Nur bei mir hat er Ruhe und Frieden. Darum muß er auch bei mir bleiben ... Sie machen ihn unglücklich — und dann — dann geht es vorüber. — Alles geht vorüber!“



Sie lachte leise vor sich hin.. ihre bescheidene Machtstellung dem Manne gegenüber, der kaum ihrer Existenz gedachte, schien ihr gesichert.

Der Knabe ging in schweren Gedanken. Er begriff noch so wenig von der sonderbaren Welt, in der er lebte, und was er begriff, verwirrte ihn.

Seine Mutter und sein Vater! — Er fand gar kein Bindeglied zwischen ihnen. — Er war gewiß keines, vielleicht aber sein Bruder Arnulf, der überall gleich zärtlich war, von beiden auch gleich verhätschelt und

geliebt wurde. Liebte er ihn doch auch, seinen kleinen Bruder. —

Also blonde Locken, strahlende Augen und vor allem, ein schmeichelndes Wesen mußte man haben, um geliebt zu werden, dachte der Knabe weiter. Aber sein Vater hatte das nicht, im Gegenteil, er war sehr schroff — und doch wußte er, wie völlig seine Mutter von dem Bilde des Vaters ausgefüllt wurde, so daß sie nicht mehr leben konnte, wenn man ihn ihr genommen hätte.

Dagegen sein Vater! — Aus dem wurde er nicht klug. Sein Knabenverstand konnte sich noch kein geschlossenes Bild des reifen Mannes und Künstlers schaffen. Ihm gegenüber stand er neugierig, beklommen, strenge richtend und dann wieder blind anbetend. Sein Vater machte ihm viel zu schaffen, und doch hätte er so leidenschaftlich gewünscht, eine Annäherung der Eltern bewerkstelligen zu können. Wenn seine Mutter auch für Brosamen dankbar war, er konnte das nicht sein, er verlangte mehr! —

„Wenn ich einmal eine Frau habe," sagte er plötzlich sehr laut, „so werde ich mit ihr und nicht mit anderen gehen!"

Die Mutter legte ihm erschrocken die Hand auf den Mund.

„Still, still, Ludwig, so etwas mußt du nicht sagen! Dein Vater ist sehr gut — ja, das ist er! Aber er ist ein Künstler, also kann er anders sein wie andere Leute . . . und die anderen vergißt er wieder, aber uns nicht." —

XIII.

Lore saß auf dem Balkon und wartete auf Mann und Kind. Sie hatte ihr Hauskleid angezogen; niemand ahnte, wo sie gewesen. Vor ihrem innern Auge erstand der ganze Tag noch einmal, und wieder wunderte sie sich, daß sie so wenig ihres Knaben gedacht hatte. Ein paarmal flüchtig,

aber vermißt hatte sie ihn nicht, und nachträglich war sie deshalb unzufrieden mit sich.

Was für armselige Gefühle, die sich so leicht ablenken, ja fast vergessen lassen!

Sollte es möglich sein, daß sie wirklich ein erträgliches Leben führen könnte, ohne die kleinen unnützen Kinderhände, ohne die süße Kinderstimme, die ihr jahrelang Trost und Hoffnung gewesen war?

Sie beantwortete sich diese Frage nicht mehr direkt. Jedenfalls war die Liebe zu einem Manne ein ebenso starkes, vielleicht noch stärkeres Gefühl als die Mutterliebe. —

Und als Lore sich das zugab, erschrak sie sehr! — —

Lothar kam nach Hause, strahlend und aufgeregt von all dem Neuen und Schönen, das er erlebt; für seine Mutter blieben keine großen Zärtlichkeiten übrig.

Auch Theren war stiller als sonst. Lore empfand mit unaussprechlicher Erleichterung, daß er nicht einmal fragte, wie und wo sie den Tag zugebracht. Solches Examen fürchtete sie neuerdings wie das Feuer, da sie immer auf eine Lüge präpariert sein mußte. Aber der Gatte hatte diesmal augenscheinlich nur geringes Interesse dafür.

Am nächsten Morgen, als sie ihren Knaben ankleidete, nahm er sie plötzlich um den Hals.

„Mamachen, sage mir doch mal, wo bist du eigentlich hergekommen?“

Sie verstand das Kind nicht, aber seine Fragen wurden immer dringlicher.

„Wo bist du denn hergekommen?“ schrie er endlich, vor Zorn ganz rot, mit geballten Händchen und Tränen in den Augen. „Wenn du es mir nicht sagst, muß ich den Papa fragen, der weiß es, der weiß alles.“

„Wo ich hergekommen bin?“ wiederholte Lore schmerzlich. „Ich glaube von sehr, sehr weit her.“

„Und warum gehst du denn nicht wieder dahin zurück?“ inquirierte er eifrig.

„Weil ich dich habe," sagte sie hastig und nahm ihn an ihre Brust.

Er machte sich zappelnd von ihr los.

„Aber Tante Sophie hat gestern zu Papa und der fremden Tante gesagt, es wäre am besten, wenn du wieder dahin gingest, von wo du gekommen bist. Geh, Muttelchen, und nimm mich mit!"

Seine Augen leuchteten vor Freude, er hatte keine Ahnung, was seine Mutter soeben bei seinen Worten empfand.

Sie setzte sich auf einen Stuhl und faltete die Hände im Schoß. Ihr Gesicht war sehr bleich.

„Und dein Papa? — Was hat dein Papa dann gesagt?"

Das Kind besann sich ein Weilchen.

„Er hat so gemacht" -- seine kleinen Schultern zuckten auf und ab — „und dann hat er gesagt: Vielleicht." —

Lore stand auf und ging zu ihrem Manne hinüber, dessen Dienst heute später begann.

„Karl," sagte sie mit zitternder Stimme, „Rücksichten bin ich von dir freilich niemals gewöhnt, aber du solltest dich doch besinnen, ehe du unser eheliches Verhältnis öffentlich zum Gegenstand gehässiger Reden machen läßt."

Er fuhr zornig auf.

„Wer sagt das? — Läßt du mir etwa nachspionieren, was ich tue oder rede?"

„Lothar hat es mir in aller Unschuld verraten. Solche Worte stellen dich aber noch tiefer als mich."

Er lief, sinnlos vor Wut, in das Kinderzimmer und schlug auf den Kleinen los, der am Boden spielte.

„Ich werde dich lehren, Range!" schrie er erbost und heiser.

Lore warf sich dazwischen. Mit energischer Hand entriß sie ihm den Knaben.

„Schäme dich!" sagte sie mit flammenden Augen in einem ganz weißen Gesicht. „Das ist Feigheit! Zuerst

mich hinter dem Rücken beschimpfen, dann den unschuldigen Verräter dieser Heldentat schlagen."

„Weib!" Er knirschte mit den Zähnen und schleuderte die geballte Faust gegen sie; dann plötzlich lachte er höhnisch auf. „Und wahr ist es doch! Es wäre das beste, du gingest dahin, wo du hergekommen bist."

„Gib mir den Knaben, und ich gehe — heute — gleich! Aber nicht ohne das Kind."

„Nie!" Kalte Wut leuchtete aus seinem gekniffenen Gesicht. Wenn er sie denn schon nicht los werden konnte, seine Frau, hatte er wenigstens die Macht, sie zu quälen. „Lothar gehört zu mir," sagte er und strich sich den Schnurrbart. „Er fühlt es auch selber am besten. Hierher, zu mir — Bengel."



Das Kind kam gehorsam, noch schluchzend, ungetrocknete Tränen auf den Wangen.

„Bei wem willst du bleiben? Bei Papa oder Mama?"

„Bei Papa," stotterte es furchtsam.

Theren hob es auf seinen Schoß. „Da — bedanke dich für die Prügel bei deiner Mama. Sie hat gepetzt. Künftighin, mein Junge, halte du den Mund. Weiber bringen das nicht fertig. Hast du die Prügel gefühlt? Na ja, die Mama hat sie dir besorgt."

Aus den Kinderaugen schoß ein böser Blick auf die Mutter; das Kind verstand, daß es gegen diese Partei nehmen mußte, wollte es den Vater versöhnen; denn dieser war der gefährlichere Feind.

„Nun sage, was hältst du von deiner Mama?"

„Eine schlechte Mama — eine ganz schlechte Mama!" sagte Lothar mit Nachdruck.

Theren sah seine Frau triumphierend an; aber sie tat ihm nicht mehr den Gefallen, in Zorn oder Tränen auszubrechen; diesmal wandte sie sich nur mit einer Gebärde der Verachtung ab. Was ging es ihren Mann an, wie sie fühlte!

Aber sie schwur sich in diesem Augenblick, ihm nicht den Knaben zu überlassen, damit er dessen kindliche Seele vergifte und verhärte, und in diesem Sinne sprach sie auch zu Burnett.

„Nie sind mir meine Pflichten meinem Knaben gegenüber klarer gewesen als jetzt, wo mein Mann beginnt, mich durch das Kind zu verletzen und zu verwunden. Bis auf das Messer will ich den Krieg zwischen uns um Lothars Seele weiterführen, bis ich unterliege."

Sie sprach mit zusammengebissenen Zähnen, ein scharfes, hartes Licht war in ihren Augen.

„Dein Mann!" wiederholte er in einem Ton, der ihr auf die Nerven ging.

„Ja, so muß ich doch sagen! In Wahrheit mein Feind! Der Mörder meiner Seele, all meiner guten, reichen Charakteranlagen, der einzige Mensch, den ich hasse!"

Sie saß auf dem Podest in seinem Atelier und hielt

den Kopf in den Händen vergraben. Ihre Haltung drückte alles das aus, was sie sagte.

„Galeerensklaven!“ warf er bitter ein.

Sie nickte stumm vor sich hin.

„Überall nur Steine und Dornen, oder wüstes, sandiges Feld! Nur das Klirren der Kette, die täglich schärfer einschneidet, und keine Hoffnung auf Erlösung als durch den Tod!“ sagte sie endlich schwermütig.

„So mache ein schnelles Ende! Geh!“

„Ich kann nicht. — Ich fühle, daß ich das nie können werde! Das Kind bindet mich mit den stärksten Banden an ihn. — O Gott, daß der Himmel kein Einsehen hatte und mir ein Kind gab!“ — —

Er schwieg. Sie wußte, daß er widersprechen würde, und deshalb dankte sie ihm sein Schweigen. Er hielt sie für charakterschwach. Auch das wußte sie, und daß er lieber eine Heldin in ihr gesehen hätte. Vielleicht hatte er wirklich ein Recht enttäuscht zu sein; sie war schwach und klein. Bald kannte sie sich selbst nicht mehr. Es kamen Stunden, in denen sie glaubte, der Einfluß Burnetts, seine Liebe habe sie dem Leben, ihrem eigenen Empfinden gegenüber nur noch verwirrter gemacht, dann wieder andere, in denen sie fühlte, er habe sie geklärt und gestärkt.

„Ein Ereignis von außen müßte dich lösen, Lore; dann würdest du dich finden,“ sagte er endlich.

Sie zuckte zusammen. In letzter Zeit befiel sie oft blasse Furcht, man könne ihre heimlichen Gänge entdecken; sie fühlte sich ganz krank und elend davon.

Furchtsamer als sonst ging sie heute nach Hause. Überall, wohin sie sah, Kampf, Unruhe und Angst. Sie war so müde. — —

Als sie an einem großen Kaffeelokal vorüber ging, wurde sie beobachtet.

„Da geht ja Lore,“ sagte Sophie und warf ihre aufgeknüpften Hutbänder über die Schulter. „Und wie sie aussieht! Wie eine richtige Schauspielerin, in dem ge-

waltigen Federhut, nicht wie eine anständige Frau. Wo mag sie nur herkommen, und wo geht sie hin, Lydia?"

Die rothaarige Schöne neben ihr sah mit solchem Interesse der Vorübergehenden in das Gesicht, daß sie keine Zeit zum Antworten fand. Zum erstenmal sah sie die Frau ihres Jugendgeliebten; aber nach Sophies Beschreibung hatte sie sich dieselbe anders gedacht.

Lore blieb ahnungslos stehen und sah in ein Schaufenster. Man konnte gerade ein Stückchen ihres feinen Profils, das unter dem Hut doppelt vorteilhaft zur Geltung kam, vom Café aus sehen; dazu ihre schmale, schlanke Gestalt, die in Haltung und Bewegung etwas vibrierend Nervöses hatte.

Sophie sah und entrüstete sich über nichts weiter als über den neuen Hut, von dem sie jede einzelne Feder auf ihre Kostbarkeit hin prüfte.

„Und so was erlaubt Karl!" sagte sie mit einem Blick gen Himmel. „Der hat ja mindestens dreißig Mark gekostet! Wieviel schlechte Mittag- und Abendessen mag der Ärmste dafür haben schlucken müssen! Aber so ist sie in allen Dingen. Immer nur für den äußeren, prahlenden Schein, nichts Solides, nichts Praktisches und Ordentliches. Ich sage dir, Lydia, der arme Karl ist zu bedauern."

Das Mädchen ihr gegenüber sah bestürzt und unglücklich aus.

„Ich hatte sie mir ganz anders gedacht!" sagte sie endlich.

„Gefällt sie dir etwa?" Sophie sah ganz giftig aus.

„Sie hat so etwas an sich . . ." gab Lydia zögernd zu.

„Ja natürlich; eben wie keine anständige Frau, das sage ich ja! Sonst ist an dem spillerigen Ding, an dem das ganze Gesicht nur Auge ist, doch gewiß nichts dran. Und dann das Benehmen! Du solltest sie nur kennen lernen!"

„Dein Bruder hat sie aber doch aus Liebe geheiratet."

„Bah! Das ist lange vorüber. Die Männer bekommen mal solche Krankheit, weißt du, wo sie blind und

taub sind. Dann muß gleich geheiratet werden. Nachher bereuen sie es bitter. Du hättest viel besser für ihn gepaßt; jetzt sieht er es selbst ein. Na, es ist ja noch nicht aller Tage Abend!"

Lydia schüttelte den Kopf; sie hatte Tränen in den Augen. — Und auf Lores Hut nickten und zitterten die Federn im leisen Windhauch und warfen spielende Schatten über ihr hübsches, blasses Gesicht, gerade als täten sie es denen da drinnen zum Trotz, indem sie es doppelt lieblich machten.

„Ich möchte nur wissen, was sie hier so lange zu stehen hat, worauf sie wartet," fuhr Sophie mißtrauisch fort. „Das ist doch gewiß seltsam für eine verheiratete Frau."

In der Tat stand Lore noch immer und starrte in das Schaufenster hinein. Aber sie wartete auf nichts und auf niemand; sie fürchtete sich nur, so erregt, wie sie noch von ihrem Gespräch mit Burnett war, nach Hause zu gehen.

„Weshalb," fragte Lydia endlich, „traust du deines Bruders Frau so wenig Gutes zu?"

„Weshalb?" wiederholte Sophie erstaunt. „Ja, das ist doch sehr einfach. Weil sie sich als verheiratete Frau herausputzt wie ein junges Mädchen. Sieh mich an! Tue ich das etwa?" Und sie betrachtete wohlgefällig ihr puritanisch einfaches, unschönes Bild im Spiegel. „Ferner hat sie den Kopf voll verrückter Ideen — immer etwas Besonderes, und das Hauswesen kommt bei ihr erst in letzter Reihe. Glaubst du, daß eine rechtschaffene Frau so ist? Ich einmal nicht, das weiß ich bestimmt — und deshalb traue ich ihr auch nichts Gutes zu. — Halt!" — Lore hatte sich gerade von ihrem Schaufenster abgewandt — „warte einen Augenblick! Ich will doch einmal sehen, wo sie bleibt. Wenn Karl inzwischen kommt, sage ihm, daß ich nur auf einen Augenblick fortgegangen bin."

Und Sophie knüpfte schnell ihre Hutbänder und lief hinter ihrer Schwägerin her.

Nach einer Weile kam sie erhitzt und geärgert zurück,

Lore war nur in einen Handschuhladen und dann nach Hause gegangen, ohne daß die haßgeschärften Augen, die ihr folgten, auch nur das Geringste zu erspähen gefunden.

„Aber natürlich, ein Handschuhladen mußte es sein,“ berichtete sie ihrer Freundin. „Ich, wenn ich einkaufen gehe, so ist es in einem Schlächter- oder Kolonialwarenladen. Luxus kann ich mir nicht leisten. Dafür ist aber mein Mann glücklich und zufrieden, meine Kinder wohlerzogen. Ich denke, das ist ein größerer Ruhm für eine Frau als teure Federhüte und elegante Handschuhe.“

Theren erfuhr erst durch seine Schwester, welch Staatsverbrechen Lore mit dem neuen Hut begangen; er hatte ihn noch nicht einmal bemerkt. Aber nun war er außer sich. Mit welchem Recht verbrauchte Lore so viel Geld für sich? An ihr war es jetzt, sich in allen Dingen doppelt einzuschränken; denn ihr Vater hatte sie arm gemacht, ihn, den Ehemann, in seinem guten Recht betrogen — begriff denn das diese Frau nicht? — Und seine Schwester hatte von einem „dirnenhaften“ Aufputz gesprochen. Das ihm, dem Apostel der Einfachheit und Sparsamkeit — soweit es seine Frau betraf! Er ärgerte sich gründlich, um so mehr, als das alles vor Lydia verhandelt wurde, die ihn zuweilen mitleidig ansah.

„Nun, Lydia,“ sagte er endlich, zornig auflachend, „was sagen Sie denn eigentlich zu all diesen erfreulichen Dingen?“

Sie sah vor sich nieder.

„Ich finde es nur natürlich, daß eine Frau sich nach den Wünschen des Mannes richtet, der ihr doch eine Stellung gibt, also auch am besten alles beurteilen kann,“ sagte sie.

Sophie warf einen triumphierenden Blick auf ihren Bruder. Wie anders hätte Lore geantwortet!

„Ihnen ist also noch der Mann Autorität?“

„Ich denke mir's! Besonders, wenn ich ihn lieb habe.“

Sie war so einfach, bescheiden und anspruchslos, wenn

auch gar nicht hübsch, und außerdem wohlhabend, solider fundiert als Lore.

Früher stieß er sich an ihren roten Haaren; jetzt war er geneigt, einen anderen Maßstab als einen rein äußerlichen an Frauen, die man heiratet, zu legen. Er seufzte und sah Lydia nachdenklich an. Sie fühlte das, und in ihre ohnehin frisch gefärbten Wangen stieg das Blut noch röter; aber er lachte nicht mehr darüber wie früher.

Ein paar Tage später sagte Theren seiner Frau, sie möge sich bereit halten, am Sonntag vormittag mit ihm die Bilderausstellung zu besuchen.

„Kettler ist hier und bat mich darum," erzählte er unaufgefordert. „Sonst fiele es mir im Traum nicht ein. Aber darum sollst auch du mitgehen. Er würde ja in B. überall herum erzählen, wenn er glauben könnte, die Geschichte zwischen uns hätte einen Haken. Niemand braucht zu wissen, wie glücklich wir uns gegenseitig gemacht haben, denn Kettler ist ein Lästermaul."

Nein, in B., ihrer früheren Garnison, brauchte das freilich niemand zu wissen! Da war Lore auch noch jünger und fügsamer gewesen; die neuen Verhältnisse, all das Neue überhaupt, das die ersten Zeiten der Ehe für ein Mädchen mit sich bringen, hatte sie kaum zu sich selbst kommen lassen; und zwei Jahre lang war es ja auch noch gegangen. — Es dauert lange, bis in einem jungen Kopf die Illusionen sterben! —

Lore war pünktlich angezogen. Erst da fiel Theren wieder der Federhut ein, der seine Schwester so in Aufregung versetzt hatte; mit kritischen Blicken musterte er ihre Erscheinung.

„Ich weiß nicht, wie du doch aussiehst, Lore," sagte er unwirsch, „so auffällig! Setze doch einen anderen Hut auf."

Das Blut stieg ihr heiß in das Gesicht. „Ich besitze keinen anderen mehr, Karl." Sie sprach so ungern eine Lüge aus, vielleicht ging es auch so.

Er stampfte mit dem Fuß. „Dieser dirnenhafte Putz ist für eine anständige Frau durchaus gegen mein Gefühl!"

Sophies Worte, die er brauchte! Ihm selber fiel zwar die günstige Umrahmung auf, die das Gesichtchen fein und pikant erscheinen ließ. Er sah sie mehrmals von der Seite an. Bei jeder anderen hätte er seinem Wohlgefallen Ausdruck gegeben, aber dies war ja seine Frau, die brauchte nicht schön zu sein. Er machte sich nichts mehr daraus, und daß andere es bemerkten, schien ihm überflüssig.

Auf dem ganzen Wege nörgelte er weiter, obgleich er seine Frau mit unvermindertem Staunen zuweilen von der Seite betrachtete. Sie schien ihm eine ganz Neue, Fremde.

„Ich möchte nur wissen, woher du den Luxus nimmst. Natürlich muß das ganze Hauswesen darunter leiden."

„Nein!" unterbrach sie ihn schroff.

„Denkst du denn, ich merke das nicht? Und gerade jetzt, wo du alle Ursache hättest, dich nach Möglichkeit einzuschränken."

Sie sah mit einem dunklen Blick zu ihm auf. Er wußte, daß sie in diesem Augenblick an jenen Brief mit seinen Anforderungen an ihn dachte, aber zu feinfühlig war, ihn daran zu erinnern. Ihm paßte es sehr, daran nicht weiter zu denken, dafür war er ja der Mann!

Mit rotem Kopf kam Lore endlich in die Kunstausstellung und mußte sich Kettlers Beglückwünschungen zu ihrem blühenden Äußern gefallen lassen.

Die beiden Offiziere sprachen vom Dienst und dienstlichen Angelegenheiten, für die sie wenig Interesse hatte. Sie kam sich so losgelöst aus allen alten Verhältnissen vor, so fremd all diesen Dingen gegenüber, die früher ihren Eindruck auf sie nicht verfehlt hatten. Langsam schlenderte sie von Bild zu Bild.

Plötzlich überrieselte es sie eiskalt. Ihr Fuß stockte am Boden, sie öffnete die Lippen, als wollte sie einen Schrei ausstoßen. Aus einem großen, mehr hohem als breitem Bilde leuchtete ihr auf Goldgrund eine Bacchantin entgegen. — Sie selbst! — Im Augenblick wußte sie, daß



Leuchtend und funkelnd, alle Blicke auf sich ziehend, hing das Bild in dem zum Glück ziemlich dunklen Raum. — Frech und aufdringlich, wie es Lore vorkam. (S. 178.)

nur sie das sein könne, obgleich das mähnenhafte, offene Haar brennend rot war, und eigentlich kein Zug des Gesichtes genau stimmte. Um den nackten, geschmeidigen Körper wand sich ein Tigerfell.

Leuchtend und funkelnd, alle Blicke auf sich ziehend, hing das Bild in dem zum Glück ziemlich dunklen Raum. — Frech und aufdringlich, wie es Lore vorkam.

Sie taumelte auf einen der dunklen Plüschsitze, die ringsum standen, und wandte den Kopf mechanisch nach der anderen Seite. Aber wohin sie auch sah, nichts anderes war vor ihren Augen, als das Bild — einzig nur das Bild.

Sie wußte gar nicht, wie ihr eigentlich zumute war! Eine große Empörung, die fast einem körperlichen Schmerz glich, fühlte sie und Scham und Betrübnis zu gleichen Teilen. Angstvoll horchte sie hinter sich auf die Bewegungen der Herren, die gerade sehr animiert sprachen. Jetzt mußte ihr Mann das Bild ja sehen, jetzt mußte ihm die Ähnlichkeit in die Augen springen — und — die Katastrophe war da! —

Plötzlich verstummte es hinter ihr. Sie hörte das leise Aufstoßen der Säbel auf dem Teppich und dann die Stimme ihres Mannes.

„Ei den Teufel! Sehen Sie einmal her, Kettler, das ist doch noch was! He?"

Sie hatten das Bild gesehen — sie standen davor, es zu prüfen. Lore schloß die Augen — der Atem stand ihr still.

Eine Pause. —

„Ein verflucht aufregendes Machwerk! Wer hat es denn gemalt? — Burnett? — Kenne den Menschen nicht! — Möchte wohl das Modell dazu wissen! — Aber — bei Gott, Kettler — das Gesicht hat Ähnlichkeit mit meiner Frau! — Nur ganz verschwindend freilich, aber sie ist da — unleugbar! — Lore!"

Sie drehte sich langsam um, ihr Gesicht war totenbleich.

„Ne! Es war doch ein Irrtum," sagte Theren gleich-

gültig. „Im ersten Augenblick kam es mir nur so vor. Ging es Ihnen nicht auch so, Kettler?"

„In der Tat, im ersten Augenblick."

Lore stand vor den prüfenden Blicken starr, ein wenig in sich zusammengesunken; mit einem Ausdruck im Gesicht, der an alles andere eher erinnerte als an etwas Bacchantisches.

„Das passiert oft," meinte Kettler, der glaubte dies Auffinden einer Ähnlichkeit mit der auf dem Bilde dargestellten, verletze Lores Gefühl. „Ein Zug — eine Beleuchtung, und Gegensätzliches gleicht sich plötzlich. Freilich verschwindet die Ähnlichkeit auch ebenso bald."

Sie gingen aus dem Saal. Theren warf noch einen prüfenden Blick auf das Bild zurück, und wieder streiften seine Augen seine Frau. Nein! Nicht ein Zug — und dennoch diese nicht wegzuleugnende Ähnlichkeit! —

In Lore war etwas wie tot, als sie die Ausstellung verließ; und dazu saß ihr ein Stachel im Herzen. — Warum? Warum hat er mir das getan? Wie eine Herabwürdigung kam es ihr vor, wie eine würgende Scham, als habe der Mann, in dem sie ihren einzigen Freund sah, den Geliebten ihrer keuschen Seele, sie gebrandmarkt vor aller Welt. — Er hatte weder ihren Körper noch ihr Gesicht wiedergegeben, wer wußte das besser als sie! Aber das schreckliche Gefühl der Entwürdigung blieb in ihr und schwoll immer stärker, so daß sie heiß errötete, als habe sie sich zu schämen.

Und dann durchfuhr es sie schreckhaft. Wie ein Stich. War er am Ende doch nicht der Mann, für den sie ihn hielt? Kannte sie ihn nicht zu ungenügend, um ein richtiges Bild seines Charakters zu haben? — Eins wußte sie gewiß. Sie hätte etwas ihr Heiliges nicht so entweihen können, ohne daß es alle Zartheit, allen Zauber für sie eingebüßt haben würde. Aber sie war eine Frau — er ein Mann und ein Künstler! —

Lore war traurig — namenlos traurig, trotz all der

Entschuldigungen, die sie für ihn bereit hatte, und gleichzeitig fürchtete sie auch ihren Mann.

Aber der nahm die Sache wirklich nicht schwer, er kam nur noch einmal flüchtig auf das Bild zu sprechen. Die Lore, die er kannte, war auch so grundverschieden von jener, die im Frühling im Atelier mit dürstenden Augen und Lippen die ersten heißen Liebesworte getrunken und wie im Rausch die ganze Glut der Leidenschaft über sich hatte hinströmen lassen.

Sie wußte genau, daß sie damals so gesessen, mit hintenüber gebogenem Kopf und halb geschlossenen Augen, genau wie die Bacchantin. Jetzt quälte sie die Erinnerung daran. — Sie hätte das Bild zerreißen mögen, vernichten, daß kein Fetzen mehr davon übrig blieb. Sie verlangte heiß und leidenschaftlich danach, wie ein Beschmutzter, der sich einen häßlichen Fleck abwaschen möchte, und ginge selbst die Haut dabei mit. Ihr ganzes leidenschaftliches Temperament war wieder erwacht und wehrte sich gegen die Gewalt, die man ihrem Gefühl angetan. —

Mit sprühenden Augen, zitternd vor Erregung betrat sie Burnetts Atelier. Heute hätte keine Hölle sie zurückzuhalten vermocht, so drängte es sie nach einer Aussprache.

„Mein Liebling!" sagte er innig, noch ganz voll von dem Gedanken an sie, und breitete ihr die Arme entgegen. Aber sie wehrte ihn zornig ab.

„Ich will Rechenschaft von dir," sagte sie mit blitzenden Augen, „Rechenschaft für das Bild in der Ausstellung, das mir ähnlich ist."

„Hast du es erkannt?"

„Ich und andere auch! — Wie konntest du, Charles! Wie konntest du?!"

„Lore, du hast mehr mit dem Herzen gesehen als mit den Augen. — Und wenn eine Ähnlichkeit schon da ist, was schadet es dir?"

„Es ist schamlos!" sagte sie zitternd vor Aufregung.

„Kind!" Er nahm ihre beiden Hände zärtlich in die seinen. „Ich gebe dir zu, daß die Frau einen anderen

Standpunkt hat als der Mann und der Künstler. Wo wir schrankenlose Anbetung der Schönheit haben, da habt ihr Schamgefühl und moralische Bedenken. Ich wußte, daß du nicht anders fühlen würdest wie die anderen, darum fragte ich dich gar nicht. Sei aber überzeugt, das Wenige, was ich dir davon danke, beleidigt dich nach keiner Richtung hin, im Gegenteil, es zeigt dir, wie leidenschaftlich ich dich liebe, daß dein Bild immer und ewig in mir ist, mit mir verwoben bis in die geheimsten Fasern meines künstlerischen Schaffens. Kannst du mehr verlangen als solche anbetende Leidenschaft?"

„Ja — Achtung!" sagte sie leise.

„Ist das Mißachtung?"

„Ich weiß es nicht. Ich fühle es fast so."

„Lore," sagte er halb zornig, halb erschreckt, „so darfst du nicht urteilen! Ich weiß, was dich empört. Aber was ich tat, steht auf einem ganz anderen Blatt. Gewiß liebe ich dich — und begehre dich, wie jeder Mann das Weib, das er liebt. Jeden Pinselstrich tat ich mit dem Gedanken an dich, du Süße, und doch darfst du mir keinen Vorwurf daraus machen, nicht für Unmoral halten, was keine ist."

Sie setzte sich auf das Podium und verschränkte die Arme um die Knie. — Sie glaubte ihm und sah das alles ein, was er ihr vorhielt, dennoch war ein fremder Ton in ihren Verkehr hineingekommen, ein Ton, den sie fürchtete. Nein, er war doch nicht ganz der, für den sie ihn bisher gehalten!

Eine schreckliche Unsicherheit überkam sie, und sie war geneigt, jetzt erst ihre Schuld im wahren Licht zu sehen.

Marco hob den Kopf und sah sie mit seinen treuen Hundeaugen wie verständnisvoll an; sie umfaßte ihn und barg ihr schmales Gesicht zwischen seinen Ohren, tief in das buschige Fell hinein. Das Herz tat ihr weh, und doch besaß sie auch wieder zu viel Güte, um Burnett noch länger zu quälen, denn sie sah aus seinem rastlosen Auf- und Niedergehen, daß er seine Gleichmütigkeit verloren hatte.

„Gott im Himmel," sagte er plötzlich und fuhr in sein

kurzgeschorenes Haar, „was sind die Menschen doch einseitig, kleinlich und verbildet! Das kann der große, gewaltige Schöpfer wahrlich nicht beabsichtigt haben, daß sie sich selber so schnüren und knebeln mit Sitte, Moral, mit diesem und jenem, daß auch jedes Fünkchen Natur in ihnen erstickt oder zum Verbrechen wird! Wärest du es nun wirklich gewesen, Lore, die ich so gemalt, glaubst du, du hättest damit ein Verbrechen begangen? Ich sage dir, Kind, es gibt manches Heilige auf dieser Welt, das die Menschen glauben steinigen zu müssen, weil sie es nicht begreifen oder beneiden. Die Frau ist mir die wertvollste, die es versteht, sich über die Alltäglichkeit und die Herde zu stellen. Du hättest das Zeug dazu, aber du hast nicht den Mut, Lore!"

„Ich würde kreuzunglücklich werden — ich ginge daran zugrunde," sagte sie schaudernd. Dann plötzlich sprang sie auf. „Ich weiß nicht, ob du recht hast, ich weiß nur, daß eine Frau wohl anders empfinden muß als ein Mann — naturnotwendig — aber trotzdem, ich will nicht klein sein, ich will versuchen über den Eindruck hinwegzukommen, den ich empfangen habe."

Er zog sie an sein Herz und küßte sie wild und leidenschaftlich.

„Lore — o Lore, wenn du mein wärst!" —

Sie lächelte. „Mir ist zuweilen als trage ich das Stigma des schwersten Schmerzes schon an mir," sagte sie prophetisch.

XIV.

Es wurde Herbst, früh und energisch wie selten. Die Sommerfrischler waren heimgekehrt, und die gewohnten Vergnügungen der Stadt begannen sich zu füllen.

Die Militärmusik, die mittags auf dem großen, freien Platz im Durchzug zweier Straßenzüge spielte, hatte wieder ihr elegantes Publikum; man begrüßte sich, plauderte und lachte wie sonst. Auch Therens waren unter denen, die

häufig hier gesehen wurden; es gehörte zum guten Ton, und da tat er schon ein übriges. Lore war jung und freute sich an dem Leben und Treiben, den Toiletten, der flotten



Musik. Sie ließ sich nicht allzu lange dazu bitten. Sie kamen quer über den Platz, um ein geschützteres Eckchen zu erreichen, denn ein ziemlich scharfer Wind fegte durch die Straßen. Da plötzlich brach ein großer, gelber Hund durch

die Menge, stürzte mit täppischen Freudensprüngen auf Lore zu, umkreiste sie, sprang an ihr in die Höhe, legte ihr die Tatzen auf die Schultern und rieb seinen großen Kopf an ihrem Kinn, kurz, gab seiner unbändigen Freude, sie wiederzusehen, beredten Ausdruck. Dann wieder blieb er vor ihr stehen und bellte mit rückwärts gewandtem Kopf zu seinem Herrn hinüber, als wollte er ihn aufmerksam machen auf das, was er hier gefunden.

Lore war totenblaß geworden, sie fühlte alle Augen auf sich gerichtet, vor allen Dingen die stechenden Blicke ihres Mannes. Dann hörte sie auch seine zischende Stimme:

„Wem gehört der Hund?"

„Ich weiß es nicht," wollte sie sagen, aber sie brachte kein Wort heraus.

„Marco!" rief Burnett, der, im Kreise einiger Herren stehend, den Vorgang erst jetzt beachtete. „Marco! Hierher!"

Der Hund gehorchte widerwillig. Schweifwedelnd sah er sich immer noch nach Lore um, ob sie ihm nicht folge.

„Was hat denn Ihr Köter mit der Theren?" fragte einer der Herren erstaunt; die anderen lächelten kaum merklich.

„Ich weiß es nicht!" Die Stimme des Malers klang so drohend, daß Wort und Lächeln erstarb.

Er sah Lore nicht an und sie ihn auch nicht. Aber beide wußten in diesem Augenblick, daß die Katastrophe da war, daß sie ihr nicht mehr entgehen konnten, und beide rüsteten sich zum Kampf.

Theren lachte schneidend auf. „Ach, der famose Maler, wenn mich nicht alles täuscht! — Du scheinst ja *sehr* bekannt mit ihm geworden zu sein!" — Und dann plötzlich aschfahl, ganz verzerrt: „Der Maler jenes Bildes . . . da . . . da . . ."

„Ja!" sagte sie ganz kalt und ruhig und sah ihn an. Wozu noch länger lügen und heucheln, es nutzte nichts mehr. Der Augenblick war da und fand sie bereit. — Wie eine Last fiel es von ihr ab.

Ihm floß es siedendheiß durch die Adern, er hätte sie

niederschlagen mögen, und vielleicht dachte er einen flüchtigen Augenblick wirklich daran. Allein mit ihr, hätte er sie vielleicht gepackt, mißhandelt. Die Menschen ringsum hielten ihn aber halbwegs bei Besinnung.

Und dann . . . Warum leugnete sie nicht? Ihr „Ja", das ein Schuldgeständnis enthielt, klang so klar, so ohne alles Zögern — wenn sie aber diese Schuld wirklich begangen hatte, warum leugnete sie nicht? Warum war sie nicht erschreckt, furchtsam und zu Boden geworfen? Ein Zucken der Feigheit, und er hätte nicht gezweifelt. — Aber dieses fast befreite Aufatmen machte ihn stutzig. Außerdem kannte er seine Frau . . . Das, was er zuerst gedacht, zerflatterte von selbst, nun er es greifen wollte. Er kaute an seinen Schnurrbartenden und atmete schwer. Keine Liebe, kein Kummer, keine Reue war in ihm, nur ohnmächtiger Zorn über die Rolle, die man ihn vielleicht hatte spielen lassen. — Ihn! — Und daneben ein Aufzucken von schamloser Selbstsucht, die ihm leise zuraunte: „Jetzt ist der Augenblick da! — Du hast das Heft in der Hand! Benutze es und mache dich frei — frei für neue Bahnen!" —

Sie waren langsam nebeneinander die Straße herunter gegangen, ohne ein Wort, einen Laut. Lore hatte ein dumpfes, stumpfes Gefühl der Unwirklichkeit in sich, das sie unempfindlich machte für jeden Gedanken, jedes Empfinden.

Ein Kamerad kam ihnen entgegen, grüßte und blieb stehen, um mit Theren ein paar Worte zu wechseln. Lore ging weiter, mechanisch die Füße setzend und an irgend etwas ganz Absurdes denkend. So kam sie auch nach Hause und ging da ruhelos durch die Zimmer, eine Stunde — zwei Stunden! Ihr Mann kam nicht.

Plötzlich erwachte ein furchtbarer Schrecken in ihr. Wenn er nun zurückgegangen wäre und Skandal mit Burnett gesucht hätte? Er war wie ein Tier. Sie kannte ihn! Und wenn dieser Skandal öffentlich war und Folgen hatte!!

Rot wie Blut sah sie jetzt auf einmal alle Dinge um

sich. Sie öffnete den Mund, um in ihrer Herzensangst laut hinauszuschreien, und schloß ihn dann wieder — lautlos!

Zusammengekauert, taub und blind für ihre Umgebung, setzte sie sich in den nächsten Winkel und wartete! . . . Wartete! —

Theren ging zurück zu der Musik, die noch immer ihre lustigen Weisen ertönen ließ, aber er hörte kaum darauf, auch nicht auf die Erzählungen des Kameraden. Er fragte sich nur: was soll ich tun? — Wie soll ich jetzt am klügsten handeln? — Ein Skandal war am Ende ein zweifelhaftes Mittel, das ihn schließlich mitreißen und die Waffe seinen Händen entwinden konnte. Aber stumm abwarten — das war so ganz gegen seine Natur! —

Mit unruhigen Blicken überflog er den Platz, um nach Burnett auszuspähen. Seine flirrenden, dunklen Augen hatten, wenn er in Erregung war, etwas geradezu Widerwärtiges. Aber der Maler und sein Hund waren verschwunden.

„Was ist Ihnen, Theren?" fragte endlich, aufmerksam werdend, sein Begleiter, denn er war ihm schon mehrmals die Antwort schuldig geblieben. „Irgend etwas beschäftigt Sie."

„Ich möchte wohl wissen, ob Sie den Maler Burnett kennen?"

„Aber natürlich. Wer kennt den hier nicht?"

„Was ist das für ein Mensch?"

„Nun — ein Lebemann in des Wortes weittragendster, verwegenster Bedeutung; aber dabei ein Gentleman von Kopf bis Fuß."

Theren lachte mißtönend auf.

„Ja doch, ich wiederhole es noch einmal. Können Sie einem Künstler aus leichterer Lebensauffassung einen Vorwurf machen? Und dann bedenken Sie doch — **die** Frau!"

„Er ist verheiratet?"

„Leider. Vielleicht vergißt er es ebenso wie die Welt es vergißt, das wäre in seinem Fall das beste."

„Was haben Sie gegen die Frau?"

„Ein schattenhaftes, graues Gespenst. Älter als er; beschränkt wie ein Kretin . . . er hat sie geheiratet — honoris causa. — Sie verstehen."

Theren nickte. In seinem Kopf reifte ein Plan. Beschränkte Frauen pflegen meist unvernünftig und unerträglich zu sein, wenn sie mit Berechtigung auf einer Sache herumreiten können. Seine wirksamste Rache war wahrscheinlich durch die Frau möglich. Denn daß er sich rächen mußte, rächen auf jeden Fall, das stand zuerst bei ihm fest. — Kurzerhand verabschiedete er sich.

„Was mochte ihm in die Krone gefahren sein?" dachte der andere einen Augenblick erstaunt; aber da er in keinen näheren Beziehungen zu Theren stand, vergaß er bald.

Als Theren mit zwei Stunden Verspätung nach Hause kam, hatte er einen bösen, triumphierenden Ausdruck im Gesicht. Stumm ging er an seiner Frau vorüber und setzte sich zu Tisch. Es schmeckte ihm auch vorzüglich, während Lore keinen Bissen anrührte. Nach dem Essen sagte er mit eisigem Hohn:

„Du weißt vermutlich, von wem ich komme? . . ."

Sie schüttelte den Kopf. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Ich war bei der Frau deines famosen Malers, und habe ihr ein Licht über den lieben Gatten aufgesteckt."

Lore ging mit langsamen Schritten auf ihn zu, dicht vor ihm blieb sie stehen. Ihre Augen waren starr und lichtlos.

„Du lügst," sagte sie mit starker Stimme.

Er lachte belustigt. „Sieh einmal an — du scheinst gar nicht zu wissen, daß dein Liebhaber verheiratet ist? Das ist ja prächtig! Ja, so behandelt man Frauen, die man nicht achtet, weil sie keine Achtung verdienen. — Das ist einmal nicht anders. — Also du hieltest dich für die Bevorzugte? Dachtest wohl gar daran, ihn zu heiraten? Ja, die Hoffnung laß dir nur vergehen!"

Sie gab keine Antwort. Schwer setzte sie sich auf den nächsten Stuhl und sah starr geradeaus. Als hätte sich eine

schwarze Mauer vor sie hingeschoben, die weder Licht noch Luft durchdringen ließ, hinter und vor der es nichts gab als kalte, stumpfe Verzweiflung, so war ihr zumute.

Sie war belogen und betrogen all die lange Zeit hindurch, in der sie mit Burnett verkehrte! Er hatte es über sich gebracht, sie völlig im unklaren über seine Verhältnisse zu lassen . . . Was hatte er denn in ihr gesehen? . . . Der Schmerz, der ihr Herz zerriß, war zu gewaltig, als daß sie ihm anders standhalten konnte wie völlig regungslos, kaum daß sie atmete; und nun zerriß auch plötzlich der Schleier vor ihr, und sie wußte auf einmal ganz genau, daß sie sich doch — halb unbewußt zwar — aber doch — ein Leben erträumt hatte mit ihm — neben ihm — gleichviel wie. —

Seine Frau! Was mußte seine Frau von ihr denken!

Kannte sie die Beziehungen zwischen ihr und dem Gatten?

Es wirbelte ihr im Kopf, und das Herz zuckte und tobte, als würde es zerrissen. In all dem Chaos sah sie nur eins deutlich; das höhnisch lachende Gesicht ihres Mannes. Und jetzt kam er auf sie zu, sprang ihr an die Kehle — würgte sie — preßte sie. — — Leuchtende Kreise vor ihren Augen — eine Sekunde der Todesqual, und lautlos sank sie zu Boden . . .

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Sofa, und ihr Mann stand vor ihr.

„Weib," sagte er zähneknirschend, „mir scheint, du hast viel auf dem Gewissen! Sage mir die Wahrheit . . . Hast du mich betrogen?"

Sie richtete sich auf und sah ihn an. „Nein!"

„Aber du liebst diesen Lumpen?"

„Ja, ich liebe ihn!" sagte sie so ruhig, als spräche eine andere an ihrer Stelle. „Er war sanft und zärtlich und gut zu mir, und er verstand mich. Verstand alles, was in mir vorging . . . Und ich gab ihm, wonach du niemals verlangt hast . . . mein Herz! Das ist alles!"

Es klang so jammervoll, so vollkommen resigniert, als wäre dies junge Geschöpf fertig mit aller Erdenfreude und allem Erdenleid, aber in ihm weckte es kein Echo.

„So hatte Sophie also recht!“ rief er zornig.

„Nein, Sophie hat nicht recht!“ Lore richtete sich ganz auf. „Sie beurteilt alles nur nach ihrer kleinlichen Seele, für jedes Gefühl, das darüber hinausgeht, hat sie kein Verständnis. Wie kann eine Frau überhaupt die andere begreifen. Ich denke, das geht über ihr Können.“

„Du hast wohl alle Ursache, jetzt mit philosophischen Betrachtungen um dich zu werfen.“

„Karl!“ sagte sie und stand plötzlich schlank und aufrecht vor ihm. „Sieh mich an, du kennst mich, glaubst du, daß ich dich belüge? Was dir gehörte, ist dein geblieben, die Sklavenkette habe ich nicht zu lösen versucht . . . Du aber weißt, daß d u es mit der Treue nicht so genau genommen hast — vor gerechten Richtern wäre ich vielleicht entschuldigt . . . Aber es gibt auf der Welt keine Gerechtigkeit, und du — hast mir nichts zu verzeihen!“

„Also du bist dir wenigstens klar, daß dich die Gesellschaft verdammen wird?“

„Ja! Und ich nehme es auf mich. Den Nacken aber beuge ich deshalb nicht.“

Er sah sie neugierig an. „Du bist sehr stolz, Lore. Seit wann?“

„Seitdem ich weiß, daß ich mir selber auch etwas schuldig geworden bin.“

„Was willst du tun? Denn an ein Zusammenleben ist doch nun nicht mehr zu denken.“

Ihre Augen flammten. „Hast du den traurigen Mut, mich gehen zu heißen?“

„Der Welt und meiner Stellung wegen m u ß es sein.“

Sie lächelte verächtlich. „Ihr seid längst darüber einig, seitdem ich mein Geld verloren habe, ich weiß es ja,“ sagte sie bitter. „Die reiche Frau würdest du festhalten, die arme heißest du gehen. Gut! Ich gehe!“

Er stopfte seine Schnurrbartspitzen in den Mund und begann auf und ab zu laufen. Daß sie ihm so in die Karten sah, war ihm unangenehm, aber schließlich . . . es war ja nur Lore . . .!

„Sieh mal,“ sagte er stehenbleibend, „das kommt ja nun auch noch dazu. So wie wir jetzt leben müssen, das ist doch nichts. Dazu heiratet man doch nicht! Als ich dich nahm, da lagen die Sachen wesentlich anders. Allein deines Geldes wegen habe ich ja nicht um dich geworben, dazu wäre es immerhin nicht genug gewesen, du gefielst mir ja auch außerdem. Aber in der langen Zeit unserer Ehe haben wir doch eingesehen, daß wir nicht zueinander passen, und so ist dies nun die beste Gelegenheit, daß wir uns gutwillig trennen.“

Ihr Gesicht war ganz steinern geworden, mit großen, offenen Augen sah sie ihn an. „Und du glaubst, daß ich so gehen werde . . . davongejagt wie ein Hund . . .“

„Wenn es dich freut, will ich dir noch sagen, daß ich dir in der Tat nichts Unrechtes zutraue, Lore. Ich w e i ß sogar, daß du mir die Wahrheit sagst; denn wäre es an-

ders, **du** hättest den Mut, mir auch das andere in das Gesicht zu schleudern . . ." Er hatte offenbar den Wunsch, mit ihr im Guten einig zu werden, deshalb hielt er an sich . . . „aber wie die Welt nun einmal ist — es könnte mich meine Karriere kosten. Was dann?"

Ihre Wangen flammten, sie schlang die Hände ineinander. „Und deshalb soll ich gehen — ich — die Schwächere! — Gut, ich gehe. Aber gib mir meinen Knaben mit!"

„Nein!"

„Dann — mag kommen, was da will, dann gehe ich **nicht**!"

„Du mußt!"

„Ich gehe **nicht**!"

„Das Gericht wird dich zu zwingen wissen."

„Ich lasse es darauf ankommen."

„Gut! Du willst den Skandal, du sollst ihn haben."

Er ging, wutverzerrt, und schmetterte die Tür ins Schloß.

Lore sank auf den nächsten Stuhl. Ihr schwindelte. Kopf und Hände waren eiskalt, aber das Gehirn arbeitete mit rasender Geschwindigkeit. Wie ein gähnender Abgrund, über den es kein Hinüber gab, reckte sich das Bewußtsein vor ihr auf, daß Burnett sie belogen und betrogen! Er, an den sie geglaubt hatte mit der ganzen Kraft ihres jungen Herzens. Voll Verzweiflung erinnerte sie sich an jedes seiner Worte, die ihr den Glauben erregt hatten, daß, was auch kommen würde, ihr seine Arme und sein Haus immer geöffnet wären.

Oder hatte sie das nur hineingelegt mit ihrer kindergläubigen Phantasie? Hatte er es in Wahrheit ganz anders gemeint?

Sie grübelte bis sich ihre Stirne mit Schweiß bedeckte. Nur irgendwo einen Halt! Einen Anker in dem Chaos der um sie zusammenstürzenden Verhältnisse!

Sie rang umsonst! Allein war sie, und allein blieb sie. Keine Hand, die sich ihr entgegenstreckte.

Mit furchtbarer Schwere fiel es ihr aufs Herz, was

ihr Mann wohl zu Burnetts Frau gesagt haben könnte; wem er die Schuld beigemessen hatte. Dem Gatten wohl nicht, dann wäre eine andere Lösung doch notwendig gewesen.

Also ihr!

Jeder Stein, der geworfen wurde, traf sie, die Hilflose!

Und Burnett ließ sie allein! Er, der doch am besten wußte, daß sie nicht diejenige war, als die man sie jetzt hinstellte! Er hatte nichts mehr für sie übrig, nichts! —

Mit trockenen Lippen stürzte sie auf den Balkon und spähte Straße auf, Straße ab. Es war ja nicht möglich, er mußte kommen, sie zu trösten! Nun wußte er längst, daß Theren bei seiner Frau gewesen, nun hatte auch da der Sturm ausgetobt, und trotzdem fand er keine Zeit, kein Wort des Trostes für sie! Denn so sehr sie auch mit klopfendem Herzen umhersah — er kam nicht!

Wie zerschlagen an Seele und Körper ging sie endlich hinein und rief ihren Knaben.

Er kam mit hochroten Wangen und zerzaustem Haar. „Der Jakob spielt draußen mit mir," sagte er eilig.

„Bleibe bei mir, Lothar!" Sie flehte fast.

„Ach nein, Mama, hier ist es so langweilig, und draußen ist es so schön."

Die Zähne auf die Unterlippe gepreßt, hob sie das Kind auf und drückte es mit aller Gewalt an sich. Sie wollte nicht allein bleiben — sie wollte nicht!

„Au, du tust mir weh!" schrie der Kleine.

„Ich lasse dich nicht, und wenn die Welt zugrunde geht! Ich habe nur dich! Nur dich!" stöhnte sie gequält.

Der Kleine sah sie klug an. „Mutterle, ich komme schon wieder, ja, ich komme schon wieder, aber jetzt laß mich gehen," bettelte er. „Es ist am besten so!"

Wo er die altkluge Redensart aufgeschnappt hatte, darüber dachte Lore nicht nach, sie traf sie aber wie ein Stich.

„Es ist am besten so!" wiederholte sie tonlos und setzte den Knaben auf den Boden.

Auch der strebte von ihr — ihr eigenes Kind!

Der Tag verging. Qualvoll lauschte sie auf jedes Geräusch. Es mußte doch jemand kommen, es war doch unmöglich, daß der einzige Mensch, der sie liebte, um dessentwillen sie jetzt so grausam litt, sie ohne jeden Trost ließ. Unmöglich! — Aber alles blieb still. —

Eine qualvolle Nacht folgte.

Lore blieb allein in dem Schlafzimmer, denn Theren hatte sein Bett im Arbeitszimmer aufschlagen lassen; es schien ihm so am besten, der Situation entsprechend, die er entschlossen war, auszunutzen.

Als Lore sich am nächsten Morgen in dem Spiegel sah, erschrak sie. Ein fahles, verzerrtes Gesicht blickte ihr daraus entgegen.

Nein! Eins stand bei ihr fest, einen solchen Tag, eine solche Nacht machte sie nicht noch einmal durch! Gewißheit mußte sie haben um jeden Preis. Selbst die schlimmste war besser als dies qualvolle Warten. —

Sie sah ihren Mann an diesem Morgen nicht, hörte ihn nur die Wohnung verlassen. Er ging früher als gewöhnlich, vielleicht zu einem Rechtsanwalt, wie er ihr gestern gesagt. Sie war körperlich zu sehr erschöpft, um noch immer die zitternde Erregung zu spüren, die sie gestern gequält, aber ihre Knie trugen sie kaum, und ihre Hände zitterten nervös. Trotzdem kleidete sie sich eilig an und ging in das Atelier.

Heute wurde ihr der Gang namenlos schwer. —

Auf ihr bekanntes Klopfen flog die Türe so schnell und so heftig auf, daß Burnett lauschend dahinter gestanden haben mußte. Auch sein Gesicht war blaß und verstört, der Aufschrei, mit dem er sie empfing: „Lore! Meine Lore! Endlich!“ zeugte von der Qual der letzten Stunden.

Sie trat langsam über die Schwelle, ohne ihm die Hand zu geben, ohne sich in seine geöffneten Arme zu stürzen.

„Nicht so! sagte sie abwehrend, ging müde zu ihrem gewohnten Platz und setzte sich nieder. Seitdem sie hier die Luft atmete, war ihr, als sei es Heimatluft; sie ein

müdes, verirrtes Kind, das endlich den Rückweg gefunden, und dabei fraß ihr die unerträgliche Qual der Getäuschten, Betrogenen nagend am Herzen.

Er folgte ihr, hockte neben ihr nieder und lehnte die Stirn an ihr Knie. „Erzähle mir, Liebling; hat er dich sehr gepeinigt?“ fragte er stockend.

„Er? — Ich denke jetzt nicht an ihn — ich denke nur an dich — an dich!“ sagte sie todestraurig.

Er hob den Kopf und sah sie an. „An mich? Was heißt das? Will er mich fordern? Mag er; ich bin kein Feigling, der leugnet und zurückweicht. Ehrlich gestanden, Lore, ich habe ihn gestern erwartet.“

„Er war auch bei dir — bei — deiner Frau!“

Mit einem Ruck sprang er auf. „Lore — du träumst!“

„Nein, ich träume nicht. Bei deiner Frau — Charles, o Charles, warum hast du mir verborgen, daß du verheiratet bist!“ — Ein wilder, verzweiflungsvoller Klageschrei war es, der ihr über die Lippen drang.



Tief aufatmend strich er mit beiden Händen das Haar aus der Stirn. „Verdamme mich nicht, Lore! Ich tat es um deinetwillen, wollte dein ohnehin zartes Gewissen nicht noch mehr belasten! Außerdem ist es ja so gleichgültig! Meine Ehe ist ein Schatten, ein Nichts, das ich fortblasen kann, sobald ich will. Niemand leidet darunter, weder sie noch ich. Bisher hatte ich keine Ursache eine Fessel zu lösen, die mir keine war, jetzt ist das anders. Lore, meine geliebte Lore, jetzt will ich frei sein für dich! Sage ein

Wort, daß du ganz mein sein willst, und eherne Ketten selbst hielten mich nicht länger an die Frau gebannt, die meinen Namen trägt."

„Warum hast du mich belogen?" fragte sie kläglich, als wäre es nur das eine, was sie quälte.

„Du wolltest es ja selbst so;" er lächelte etwas. „Weißt du noch in jener Ballnacht? Und später? Ich paßte dir ja gar nicht als Ehemann! Da habe ich es denn verschwiegen, und nachher — da erschien es mir immer so belanglos . . ."

„Du durftest das nicht," sagte sie noch immer in dem müden, gequälten Ton. „Du warst mir volle Wahrheit schuldig."

„Zugegeben! Aber nun ist es so gekommen, wie ich es erwartet — ersehnt — du wirst frei werden, und ich mit dir . . . Dann erblüht uns aus den Trümmern ein neues, glückseliges Leben."

„Weißt du das so gewiß?" fragte sie beklommen. „Aus so viel Unrecht kann kein wahres Glück erwachsen. — Hast du Kinder?"

„Zwei Knaben. Den ältesten lasse ich der Mutter, den jüngsten lege ich an dein warmes Herz."

„Und deine Frau?"

„Die wird froh sein, wenn sie ihre uneingeschränkte Freiheit hat. Sie fürchtet mich, ihr Herz hängt nur an ihrem Ältesten."

„Wie hat sie die Eröffnungen meines Mannes aufgenommen?"

Er faßte sich an die Stirn. „Ja so . . . du sagtest schon vorhin so etwas . . . Ich weiß von nichts . . . Mir hat niemand ein Wort gesagt."

Lore faltete die Hände. „O Gott!" sagte sie. In diesem Augenblick empfand sie Hochachtung vor einer Frau, die dazu schweigen konnte. „Sie hat es dir verheimlicht, um dich zu schonen. Sie trägt ihren großen Kummer schweigend."

Er unterbrach sie ungeduldig. „Sei nicht so mit-

leidig mit der! Ja, wenn du es wärst! Du mit deinen feinfühligen Sinnen und Empfindungen . . . Aber Luise fühlt und denkt nicht so wie du. Ich tue ihr kein Leid, Lore, glaube es mir doch, wenn ich mein Leben von dem ihrigen trenne."

Sie zuckte die Schultern, die ihr eigene Bewegung, wenn sie sich etwas abzuwälzen strebte.

Wie genau er sie kannte!

„Ich will hoffen und glauben, daß du recht hast," sagte sie, immer noch nicht ganz ruhig. „Denn einer anderen einen tiefen Schmerz zufügen, um mich an ihre Stelle zu setzen, Charles, das könnte ich nicht."

Er strich ihr zärtlich über den dunklen Scheitel. „Ich weiß, ich weiß! Du hast einen Überschuß an Herzensgüte. Den meisten mangelt er. Aber sei doch endlich beruhigt, mein Lieb, laß uns jetzt mit offenen Augen und energischem Willen die kurze Spanne Dunkelheit überwinden, damit uns dann nichts mehr trennt, Lore, nichts! In Zeit und Ewigkeit nicht. Willst du? Willst du?"

„Ich will!" sagte sie still und legte ihren Kopf an seine Brust.

Er erdrückte und erstickte sie fast mit seinen Küssen und Umarmungen. Sie fühlte es über sich hinstürzen wie eine heiße, leidenschaftliche Flut, genau so, wie sie es sich in einsamen, verbitterten Stunden oft so schmerzlich ersehnt hatte. Sie hätte nun jubeln und glücklich sein, in die Zukunft wie in ein goldenes Land sehen sollen. Das Herz mußte ihr zittern unter dem Überschwang der Gefühle . . . denn so, so hatte sie sich das Glück gedacht . . .

Und nun saß sie still und stumm da, ließ sich küssen, und ein eigentümlich wehes Empfinden, fast wie ein körperlicher Schmerz, beklemmte sie. Als wäre in ihrem Herzen ein toter, kalter Punkt, über den seine Liebe nicht hinweg konnte, trotz aller Anstrengung, die sie machte.

Sie schalt sich undankbar, aber von diesem Punkt ging eine Eiseskälte aus, die ihr das Blut erstarren machte und jedes Wort lähmte.

Zum Glück merkte er in seinem Rausch der Leidenschaft das nicht, und sie sagte sich:

„Ich bin überreizt — nervös! Das Glücksgefühl von sonst muß ja doch wiederkommen. Es war doch da — lebendig und wahr — es hat mich hier oft doch so gepackt, daß ich glaubte, die Brust müßte es mir sprengen — — es kann nicht plötzlich erstorben sein — soll nicht sterben! Ich will es festhalten — es ist mein einziger Anker für das ganze zukünftige Leben!“ —

Und sie rang mit der Ernüchterung und der Kälte, als wäre sie ihr bösester Feind, und allmählich wich das Gefühl auch, und es wurde ihr wärmer und freier um das Herz. Er liebte sie doch! Er war bereit, alles für sie zu tun und zu opfern, während ihr Mann sie fortwies, sobald er nur einen Schein von Recht für sich sah, trotzdem er es besser wußte.

Plötzlich umklammerte sie Burnett und preßte ihre Stirn so heftig gegen seine Brust, daß er fast ins Wanken kam.

„Ja! Ja!“ sagte sie dann, mit hungrigen Augen und lechzenden Lippen zu ihm aufsehend, „ich will das Glück! Das Glück!“ —

In diesem Augenblick war sie wieder die Bacchantin, wie er sie damals gesehen und festgehalten hatte, die berauscht und selbstvergessen nichts anderes mehr fühlt als das stürmische Pochen des Blutes — und wie verzaubert starrte er sie an. —

Eine Stunde später saßen sie Hand in Hand auf der Chaiselongue, auf der Lore während der ersten Nacht ihrer Bekanntschaft geruht.

„Ich lasse dich ungern gehen, mein Lieb,“ sagte er bekümmert. „Aber ich sehe ein, daß es jetzt notwendig ist. Wirst du gut aufgehoben sein in Berlin?“

„Ich gehe zu meiner verheirateten Cousine.“

„Und du wirst mich nicht vergessen, Lore?“

Sie lächelte ohne zu antworten, denn seine Worte erschienen ihr wie ein Scherz; aber er hatte sie ernsthaft

gemeint. Eine ungewisse Furcht nagte an ihm, daß er die tiefsten Seelengründe dieser Frau noch lange nicht erforscht habe, so offen sie sich ihm von Anfang an auch gezeigt. Vielleicht ahnte sie selber nicht einmal, was alles in ihr verborgen lag. Aber ein Ungefähr konnte es wecken. — Es konnte sich gegen ihn kehren — und er ahnte nichts und konnte nichts dagegen tun.

Wie still und kalt sie vorhin in seinen Armen gelegen, und dann der plötzliche, gewaltsame Ausbruch von Leidenschaft . . . Er zitterte und bangte um den Besitz dieser Frau, der ersten und einzigen, in der er seinen Meister gefunden.

Ganz vernünftig besprachen sie die Zukunft, aber merkwürdigerweise fiel kein einziges Wort über ihren Knaben. Er fürchtete eine blutende Wunde zu berühren, und sie zitterte vor der Möglichkeit, er könne sie mit einem banalen Trostworte abspeisen. Es erschien ihr natürlich, daß sie an der Trennung von ihrem Knaben sich verzehren und verbluten müsse. Dagegen sprach sie ihm von ihrer Unterredung mit Theren. Knirschend vor Zorn hörte er ihr zu.

„Ich wünschte, ich könnte ihn züchtigen, diesen mörderischen Tyrannen, diesen feigen Barbaren! Aber er wird sich vor mir hüten! Warum kam er nicht zu mir — warum ging er zu meiner Frau!“

Lore drückte die Fäuste in die Augenhöhlen, sie schämte sich für ihren Mann! Ja, seine Handlungsweise war feige und erbärmlich, wer wußte das besser als sie! Und die jahrelange Zusammengehörigkeit mit einem Manne, den sie verachten mußte und von anderen verachtet sah, trieb ihr die Schamröte der Entehrung in das Gesicht. Schwerer als jemals empfand sie die Beschimpfung, die für eine fein fühlende Frau in solcher Ehe liegt.

„Sei froh, mein armes Lieb,“ sagte er, ihre Gefühle nachempfindend und tröstend den Arm um ihre Schulter legend, „sei froh, daß du von ihm loskommst!“

Sie nickte. „Eine Ehe wie diese . . . lieber den Tod! Ein unverdorbenes, weiches Geschöpf wurde ich ihm an das Herz gelegt, zu allem Guten und Edlen fähig und bereit . . . Und was hat er aus mir gemacht!" — Sie schluchzte tränenlos auf. „Um einem getöteten Feinde einen Fußtritt geben zu können, würde er noch einmal umkehren . . . Und das war mein Mann! — Und ich habe mit offenen Augen und mit Erbitterung im Herzen all die Jahre neben ihm her leben müssen, weil Gesetz und Kirche es so verlangen. Hat wohl einer dieser Gesetzgeber die Qualen solcher Ehe ausdenken können?" — —

„Lore," sagte er beunruhigt und küßte ihre kalten Fingerspitzen, „suche die Vergangenheit zu vergessen. Ein neues Leben liegt vor dir. Mut, mein Lieb! Mut!" —

Sie reichten sich die Hände und sahen sich in die Augen. Es war wie ein heiliger Schwur. — —

Als Lore nach Hause kam, etwas beruhigter in ihrem Gemüt, aber körperlich so elend und schwach, daß sie sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, war Theren bereits da. Sie hörte ihn mit Lothar sprechen. Erschöpft wie sie war, setzte sie sich im Nebenzimmer einen Augenblick auf einen Stuhl, und da verstand sie jedes Wort.

„Die Mama jagen wir fort, sie taugt nichts, sie ist eine ganz schlechte Mama," sagte der Vater zu dem Sohn, während er ihn auf seinem Knie reiten ließ.

Der Kleine kreischte vor Vergnügen. „Nein!" sagte er trotzdem protestierend.

„Jawohl! Sie taugt gar nichts, mein armer, kleiner Bengel. Du kommst zu Tante Sophie und spielst jeden Tag mit den kleinen Jungen, die da sind. Nicht wahr, das wird hübsch?"

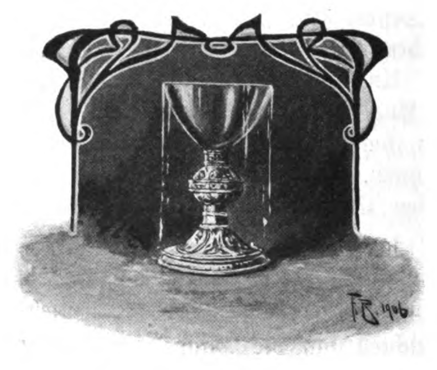
„Ja, das wird hübsch!"

„Und an die schlechte, dumme Mama denkst du gar nicht mehr. Du nicht und ich auch nicht."

„Nein!" sagte das Kind.

Lore ging hinein und an dem Stuhl vorbei, auf dem

Theren saß. Sie sah ihn nur an, sagte kein Wort, aber vor diesem Blick errötete er. Trotzdem spürte sie nur einen kleinen Ruck am Herzen, ihre Fähigkeit, zu leiden, war erschöpft.



XV.

„Luise!" rief Burnett.

Seine Frau kam aus irgend einem Winkel hervor; von ihren dürftigen Haaren hing ein graues Rattenschwänzchen am Hinterkopf herab, ohne daß sie es ahnte; auf ihren eingefallenen Wangen brannten zwei abgegrenzte rote Flecke. Wer sie genauer kannte, wußte, daß sie sich in hochgradiger Aufregung befand. Ihr Mann gehörte indessen nicht zu jenen.

„Luise!" sagte Burnett noch einmal, und sein Ton bekam etwas Mitleidiges, als er die schattenhafte Gestalt vor sich stehen sah, die in der Aufregung mit ihren Schürzenzipfeln spielte. „Ich möchte mit dir sprechen — hast du Zeit?"

Sie nickte kaum. Nur wie ein verwehter Traum glitt es ihr durch den Sinn, daß das Mittagessen auf dem Feuer stand und die Mädchen alle unverläßlich sind, aber sie vergaß das gleich. Etwas Schicksalsschweres stand über ihr, sie fühlte sein Wehen und duckte sich zitternd. — Mit starren

Augen sah sie ihren Mann an. Er fing den Blick auf, und das Mitleid regte sich stärker.

„Warum hast du mir nicht gesagt, daß am Sonntag Oberleutnant Theren bei dir war?“ fragte er so sanft wie sonst nie.

„Ich wollte dich nicht ärgern.“

„Nicht ärgern?“ wiederholte er fast gerührt.

„Wir hatten doch dein Lieblingsessen zum Mittag.“

Sie schluckte heftig. Von sich sprach sie nicht, und das gerade reizte Burnett.

„So! — Also deshalb! — Wie vorsorglich du bist!“ sagte er mit starkem Hohn. Dann faßte er sie bei den Schultern und schob sie vor sich her. „Setze dich, Luise. Was ich dir sagen will, kann nicht im Stehen abgemacht werden.“

„Das Mädchen wird alles anbrennen lassen!“ jammerte sie mit einem ängstlichen Ton und machte eine Bewegung nach rückwärts.

Sie wollte diese Unterredung nicht. Sie fürchtete sich so davor. Alles in sich verbluten lassen, ohne daran zu rühren, das war bisher ihr Prinzip gewesen, und es hatte sich gut bewährt. Warum es ändern! Selbstgefühl und Selbstachtung waren bei ihr nur gering entwickelt; sie fand sich mit dem Leben ab, wie es sich ihr bot. Aber das, was sie besaß, wollte sie festhalten um jeden Preis.

Er stampfte zornig mit dem Fuße auf. „Weib! Bist du denn so beschränkt, daß nur Kochtöpfe in deinem Gehirn Platz haben! Was ich dir sagen will, ist von so tiefer Bedeutung, daß meinetwegen alles zu Kohle brennen kann. — Erzähle mir zuerst, was Theren dir gesagt hat.“

Das Spiel mit der Schürze wurde immer nervöser.

„Er hat mir gesagt . . . du und seine Frau — ihr hättet ein Verhältnis miteinander. Marco hat es verraten . . . Ein Hund springt keine unbekannte Dame an . . . Also mußtet ihr euch im Atelier gesehen haben — und das schamlose Bild in der Ausstellung wäre der zweite

beredte Zeuge.“ Sie stotterte während sie sprach und sah scheu zu Boden.

„Und du? — Was sagtest du?“

„Nichts!“

„Aber du mußt doch irgend etwas gesagt haben. Glaubtest du ihm denn?“

„Ich wußte es ja.“

„Du wußtest?“ — Er war maßlos erstaunt.

„Ich habe sie oft aus deiner Haustür kommen sehen, und ich wußte, die — das ist die Gefährliche!“

Burnett öffnete Augen und Mund.

„Du!!! — Luise!! — Hast du ihm das gesagt?“

„Nein!“ —

Er strich hastig mit der Hand über das Gesicht. — Fortwischen, was ihn einen Augenblick betäubt hatte.

„Was sagte dir der Offizier weiter?“

„Er sprach von Scheidung — ich sollte mich von dir scheiden lassen — du wärst ein Lump — ein Frauenverführer — —“

„Und du?“

„Ich sagte nein.“

Burnett ballte die Faust.

„Weib, du machst mich rasend. So sprich doch, erzähle doch — ich brenne auf jedes Wort, und du läßt dir alles abfragen! Was weiter?“

„Nichts!“

„Besinne dich, Luise.“

„Er hat mit dem Säbel fortwährend auf den Teppich gestoßen, bis es ein Loch gegeben hat . . . oder doch beinahe!“

Burnett knirschte mit den Zähnen.

„Hast du dich beklagt — geweint?“

„Nein!“

„Du ließest ihn ruhig gehen?“

„Ja. Er rannte Arnulf über den Haufen und gab Ludwig einen Schubs.“

„Wie kamen die Kinder dazu?“

„Er rief sie."

„Und du duldetest das?"

„Was sollte ich machen?"

Sie sah so verängstigt aus, fast wie ein Schatten.

Er lief hastig im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor ihr stehen.

„Und nun, Luise?"

Sie sah unsicher zu ihm auf; jede Antwort hielt sie für überflüssig. Er würde ja doch tun, was er für gut befände, und sie sich schweigend fügen. Nur daß Lores weißes, so gar nicht schönes Gesicht sie dabei mehr ängstigte als all die anderen zusammen.

Burnett sah, daß er sehr deutlich werden mußte, damit ihn seine Frau verstand. Besser der Schlag fiel auf einmal, ohne lange Vorbereitung.

„Ich sage dir dasselbe, was dir der Offizier gesagt hat. „Lassen wir uns scheiden."

Sie sank wie ein Häufchen in sich zusammen, gab aber keinen Laut von sich. Er glaubte, sie faßte seinen Vorschlag nicht gleich mit einemmal, deshalb fuhr er fort:

„Du sollst mich für den schuldigen Teil erklären lassen, Luise, Gott weiß, Ursache dazu hast du genug. Ein reichliches Jahrgeld wirst du beziehen, Ludwig als der älteste geht mit dir zu deiner Stütze, und wenn du darauf bestehst, meinetwegen auch Arnulf. Nur frei will ich werden! Frei!"

„Dann heiratest du . . . sie!"

„Vielleicht . . . Das braucht dich nicht zu kümmern, Luise, dir bleibt dein reichliches Teil deshalb doch, wir machen es ja gerichtlich."

„Nein!" sagte sie kurz und klar und scharf.

Er blieb stehen wie von einem Schuß getroffen.

„Nein sagst du?"

„Nein!" —

Wie ein Wilder stürzte er auf sie zu, packte sie bei den Schultern und schüttelte sie.

„Nein sagst du, Weib? Nein? — Wo du weißt, daß

ich dich nur aus Anstand genommen habe, um dich wieder ehrlich zu machen? Ist das der Dank?"

„Ich habe nie etwas von dir verlangt — ich war dir eine gute Frau."

„Ja! In des Teufels Namen ja! Aber jetzt gib mich frei, oder — es geschieht ein Unglück."

„Schlage mich tot!" sagte sie müde, gleichgültig, aber es klang ein Ton hindurch, der ihn stutzig machte. Er faßte sie unter den Arm und zog sie neben sich in das Sofa. Das erstemal in siebzehnjähriger Ehe, daß er das tat.

Sie zitterte wie ein verprügelter Hund.

„Laß uns ruhig reden, Luise," begann er mit den besten Vorsätzen. „Was ist denn unsere Ehe! Ein Unding eigentlich, eine Blasphemie. Du bist mir nie etwas anderes gewesen als eine brave, pflichteifrige Haushälterin, eine gute Mutter für das leibliche Wohl deiner Kinder. Ich liebe dich nicht, ja, ich habe nicht einmal das Gefühl von Freundschaft für dich. In meinem Leben bist du ein Nichts — und auch ich kann dir nicht mehr sein."

Er sah sie an, sie spielte mit ihrem Schürzenband. Den Zorn, der in ihm aufstieg, unterdrückte er.

„Du wirst meine Gegenwart nicht mehr störend empfinden," fuhr er fort, „kaum merken, daß ich gegangen bin. Und was dir unsere Ehe nicht eingebracht hat, ein Gefühl von hochachtungsvoller, unbegrenzter Dankbarkeit meinerseits, unsere Trennung wird es im Gefolge haben. Ich werde dir die Hände küssen, Luise, wenn du einwilligst."

„Nein!"

Er fuhr auf. „Dies verfluchte Nein! Ich will es nicht mehr hören, du hast kein Recht dazu unter diesen Verhältnissen."

„Ich bin deine Frau."

„Meine Frau!! — Weib, hast du denn kein Empfinden für die Unnatur, für die Unmoral, die in solchem erzwungenen Bunde liegt?"

„Ich will deine Frau bleiben!" wiederholte sie immer in demselben Tonfall, mit derselben Hartnäckigkeit wie bis-

her. Eine Hartnäckigkeit, die sich auf kein Reden einläßt und deshalb unüberwindlich ist.

Burnett trat dicht an sie heran, seine Augen funkelten wie die eines gereizten Raubtieres.

„Ich werde dich zu zwingen wissen! Wie ein Henker sein Opfer, so will ich dich quälen und foltern, bis du mir meine Freiheit zurückgibst.“



Sie sah schräg zu ihm auf. Halb erschreckt, halb verständnislos. Und als sein Auge ihr Gesicht streifte und festhielt, dies kleine, verknitterte Gesicht, in dem nicht die leiseste Spur eines großen Gedankens, einer Tat, eines Verständnisses über das Allertrivialste hinaus lag, da fühlte er plötzlich mit erschreckender Deutlichkeit, daß diese Fesseln, die er bisher kaum beachtet, weil sie ihn nicht drückten, unzerreißbarer sein könnten, als solche von Stahl und Eisen, daß er daran zugrunde gehen konnte. —

Sie konnte ihn nicht verstehen, und deshalb blieb sie verstockt.

Diese Erkenntnis überkam ihn elementar. Er hatte

das Gefühl, als müsse er blutige Tränen weinen, oder jene morden, die sich ihm in den Weg stellte und die Bahn zur Glückseligkeit versperrte. Ganz blaß war er geworden, und die Hände ballten sich krampfartig in den Jackettaschen.

In diesem Augenblick begriff er, daß man töten könne! — Töten! Allen Gesetzen zum Trotz. —

„Luise," begann er nach einer kleinen Pause, in der er heftig um seine Ruhe gekämpft hatte, „höre mich an! Du kannst mich hindern mich von dir scheiden zu lassen, aber du kannst mich nicht zwingen, bei dir zu bleiben. Beharrst du auf deiner Weigerung, so verlasse ich dich trotzdem. Denn ich hasse dich, Weib — ich hasse dich! Die andere aber liebe ich heiß, so heiß, wie ich selber nicht gewußt habe, daß ich lieben kann. — Für sie will ich arbeiten Tag und Nacht — ihr will ich treu sein bis zu meinem letzten Atemzuge — von Erde und Himmel nichts anderes verlangen als sie — nur sie . . ."

„Sie ist eine schlechte Person," sagte Luise mit ihrer kleinen, müden Stimme.

Er fuhr herum, aber achselzuckend wandte er sich wieder ab. „Das verstehst du nicht."

„Sie hat einen Mann und ein Kind — warum hat sie daran nicht genug? Warum nimmt sie mir meinen Mann — meinen Kindern den Vater? — Ich wußte lange, daß sie eine schlechte Person ist."

„Schweig!" sagte er herrisch. „Was verstehst du von den Regungen einer großen Frauenseele. Was weißt du von Temperament, von Leidenschaft, Glück und Leid. Deine Sinne, deine Empfindungen sind unausgebildet wie bei niederen Geschöpfen. In deiner Art magst du eine gute Frau sein, ich gebe es gern zu, aber unsere Art paßt eben nicht zusammen. — Darum ist es eine Naturnotwendigkeit, daß wir auseinandergehen."

„Nein!"

Er griff sich an die Stirn, stieß einen Laut aus wie ein wildes Tier und stürzte dann zur Türe hinaus.

Seine Frau stand auf und lief zwecklos in dem großen

Zimmer hin und her. Hier und da blieb sie stehen und starrte wie wirr um sich; augenscheinlich wußte sie gar nicht, was sie tat. Wie eine aufgescheuchte, geängstigte Fledermaus sah sie aus; die Augen rot wie von vielem Weinen, und doch waren sie trocken und zwinkerten nur unruhig. Ihr war zumute, als hätte sie einen gewaltigen Schlag auf den Kopf bekommen und wäre noch nicht wieder imstande, ihre Gedanken zu ordnen.

Da streckte sich aus einem Winkel des Zimmers Ludwigs häßlicher Knabenkopf hervor.

„Mutter!"

„Ja! — Ja!" Sie wischte mechanisch mit dem Schürzenzipfel an einem Möbeleckchen, als müsse sie noch schnell Staub entfernen, dann sagte sie, unaufhörlich reibend: „Ich habe dich doch gar nicht gesehen?"

„Da steckte ich." Er zeigte auf einen Winkel zwischen Wand und Schrank; sein Lieblingsaufenthalt, wenn er las.

„Hast du — ‚ihn' — gehört?"

„Ja!"

„Daß er gehen will?"

„Ja!"

Der Junge kam heraus und stellte sich neben die Mutter. Er stand auf seinen kurzen Beinen so fest, als traue er sich zu, einen Wall für das zu bilden, was er beschützen wollte. Sie sah ihn ungewiß fragend an. Er war ja ihr Vertrauter und Berater in allen schwierigen Dingen ihres einfachen Lebens.

„Wir leiden es nicht, Mutter. Was soll denn der Arnulf ohne den Vater! Er hängt so an ihm."

„Ja, das tut er."

„Er würde sehr traurig sein, wenn er nicht mehr in sein Atelier könnte . . ."

Sie nickte resigniert. „Und darum muß alles so bleiben wie es ist. Ein Vater kann doch nicht einfach seine Kinder verlassen — er muß sie doch erziehen und beschützen."

Sie tastete nach seiner Hand, als ob sie plötzlich blind geworden wäre.

„Er wird uns von sich stoßen, du sollst es sehen! Ach, Ludwig, wenn ich nur so recht schön reden könnte!“ —

Sie seufzte schwer. Der Junge streichelte ihre Hand.

„Mutter, sei nur ruhig, ich leide es nicht, denn ich weiß ja, wie lieb du ihn hast.“

Ein tränenloses Aufschluchzen. „Ja, das habe ich. Aber er — er ahnt es ja nicht, und wenn er es wüßte — wäre es ihm egal.“

„Ich sage es ihm.“

„Und ich bin so alt — so häßlich!“ sagte sie, und nun liefen zwei Tränen über ihre runzelige Haut.

„Mutter! Mutter! Nein, das bist du nicht; du bist noch jung und hübsch genug — und ich — ich habe dich lieb!“

Er schlang stürmisch seine Arme um ihre kleine, verschrumpfte Gestalt, und dicht aneinander gepreßt, zitternd wie zwei furchtsame Kinder, flüsterten sie halblaut von dem Schatten des Schicksals, der eben breit und schwarz auf ihren bisher so ruhigen Lebensweg gefallen war.

„Laß mich mal nachdenken, was wir tun können,“ sagte Ludwig, bei dem zuerst die Vernunft erwachte.

Sie nickte nur. Obgleich es ihr eigenes Kind war, das sie geboren und groß gezogen hatte, ordnete sie sich ihm doch willig in allen Dingen unter.

Ludwig saß da, den großen Kopf zwischen die beiden Handflächen gepreßt, die Stirn gerunzelt, die Augen fest auf den Boden geheftet. Etwas seltsam Unkindliches, Unfrohes lag auf dem an sich schon nicht hübschen Gesicht, das augenblicklich den Stempel intensivsten Nachdenkens trug. Man merkte dem Jungen an, daß keine Sonne auf die Tage seiner Jugend geschienen hatte.

Plötzlich sprang er auf. „Ich hab's, Mutter! Ich werde zu der fremden Frau gehen und ihr vorstellen, daß sie uns den Vater nicht nehmen **darf** — daß sie uns unglücklich dadurch macht — und kein Recht dazu hat, denn unser Vater gehört **uns**.“

„Ach Gott, Ludwig, das wird nichts helfen!“ Sie

rang resigniert die Hände, als ob sie etwas Gewaltigeres, Unwiderstehliches von seinem Nachdenken erwartet hätte.

„Ich tu's, Mutter! Ich gehe hin!"

„Und was wird ‚er' sagen?"

„Das ist mir gleichgültig. Ich gehe hin." Und plötzlich wieder in ausbrechender Zärtlichkeit: „Sie sollen dich nicht kränken, meine Mutter. Sie sollen dich nicht fortstoßen, oder . . ." er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen in ohnmächtiger Wut. — „Du bist besser als sie alle!" — Tränen stürzten ihm über das Gesicht. —

Wo blieb in diesem Kinderherzen die Jugend, die rosige, vertrauende, hoffende Jugend, mit ihrem Blütenschimmer von Hoffnungen und Illusionen? Die war unwiederbringlich zerstört und keimte nicht wieder. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

XVI.

Wie ein Rasender war Burnett davongestürzt. Luft brauchte er, Bewegung. Niederzwingen mußte er, was sich jetzt so gewaltig gegen ihn gekehrt hatte, und an das er bisher keinen Gedanken verschwendet hatte.

Was war ihm seine Ehe denn gewesen? Ein Nichts, ein Schatten, den er glaubte mit einem Hauch fortblasen zu können — und nun sollten es eiserne Ketten sein?

Er hatte Lust, gerade hinaus zu lachen, obgleich er sich noch mitten in der Stadt befand und unzweifelhaft Aufsehen erregt hätte. Aber er war in der Stimmung, daß nichts ihn kümmerte! —

Den Hut aus der Stirn geschoben, die Hände in den Taschen, stürmte er vorwärts, ohne etwas zu sehen. Er wollte seinen alten Wagemut, sein altes Selbstvertrauen wieder erjagen, aber seltsam . . . etwas Feindliches, Kaltes hielt gleichen Schritt mit ihm, und dem konnte er nicht entrinnen.

Zum erstenmal ein Zwang, eine Fessel, wo er zum

erstenmal bereit war, sich voll und rückhaltlos zu geben; wo es ihm schien, als müsse er an der Versagung seines Wunsches verbluten.

Eine Zukunft ohne Lore? Unmöglich! Luise mußte nachgeben. — Aber immer wieder hörte er ihr „Nein!“ dies kleine, engherzige, eigensinnige Nein, und ihm kam die schaudernde Vorstellung, daß an diesem Nichtwollen, Nichtbegreifen wirklich ein Menschenglück zerschellen könne. — Je mehr er lief, je energischer er diesen Gedanken entfliehen wollte, je mehr hefteten sie sich an seine Fersen und jagten ihn ruhelos weiter.

Kalter Schweiß bedeckte ihm Rücken und Stirn, er fühlte, daß er fieberte und schwach zum Umsinken war, aber stille sitzen, grübeln im geschlossenen Raum, das vermochte er nicht.

So warf er sich in das feuchte Gras, das die Uferböschung des wilden Bergwassers zu beiden Seiten einfaßte. Von dem Fluß stieg leichter Nebel auf, der wie ein feiner, silberner Schleier in der Nachtluft hing und sich auf Blättern und Gräsern in klaren Tropfen niederschlug. Darüber strahlte, mit der Verzierung von funkelnden Sternen und der Sichel des Halbmondes, das Firmament wie polierter Stahl. Fern über der Stadt lag es wie ein großer, rotglühender Dunstfleck, in dem alles verschwamm, Licht und Lärm, Freude und Kummer.

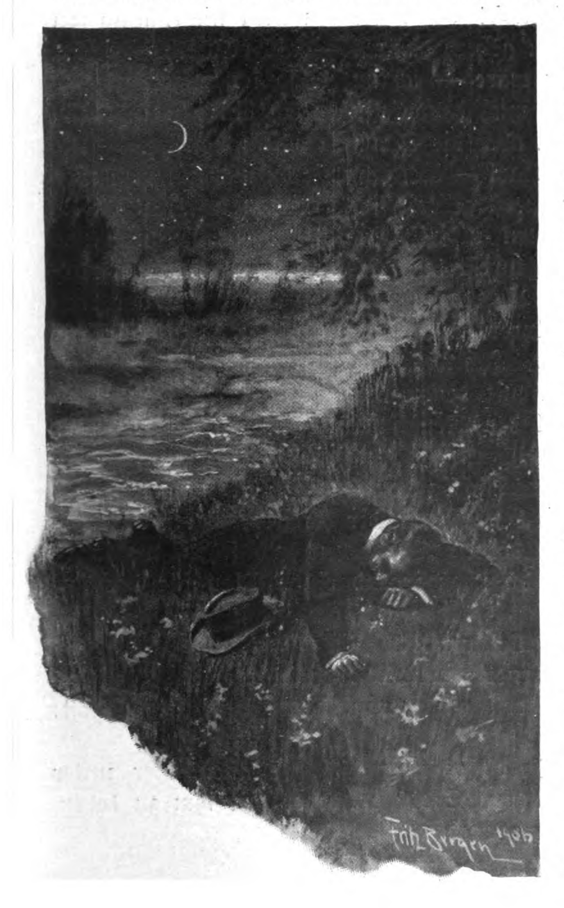
Burnett fühlte, wie ihm die Augenlider schwer wurden und sich im Halbschlaf schlossen; die rücksichtslos angestrengte Natur forderte ihr Recht. Und so still war es hier, so friedlich und einsam . . .

Als er erwachte, schüttelte ihn Fieberfrost. Eine furchtbare Gleichgültigkeit beherrschte ihn völlig, er dachte nichts mehr. Mühsam, matt und zerschlagen schlich er langsam nach seinem Atelier, mit feuchtem Haar und feuchten Kleidern. Er wollte noch an Lores Fenster vorübergehen, ihr wenigstens räumlich nahe sein — aber er vergaß es ganz in seinem körperlichen Zustand, der ihm allen Willen, alle Gedanken nahm. —

Was hätte es auch Lore nützen sollen? —

Die saß in ihrem Wohnzimmer, den Kopf in die Hand gestützt, und ihr gegenüber ihr Mann, bequem im Hausrock und mit der Zigarre. Im geöffneten Schlafzimmer standen ein paar große, noch leere Koffer mit zurückgeschlagenem Deckel.

„Ich habe dir deine Koffer vom Boden holen und reinigen lassen," sagte Theren. „Es ist Zeit, daß du an das Einpacken denkst. Und da wir doch nun nicht mehr oft zusammen sitzen werden, Lore, so laß uns noch einmal auf unsere ganze Ehe zurückblicken. Wer war denn schuld, daß es so gekommen ist, wie es kam?"



Er hatte ruhig und ohne Erregung gesprochen, der Moment, den er herbeiführen wollte um jeden Preis, machte ihn doch weichmütig.

Sie hob den Kopf nicht auf. „Natürlich ich," sagte sie ruhig.

„Du nicht allein — auch ich

mag mein Teil Schuld daran tragen. — Freilich nicht allzuviel . . . Hättest du dich mir untergeordnet in allen Dingen, wie ich es wollte, dein Schade wäre es sicher nicht gewesen, und ich verlangte nichts Übertriebenes."

Sie lächelte etwas verächtlich.

„Es ist nicht jedem gegeben, ein Automat zu sein."

„Nun und wohin hat dich dein Eigenwille geführt?"

„Ich weiß es nicht — noch nicht! Aber wenn ich etwas bereue, so ist es nicht das, was ich getan, sondern das, was ich so lange unterließ! Ich hatte den Mut nicht, mich frei zu machen und zu gehen, damals — als es noch eine Tat von mir gewesen wäre — ich mußte so lange zögern und warten, bis man mich davonjagt. Noch bin ich zwar dieselbe wie damals, aber die Sache ist es nicht mehr. — Als ich dich erkannte, Karl — dich sah, wie du wirklich bist, nicht wie ich dich mir zuerst gedacht hatte, da mußte ich gehen ... Ohne die Rücksichten auf Pflichterfüllung, in die man uns von Jugend auf gepreßt hält, bis sich endlich Wahnvorstellungen einstellen, die verzweifelte Ähnlichkeit mit der Auffassung der Märtyrer haben. Nur daß man uns deshalb nicht heilig spricht. Ich weiß jetzt, daß dies mittelalterliche Kasteiungen sind, mit denen man sich nur selbst Schaden zufügt. Frei soll der Mensch sein — frei — dann ist er auch gut."

Er bewegte nachsichtig den Kopf. „Ich will mich den letzten Abend nicht noch mit dir streiten, Lore, es nützt nichts. Du wirst deinen Weg gehen und sehen, wohin er dich führt. Hast du schon irgend einen Plan für die Zukunft?"

„Noch nichts Bestimmtes."

„Hast du Burnett eine Rolle darin zuerteilt?"

Sie zögerte erst ein wenig, dann sagte sie schlicht: „Ja!"

„Und du würdest es über dich gewinnen, hier unter den Augen der ganzen Stadt entweder mit ihm zu leben, oder seine Frau zu werden?"

„Ja!"

„Aber das darfst du mir nicht antun! Bedenke doch meine Stellung! Ich habe die Sache ohne Eklat behandelt . . .“

„Weil du mich kaltblütig opferst.“

Ohne auf ihren Einwurf zu achten, fuhr er fort: „Nun bist du mir auch Rücksichten schuldig geworden.“

Sie begann ein nervöses Spiel mit ihren Fingern; der so kraß zutage tretende Egoismus ihres Mannes reizte sie, und doch hatte auch sie das Bedürfnis, in Frieden zu scheiden, deshalb schwieg sie.

„Ich erwarte es von deinem Anstand, Lore,“ fuhr er mit etwas erhöhter Stimme fort. „Zwingen kann ich dich ja nicht, ganz von ihm zu lassen, du bist nachher dein eigener Herr, aber in derselben Stadt mit mir darfst du nicht leben! Ich kann nicht fort, mich bindet mein Beruf, also ist es an dir, einen anderen Aufenthaltsort zu suchen. Er ist ja auch frei — er ist Künstler.“

Sie schwieg noch immer. Was sollte sie auch sagen? Ganz unrecht hatte er ja nicht, ihr lag auch noch zu sehr im Blut, sich in allen Dingen ihm unterzuordnen, aber wie stets, empfand sie bitter die Brutalität, die darin lag, daß er nie an sie, immer nur an sich dachte.

Er sah sie erwartungsvoll an.

„Wie kann ich heute schon über irgend etwas Zukünftiges bestimmen,“ sagte sie endlich matt.

„Aber, Lore, versprich mir bei deiner Ehre, daß du im richtigen Augenblick daran denken und danach handeln wirst.“

Sie nickte stumm. Er betrachtete sie aufmerksam, bequem in seinen Stuhl zurückgelegt. Sie war mager und bleich geworden, verblüht in den paar Jahren ihrer Ehe mit ihm, das sah er in diesem Augenblick recht deutlich, und er fragte sich verwundert: „Warum eigentlich?“ Er fragte es auch sie.

Lore hob den Kopf und sah ihn an. Ihre Augen waren matt, aber dunkel und tief; man ahnte die Seele, die aus ihnen herausleuchtete.

„Das fragst du mich noch?" sagte sie endlich erstaunt. „Ja, hast du denn keine Ahnung, daß ich neben dir gehungert und gedurstet habe? Daß du alles in mir getötet hast, was ich doch zum Leben so notwendig brauchte? Hoffnungen, Wünsche, Selbstachtung, Selbstbewußtsein und nicht zuletzt den Glauben an etwas Höheres als die Alltäglichkeit!"

„Phrasen!" entgegnete er und stieß die Asche seiner Zigarre ab.

„Ja, damit wehrst du dich gegen das, was du vielleicht nicht begreifst. Wir sind eben wie zwei Menschen, die nicht dieselbe Sprache sprechen. Ich will dich nicht anschuldigen, es ist zu spät — und vorbei; aber du hast an mir gefrevelt. Und ich fürchte, du wirst auch an unserem Knaben freveln. Nicht alle Menschen passen in dieselbe Schablone."

„Darüber beruhige dich nur! Lothar ist nicht allein dein, er ist auch mein Kind."

„Gebe es Gott!"

„Höre, Lore, eine Frage möchte ich noch an dich richten . . ." Er ließ wieder seine Augen prüfend über ihre zusammengesunkene Gestalt gleiten. „Wie hast du dich doch für diesen häßlichen Kerl, diesen Burnett, erwärmen können? Ich begreife es nicht." Der Stachel der verletzten Eitelkeit saß ihm doch im Fleisch. „Er ist klein, unscheinbar und alt."

„Er liebt mich," sagte sie einfach. „Mich! Das heißt meine Seele. Er hat Verständnis und Nachsicht mit mir, wenn ich mich manchmal selbst nicht verstehe. Keine Falte meines Denkens und Fühlens wird ihm je verborgen bleiben, und wenn es not tut, wird er mich schützen und leiten. Dafür liebe ich ihn mit heißer, inbrünstiger Dankbarkeit. Du! Was hast du denn von mir gewollt? Meinen Körper — nichts weiter! Einen Leib, der dich erfreute, und Hände, die für dich arbeiteten. Aber mit meiner Seele hattest du nichts zu schaffen!"

„Wenn ich nur wüßte, wo du all den blühenden Un-

sinn her hast," antwortete er unwirsch. „Damit wird keine Ehe glücklich — und ich bin nur neugierig, wie lange es Art haben wird zwischen dir und deinem überspannten Maler."

Sie lächelte zuversichtlich.

„Na, erhitzen wir uns nicht weiter!" begann er von neuem und erhob sich. „Es hat ja auch eigentlich keinen Zweck. Jeder muß eben auf seine Fasson selig werden. — Unsere Scheidung werde ich also in die Wege leiten, und alle vier Wochen bekommst du über Lothar Nachricht. Kannst ihn ja auch manchmal zu dir kommen lassen. Ich bin doch, weiß Gott, nicht der Tyrann, als den du mich immer hingestellt hast. Vielleicht hätte es anders kommen können, Lore, vielleicht! Ich weiß es nicht. Vielleicht ist die Trennung aber unser Glück. Laß uns in Frieden wenigstens scheiden. Gib mir die Hand! Lebewohl!"

Eine schmale, eiskalte, zitternde Hand legte sich in seine warme, vollsaftige: „Lebewohl! Und was ich dir getan habe, mit und ohne Wissen, verzeih!"

„Du hast mir ja auch verziehen. Weißt du noch — jener Brief? Er wäre eine gute Schutzwehr für dich gewesen, und doch hast du ihn zerrissen, während du selbst jeden Tag vor einer Entdeckung zittern mußtest. Dumm war es, Lore — dumm!"

Ein melancholisches Lächeln ging über ihr Gesicht.

„Ich bin eben dumm, Karl, und werde niemals klug werden. Aber laß mir meine Großherzigkeit, laß mir meine großen Gefühle . . . es ist das einzige, das mir ganz zu eigen gehört!"

„Gute Nacht!" Er machte eine Bewegung, als ob er sie küssen wollte. Sie trat rasch einen Schritt zurück, etwas wie Abscheu vor einer Zärtlichkeit trat auf ihr blasses Gesicht. Ihn ärgerte es; aber er wollte nun einmal in Frieden mit ihr auseinandergehen, deshalb unterdrückte er jede Aufwallung und kam sich sehr groß dabei vor. — — —

Auch Lore ging zu Bett; sie fühlte sich matt und elend. So ruhig sie anscheinend dieser Abschied von ihrem Gatten

gelassen, innerlich zitterte und bebte doch jeder Nerv. Sie gehörte nun einmal zu den sensitiven Menschen, denen ein Losreißen körperliche Qualen verursacht und so tiefe Seelenschmerzen, daß es einem Sterben gleichkommt. Innerlich wünschte sie zuweilen, der kommende Tag wäre erst vorüber, der Abschied überstanden, und im nächsten Augenblick rechnete sie sich voll Entsetzen aus, daß nur noch wenige Stunden blieben, in denen sie und ihr Kind zusammengehörten.

Von einer Seite warf sie sich auf die andere; in Schweiß gebadet riß sie endlich die heißen Augen auf.

Da standen mitten im Zimmer, in dem lichtlosen, nächtlichen Grau, ihre beiden Riesenkoffer mit den zurückgeschlagenen Deckeln, die wie offene, zum Verschlingen bereite Rachen eines Ungeheuers gähnten. Von denen schien die Beklemmung auszugehen, die sich ihr so schwer und lastend auf die Seele legte. — In ihnen war ihre ganze Aussteuer gewesen, die sie damals in das Haus ihres Gatten mitgebracht hatte, wie sie dachte — für das ganze Leben! Soviel Glauben und Hoffnungen und Wünsche hatte sie miteingepackt . . . Und nun standen sie wieder da und harrten derselben Sachen, und diesmal galt es einen Abschied für das Leben. — — Sie sah sich wieder als Braut! Empfand die ganze Furcht vor dem Neuen, Ungekannten und gleichzeitig doch auch freudige Hoffnung auf die Zukunft.

Dies letzte Gefühl hatte nicht lange gehalten. Nur ein paar Jahre, dann kam jenes andere, dauernde — — jenes Paktierenwollen mit dem Unumstößlichen, Bestehenden, und das Nichtkönnen — Nichtkönnen trotz aller Versuche!

Lore wischte die Schweißperlen von der Stirn. Vorbei das alles — vorbei! — Sie ging, um nicht wiederzukommen, und nahm aus ihrer Ehe offene Augen mit für das Leben, Mißtrauen gegen sich selbst und das eigene unruhige Herz.

Hätte Burnett sie nur nicht belogen! Sie konnte sich

gar nicht mehr so recht fest an ihn klammern. Immer stand das Bild seiner Frau zwischen ihnen. Einer Frau, der sie den bittersten Herzenskummer zufügen mußte, ohne daß ihr diese etwas getan.

In dem tiefen Schweigen der Nacht nahmen alle Gefühle, Befürchtungen und Gedanken Riesendimensionen an; ihr wurde zumute, als müsse sie laut aufschreien. Und da sprang sie aus dem Bett und floh wieder, wie so oft, an das Bettchen des Knaben, der sanft und ruhig schlief.

Die letzte Nacht mit ihm!

Was war aller Kummer neben diesem einen! Ihr kam plötzlich vor, als hätte sie ein Verbrechen begangen mit ihren Handlungen, die in ihren Folgerungen zu dieser Trennung führen mußten. Nichts auf der ganzen Welt wog soviel wie ihr Kind! Verständnis hatte sie gesucht! Sie hätte beinahe gelacht. Was wog ihr in diesem Augenblick jedes Verstehen! Männerliebe! War sie es wert, mit Kindesliebe bezahlt zu werden? — Sie fühlte, daß es ohne den Knaben, an den sie ihr Anrecht verloren hatte, kein Glück mehr für sie geben würde, und stöhnend brach sie an dem Bettchen zusammen.

Das Kind schlief — ahnungslos, daß das Herzblut seiner Mutter im Trennungsweh floß, daß es das treueste Herz der Welt in dieser Nacht verlor. —

Nach Stunden erst kroch Lore schaudernd und fröstelnd in ihre Decken zurück; aber Schlaf fand sie die ganze Nacht nicht.

XVII.

Am nächsten Morgen in aller Frühe begann Lore ein fieberhaftes Einpacken. Sie wußte, ihr Mann verlangte, daß sie mit dem Abendzug abreise; da blieb ihr noch viel zu tun.

„Liebling," sagte sie zu dem Knaben, der sich bemühte, noch mehr Unordnung in das Chaos zu bringen, das sich

ohnehin um sie ausbreitete, „gehe in die Küche jetzt. Nachher — nachher bleibe ich bei dir!“

Ja, die letzten Stunden, die sollten noch ungeschmälert ihm gehören; deshalb mußte sie sich jetzt doppelt eilen.

Trotzdem war ihr kalt; sie schauderte und fror, sowohl vor seelischer Erregung als auch vor körperlicher Erschöpfung. Ein erstickendes Angstgefühl jagte sie ruhelos umher und benahm ihr die Gedanken.

Theren war fort; sie hatte ihn nicht mehr gesehen. Wozu auch? Es kam ihr plötzlich vor, als sei sie meilenweit schon von ihm getrennt, als gehöre er nicht mehr in ihr Leben.

Das Mädchen kam und sagte, daß ein Knabe und eine Dame sie zu sprechen wünschten. Vielleicht wäre es auch nur eine Frau, keine Dame.

Lore strich flüchtig über ihr Haar und ging hinüber. Zuerst hatte sie keine große Lust gehabt; aber man konnte ja nicht wissen, was es war.

Als sie eintrat, fand sie sich ganz Fremden gegenüber. Oder nein, doch nicht — das Gesicht der Frau hatte etwas ihr Bekanntes.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sie mit müder Gleichgültigkeit und bot der Frau einen Sitz.

„Mutter, laß mich sprechen!“ Der frühreife, unschöne Knabe hatte sich vorgeschoben und stand Lore gegenüber. Seine Augen wurzelten in den ihren, eigentümlich spürende, aufreizende Kinderaugen, die Lore verletzten. Er krampfte die Daumen ineinander, als suche er daran Halt, und dann sagte er abgerissen, überlaut, hastig: „Wissen Sie, wer wir sind? Frau und Sohn von Charles von Burnett, dem Maler!“

Lore sank auf den nächsten Stuhl. „Ist ihm etwas passiert?“ stammelte sie totenblaß.

„Nein — ihm nicht, aber uns! Er will uns verlassen, um . . .“

Sie streckte abwehrend beide Hände aus.

„Halt! Nicht weiter!“ sagte sie zitternd. Ihre Augen waren groß aufgerissen; ihre Schultern bebten.

„Ja doch! Ich muß sprechen! Lassen Sie mich sprechen!“

Ein solcher Unterton der Verzweiflung in den hervorgestoßenen Worten!

Lore senkte die Stirn. Ihr war plötzlich, als wäre sie eine Schuldige, die dieser häßliche, zitternde Knabe da vor ihr zu richten kam — und mit Recht.

Ludwig fuhr in seinem gellenden Diskant, der manchmal mit tiefen Baßtönen unerwartet wechselte, fort: „Unser Vater will uns verlassen — zu Ihnen gehen — weil er Sie lieber hat als die Mutter! Aber meine Mutter ist so klein und so schwach — sie wird sich zu Tode grämen, und Sie allein sind schuld daran!“

Lore sagte kein Wort und rührte sich nicht; ihr war nur, als müsse sie ersticken.

Und die kleine Gestalt näherte sich ihr immer mehr in der Erregung des Augenblicks; sie stand ihr jetzt so nahe, daß sie ihren Atem fühlte, einen jagenden, keuchenden Atem, der die kleine Brust krampfhaft bewegte.

Frau von Burnett rührte sich nicht, und an die dachte Lore auch mit keinem Gedanken; aber der Knabe da, der regte sie auf und erschütterte ihr die Seele, dieser werdende Mensch, der für die schwache Mutter kämpfte, und dem das Leben schon in jungen Jahren ein Medusenantlitz entgegenhielt.

„Aber ich habe deinen Vater auch lieb, lieber vielleicht als deine Mutter,“ sagte sie ganz leise, „und wenn ich fortgehe ohne ihn, dann werde ich auch sehr unglücklich sein.“

In Ludwigs Gesicht schoß helles Rot. „Ja, aber meine Mutter war die erste! Wenn ich in der Schule einem anderen einen Apfel wegnehme, der ihm gehört, so bekomme ich Strafe und bin ein Dieb. Nur um einen Apfel! — Und Sie wollen meiner Mutter den Vater wegnehmen, und uns auch . . . uns Kindern . . . Und Sie glauben, das ist erlaubt? Das ist noch viel größerer Dieb-

stahl! Ja! Und wenn alle Welt das erlaubt . . . ich leide es nicht! Ich leide es einfach nicht!"

Er hatte die Hände zu Fäusten geballt und stand vor ihr wie ein Ringkämpfer, bereit, sich auf seinen Feind zu stürzen. Die Haare hingen ihm unordentlich um den Kopf, die Augen waren heiß und rot.

Aber das sah Lore alles nicht. Der da vor ihr stand, klein und unreif und häßlich, ein Kind noch, verlangte Gerechtigkeit, nichts weiter! Er verlangte sie in seiner kindisch ungeschickten Weise, die noch keine Worte zu wählen weiß, aber er hatte ein Recht dazu.

Seine Frau! Sein Kind! — Sie gehörte nicht zu ihnen, sie war eben zu spät gekommen, um an dieser Tafel auch noch ihren Hunger stillen zu dürfen. Sie war ein Eindringling, sie mußte weichen.

„Ludwig!" rief da Frau von Burnett entsetzt und rang erschrocken die Hände. Zu bitten waren sie gekommen, und er forderte, der kleine Tor; damit verdarb er wohl alles. — Und die Frau, die nie einen Funken Selbstachtung besessen, besaß ihn auch in diesem Augenblick nicht. Sie sprang plötzlich auf und warf sich vor Lore auf die Knie. „Lassen Sie mir meinen Mann!" bettelte sie in wimmernden Tönen, mit gefalteten Händen, die sie ihr entgegenstreckte. Ihr kleiner Kopf mit dem verschrumpften Gesicht wankte hin und her, das graue Rattenschwänzchen fegte ihren Nacken. Und dann, als Lore nicht gleich zu antworten vermochte, fügte sie schrill, unter Tränen hinzu: „Oder ich gehe ins Wasser. Ins Wasser!"

„Mutter! Mutter!" Ludwig lag neben ihr am Boden und umklammerte sie. „Wenn du ins Wasser gehst, dann gehe ich auch mit — dann will ich auch nicht mehr leben!"

Nein, das war kein Coup, um die wehrlose Lore zu überrumpeln. Das war Wahrheit, echte, tiefempfundene Wahrheit, und sie wußte genau, daß ihr Glück — das, was sie bis zu diesem Augenblick für ihr Glück gehalten, an das sie geglaubt — in Scherben zu ihren Füßen lag. Auf



„Und Sie wollen meiner Mutter den Vater wegnehmen, und uns auch . . . uns Kindern . . . Und Sie glauben, das ist erlaubt?“ (S. 219.)

solchen Trümmern ließ sich nichts Neues aufbauen! — Sie hob Luise auf.

„Seien Sie ruhig! Seien Sie ruhig!“ sagte sie tonlos und strich über den grauen Scheitel und das verrunzelte Gesicht. „Ich nehme Ihnen den Gatten nicht!“

Frau von Burnett küßte die schmale, eiskalte Hand, die sie festhielt, und ihre Tränen tropften darauf. „Nicht?“

„Nein, nein!“

„Ist das ganz sicher?“

„Ganz! Noch heute abend verlasse ich die Stadt und gehe fort, weit fort von hier.“

Ludwig stand an den Tisch gelehnt und bohrte seine Augen fest in Lores Gesicht. Diese Frau da vor ihm war bleich und elend, zerstört von Kummer und Gram. Ihre Augen waren so traurig, so todestraurig, und ihre Hände zitterten so sehr! Er wußte plötzlich, daß er ihr einen furchtbaren Schmerz mit seinem Verlangen zugefügt hatte, einen ebenso tiefen, wie ihn seine Mutter erlitten, und sein gerechtes junges Herz zuckte in Mitleid und Kummer. Langsam schob er sich näher.

„Seien Sie versichert,“ sagte Lore eben mit ihrer sanften Stimme, „daß ich keine Ahnung davon hatte, daß Burnett verheiratet war. Sonst hätte alles nicht so weit kommen können, wie es gekommen ist.“

„Ja,“ sagte Luise in ihrer faseligen Weise, „er hat sie alle geliebt, die zu ihm gekommen sind! Keine habe ich gefürchtet! Keine! Nur Sie!“

„Sie sollen mich nicht mehr zu fürchten haben!“

„Aber — ‚er‘ wird es nicht leiden! Er hat mir gedroht, daß er dann doch fortgeht und mich allein läßt, auch ohne Sie. Was soll ich da tun?“

„Ich werde ihn bitten, bei Ihnen zu bleiben, und — bei den Kindern.“

„Ja, die Kinder, das ist es! Was sollen Kinder in der Welt ohne einen Vater! Sie gehören doch zueinander, so lange sie leben.“

Lore faltete die Hände im Schoß.

„Ich bitte Sie, wir können doch nur für ihr äußerliches Wohlergehen sorgen, wir Mütter, nicht wahr? Der Vater, das ist der Erzieher, der Halt im Leben der Kinder," murmelte Frau von Burnett weiter, nur mit sich und ihren Gedanken beschäftigt.

„Mutter!" Ludwig zupfte sie am Ärmel. „Die arme Frau ist krank, wir wollen gehen!"

„Ja, krank — krank im Herzen!" sagte Lore mit schneidendem Weh und preßte die Hände flach gegen die Brust. „Dagegen hilft kein Mittel!"

Ein magerer Kinderarm legte sich zaghaft um ihre Schulter, ein Paar frühreife Kinderaugen sahen sie liebevoll an.

„Arme Frau!" murmelte Ludwig. Und dann — beschämt über die impulsive Teilnahme, die er gezeigt — ging er hastig an das äußerste Ende des Zimmers. Als Feind war er hergekommen, ein Sieger geworden, und doch fühlte er sich wie ein schmachvoll Besiegter und konnte mit diesem Gefühl nicht fertig werden.

Er hatte nicht mehr darauf geachtet, was die Frauen sprachen, jetzt hörte er wieder zu.

„Sie dürfen ihn nicht wiedersehen. Nein, nein! Dann ist alles verloren! Schreiben Sie ihm, was Sie wollen, aber nicht wiedersehen!"

„Das kann ich nicht! Ich gab Ihnen mein Wort, daß alles aus sein soll zwischen mir und ihm, aber den kargen Trost des Abschieds, den lasse ich mir nicht nehmen."

„Ach Gott! Ach Gott!" wimmerte Luise. „Er muß Sie hassen, sonst nutzt es uns doch nichts. Er läuft Ihnen dann doch nach."

„Hassen!" wiederholte Lore traurig. „Er wird mich hassen, seien Sie ruhig!"

Da war Ludwig neben ihr. „Nein, das soll er nicht!" sagte er in seiner altklugen, schroffen Weise. „Sie sind gut — Sie sind sehr gut — und er soll Sie lieb behalten!"

Da nahm Lore den unschönen, unliebenswürdigen Knaben in ihre Arme und küßte ihn auf die Stirn.

„Geh,“ sagte sie unter Tränen, „und bleibe immer so, wie du jetzt bist, so gerecht!“ — — —

Allein geblieben, blickte sie wirr um sich.

Waren das denn noch dieselben Räume, in denen sie neben allem Kummer doch auch oft von Glück geträumt hatte? Das Gück hatte für sie immer nur dasselbe Antlitz gehabt . . . und jetzt lag es zerbrochen im Staube vor ihren Füßen.

Jetzt erst war sie ganz einsam und beklagenswert. — —

Lothar kam behutsam in die leise geöffnete Tür. „Sind sie fort, Mama?“

„Ja!“ — Sie sagte es ganz abwesend und strich dabei gedankenlos über den lockigen Kinderkopf.

„Die alte, eklige Frau — und der alte, eklige Junge? Dann komm und spiele jetzt mit mir.“

Spielen! In dieser Gemütsverfassung! Mit blutigen, ungeweinten Tränen im Herzen! Mit dem Bewußtsein, daß sie ging in wenigen Stunden, ganz — für immer!

„Mein Liebling, ich kann jetzt nicht spielen! — Nachher! Morgen!“

Sie log. Sie wußte, es gab kein Morgen für sie und ihn. Getrennt waren sie, auseinandergerissen für ewig. Ihr war, als müsse ihr das Herz brechen. Nichts ließ ihr das Leben! Nichts von alledem, woran sie gehangen. Eins zu opfern war schon schwer, beides erschien ihr unmöglich.

Sie hätte zu ihrem Manne gehen mögen und flehen: „Laß mich hier! Des Kindes wegen! Ich will nichts von dir! Nichts, als die Nähe meines Kindes! Allem entsagen — mich ganz vergessen — nur für dieses leben!“ —

Sie hatte keine Selbstachtung mehr in diesem Augenblick, keinen Groll, nur eine schreckliche Todesangst vor der einsamen Zukunft. — Aber sie wußte, es wäre eine unnütze Demütigung gewesen.

Er wollte, daß sie ging, er war froh deshalb. —

Sie beugte sich nieder und küßte ihr Kind, mit kalten Lippen und heißen Augen, aber sie durfte sich ihm nicht

eher ganz widmen, ehe nicht auch das letzte abgetan war. Es drängte sie förmlich zu Burnett.

„Geh, Lothar," sagte sie mit tiefem Aufatmen, „geh jetzt zum Jakob in die Küche! Und wenn ich wiederkomme, dann — dann spiele ich mit dir!"

Der Kleine zog aus dem Schürzchen sein zweifelhaftes Taschentuch und wischte ihr die zwei schweren, kalten Tränen weg, die auf ihren blassen Wangen standen. „Siehst du," sagte er triumphierend, „heute habe ich ein Taschentuch! Aber du sollst doch nicht weinen, Mama! Nein, du sollst nicht!"

Sie streichelte sein kleines, lebensfrisches Gesicht und dachte an all die Tränen, die noch ungeweint in ihrem Herzen lagen. Aber jetzt hatte sie wirklich keine Zeit dazu. Sie strich über ihr Haar und setzte den Hut auf. Je eher alles zu Ende war, je besser! — Nicht einmal adieu sagte sie ihrem Knaben. —

Als der Klopfer an der Ateliertür niederfiel, mußte sie länger als sonst auf das Öffnen warten. Dann endlich stand sie Burnett gegenüber.

Sein Äußeres war verwüstet, sein Gesicht fahl, er schwankte ein wenig, als wäre ihm schwindelig.

„Lore! Süße!" sagte er mit einem ganz anderen Ausdruck im Ton als sonst. „Gut, daß du da bist!" —

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Charles! Ich reise heut abend."

„Schon?" fragte er matt und setzte sich auf die Chaiselongue zurück, die er vorhin verlassen hatte.

„Es ist besser so!"

„Ja, es ist besser so!" wiederholte er mechanisch.

„Was fehlt dir, Charlie, bist du krank?" fragte sie besorgt.

„Ich glaube beinahe! Der Schlaf im Freien, in der Feuchtigkeit . . . mir tut der Kopf so weh, Lore! — Und du bist so schön kühl — lege doch deine Hände auf meine Stirn!"

Sie kniete neben der Chaiselongue nieder und zog sei-

nen Kopf auf das Polster, ihn mit ihren kühlen Händen streichelnd.

Gott im Himmel! Mußte sie denn alles auskosten bis auf das letzte? Gab es kein Erbarmen für sie? Sie wollte ihn jetzt verlassen, und er war krank, schwer krank, das empfand sie wohl. Drückender noch war dadurch die Last geworden, die sie schon für unerträglich hielt.

„Warum willst du nicht hierbleiben?“ fragte er nach einer Pause wie im Traum. „Irgendwo in der Vorstadt, wo dich keiner kennt. Du brauchtest dann nicht erst fortzureisen und mich allein hier zu lassen. Was soll ich ohne dich noch, Lore!“

Heiße Tränen tropften über ihr Gesicht. „Charles!“ sagte sie leise, „ich *kann* nicht hier bleiben.“

Er fuhr plötzlich auf und sah sie mit weit offenen, erschrockenen Augen an. Erst jetzt kam ihm wieder die Tatsache in Erinnerung. daß sich seine Frau geweigert hatte, ihn freizugeben. Er strich hastig ein paarmal mit der Hand über die Stirn. „Damit du es weißt,“ begann er dann schnell, „der Schatten, der auf meinem Lebenswege lag — lange schon — und den ich für gar nichts ansah — will sich nicht so schnell verjagen lassen. — Er beansprucht Platz für sich! — Platz! — Jetzt! — Nach so vielen Jahren. — Lächerlich! — Was geht mich meine Frau an! — Ich will sie nicht! — Sie gehört nicht zu mir — nur du, Lore! Nur du!“

Sie bewegte stumm den Kopf.

„Sieh mal, wir brauchen darüber nicht einmal traurig zu sein. Geht es nicht auf die eine, dann geht es auf die andere Art. Sie kann die Scheidung verweigern — ja, das kann sie. Aber sie kann mich nicht halten. Dann leben wir einfach so zusammen; und ich kenne dich, — meine Lore ist großherzig genug, mir auch das Opfer zu bringen! Was liegt im Grunde an all dem Formenkram! Wir beide haben seine Hohlheit gewiß genügend durchschaut. Die Liebe ist es, Süße, die alles adelt. Hörst du? — Alles!“

„Charles!“ sagte sie mit qualvollem Zucken in ihrem

lieben blassen Gesicht, „wir dürfen nicht mehr daran denken! Es ist alles aus — es muß alles zwischen uns aus sein! Ich gab deiner Frau — deinem Sohne mein heiliges Wort darauf."

Er starrte sie entgeistert an. „Du träumst, Lore! Meine Frau — mein Sohn — was gehen sie dich an! Zu mir gehörst du, und mein bleibst du, Himmel und Hölle zum Trotz. Hast du mich verstanden?"

„Ja, Charles, mein Herz bleibt bei dir — aber sonst . . . wir müssen uns trennen — ich kann nicht anders!"

„Das ist Unsinn, Lore — ich lasse dich nicht!"

„Aber ich gehe von dir!"

„Meiner Familie willen?"

„Deshalb."

Sein Gesicht färbte sich dunkelrot, er hieb wie ein Rasender mit den Fäusten auf die Lehne der Chaiselongue ein.

„Du lügst! Du lügst!" schrie er. „So klein — so erbärmlich kann kein Weib sein. — Du nicht!"

„Klein, erbärmlich!" wiederholte sie leise. „Vielleicht ist es doch etwas anderes, und — ich kann nicht anders . . . auch deinetwegen!" Es war nur ein Flüstern, ein Hauch.

Er fuhr auf wie gepeitscht.

„Meinetwegen, sagst du? Es ist nicht wahr! Deinetwegen! Sage es doch — deinetwegen! O! O!" Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, ganz verzerrt sah er aus. „Du scheust dich, die letzten Konsequenzen zu ziehen, nicht wahr? Nicht wahr? Du willst nicht alles geben, ohne alles dafür zu bekommen. Was geht es dich an, daß ich verheiratet, daß ich Vater bin? Den Mann hast du geliebt — den Mann sollst du weiter lieben. Du sollst; denn du bist es mir schuldig geworden." Eisern umspannte er ihr Handgelenk. „Sag' es selbst, Lore! Sag' es selbst!"

Seine Augen waren starr und gläsern; aber eine wahnsinnige Angst glomm in ihren Tiefen, eine Angst, die stärker war als Zorn und Krankheit.

Sie faltete die Hände.

„Ich kann nicht, Charles — ich kann es nicht! Nun nicht mehr, wo ich die Deinen kenne. Lieber sterben! Aber das kann ich nicht auf mich laden! Ich bin kein Dieb, der stiehlt, was anderen gehört, was deren Schatz ist. Es wäre kein Glück, sondern Schmach für mich! Nie und in Ewigkeit etwas anderes!“

„Lore!“ Er rief es drohend, beschwörend, heiser wie ein gehetztes Tier.

Sie senkte den Kopf und schwieg.

Da lachte er auf — zynisch, häßlich, wie sie es nie vorher von ihm gehört.

„So spricht ein Weib!! Mein Weib, dem die Liebe alles sein sollte! Du!! Kannst du mir denn zurückgeben, was du mir jetzt einfach nehmen willst? Bist du nicht meine Schuldnerin auf ewig? Pfui über euch Weiber!! — Aber warum nimmt man euch auch nicht für das, was ihr wert seid? Warum macht man soviel aus euch — stellt euch so hoch? Ihr seid es ja nicht wert! Ihr seid so klein — so erbärmlich klein!“

„Charles!“ sagte sie wehklagend, und Tränen rannen über ihr Gesicht.

„Ja, sieh mich nur an mit deinen lügnerisch hingebenden Augen, in denen ich deine Seele zu lesen glaubte! Hahaha! Hahaha! Alles Lug und Trug und Heuchelei! Oder — ist es nicht so, Lore — hast du dich besonnen? Willst du bei mir bleiben?“ All die furchtbare Angst, die ihn quälte, lag in Ton und Worten.

„Ich kann nicht!“ schrie sie auf. „So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich kann nicht! Lieber will ich sterben. So hat mich noch kein Wort getroffen wie dasjenige deines Knaben.“

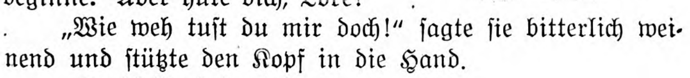
Einen Augenblick senkte er den Kopf. „Meines Knaben!“ wiederholte er sinnend. „Aber was weiß der Knabe von den Gefühlen seines Vaters? Mir, Lore, gehörst du! Kein Gott und kein Teufel soll dich mir entreißen!“

Er war aufgesprungen und ging im Atelier auf und

ab, mit rollenden Augen und schweißfeuchter Stirn, gar nicht er selbst.

„Es ist schon geschehen," sagte Lore langsam. „Ich könnte nicht mehr. Immer stände dein Knabe zwischen uns und mein gegebenes Wort, dem er geglaubt hat."

Er warf beide Arme in die Luft; dann trat er zu ihr und packte sie bei den Schultern. „Und du glaubst, daß ich dich so gehen lasse? So? Nur weil es dir so beliebt! Weib, weißt du denn nicht, was du mir antun willst? Wenn du jetzt gehst, hast du mich zum Bettler gemacht. Mein letztes Gefühl, meine letzte Glut, meine letzte Kraft hast du aus mir herausgezogen und dich daran erquickt, erwärmt und bist erstarkt. Nun bin ich dir nicht mehr nötig, und du wirfst mich beiseite; ich kann ja nun sehen, was ich mit den eklen Resten beginne. Aber hüte dich, Lore!"



„Wie weh tust du mir doch!" sagte sie bitterlich weinend und stützte den Kopf in die Hand.

„So bleibe bei mir!"

„Ich kann nicht!"

Und nun lachte er wieder auf wie wahnsinnig, halb unverständliche Worte murmelnd, lief er aufs neue auf und ab.

„Aber du bist krank!“ Erschrocken stellte sie sich ihm in den Weg und sah ihn an.

„Soll ich etwa lachen und singen, nun du mir den Laufpaß gibst? Ich bin bankerott, Lore, an Leib und Seele!“

Es war ein qualvoller Aufschrei, der sie eisig von Kopf bis Fuß überrann.

„Bleibe bei mir!“ Wie ein Ertrinkender streckte er ihr die Hände entgegen; seine Augen glühten.

„Ich kann nicht!“

„Lore, o Lore, wie soll ich denn leben ohne dich? Lore, meine Lore, mein Ein und Alles, bleibe bei mir, gehe nicht! Sieh, das ist ja alles Unsinn und Ungerechtigkeit und Niedertracht der Menschen. Wir gehören zusammen in Zeit und Ewigkeit, wir beide! Nur wir beide!“ Er hatte ihren Kopf gepackt und tastete an ihm herunter über Hals und Schultern und Hüften; dann warf er sich wild vor ihr auf die Knie. „Nie lasse ich dich, nie!“

Der Schrei, den sie ausstoßen wollte aus tiefstem Herzen, erstickte. Sie fühlte, jetzt war der Augenblick der Entscheidung. Blieb sie — wurde sie schwach; wollte sie ihn freigeben — so mußte sie gehen — jetzt — unverzüglich.

Der Knabe! Dem Knaben hatte sie es versprochen!

Mit der einen Hand griff sie nach Hut und Mantel, mit der anderen strich sie ihm zärtlich über das feuchte Haar. . . „Später wirst du mir gerechter werden,“ flüsterte sie erstickt. „Ich liebe dich so sehr, mein Geliebter, und wenn ich jetzt gehe . . .“ Sie sagte nichts mehr, sie fand keine Worte. Sich losreißend stürzte sie zur Tür hinaus, ihre Sachen in der Hand.

Auf dem ersten Absatz der Treppe blieb sie herzklopfend, zitternd stehen, um sich anzukleiden. Dabei sah sie mit schreckensstarren Augen immer nur rückwärts, ob er nicht käme, sie zurückholte, sie zwänge, bei ihm zu bleiben — ihrem Versprechen zum Trotz.

Aber er kam nicht. Die Tür blieb geschlossen, und Lore konnte ungehindert gehen. Sie sagte sich, daß es so

am besten wäre, daß er gesunden und dann alles in anderem Lichte sehen würde, und doch fraß es ihr am Herzen, daß er sie so gehen ließ, so! Ohne einen letzten Kuß, ohne Abschiedswort, ohne ein letztes „Auge in Auge blicken!“ Es kränkte sie, daß sie fast im Zorn geschieden. — Fortwährend sah sie sich um, ob er ihr nicht nachkäme, nicht doch noch einmal zu ihr sprechen müßte; aber nichts, nichts! —

Sie ahnte nicht, daß, als die Tür hinter ihr zufiel, Burnett aufgesprungen, aber in demselben Augenblick besinnungslos wie ein gefällter Baum zu Boden gestürzt war und so liegen blieb. Erst vierundzwanzig Stunden später fand man ihn und schaffte den in wilden Typhusphantasien Tobenden nach Hause. — —

Wie still umfing Lore diesmal ihre Häuslichkeit! Waren es die furchtbaren seelischen Erregungen der letzten Stunden, daß alles in ihr wie gestorben schien? — Sie wusch sich das Gesicht, und dann hatte sie auf einmal heiße, leidenschaftliche Sehnsucht nach ihrem Knaben. Wie glücklich doch solch ein Kindergemüt, an dem noch alle Qual der Welt eindruckslos abgleitet!

„Lothar!“ rief sie, die Tür öffnend. „Lothar!“

Alles blieb still. Nur einen einzigen Kuß wollte sie auf den Lockenkopf drücken, fühlen, daß sie ihn noch besaß, dann wieder weiter auf ihrem trostlosen Weg in die Fremde hinaus!

Nach einem Weilchen, währenddessen sie wartete, kam Theren herein. Sie hatte gar nicht gewußt, daß er zu Hause war.

„Du kommst von Burnett?“ fragte er. „Hast du mit ihm gesprochen?“

Sie nickte. „Es ist alles aus!“ sagte sie tonlos.

Er wollte fragen; aber der Ausdruck ihres verweinten, verwüsteten Gesichtes zwang ihn doch, davon abzustehen.

„Lothar . . . wo ist Lothar?“ murmelte sie unruhig.

„Fort. Sophie hat ihn mitgenommen; es erspart euch den Abschied. Es war am besten so.“

Sie sah ihn entgeistert an; dann ballte sie die Hand

zur Faust, um nach ihm zu schlagen. Sie machte auch eine Bewegung auf ihn zu — in demselben Moment aber stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und sank in die Knie, dann noch einen, schrill, langandauernd und fiel mit dem Gesicht auf den Teppich. Keine Träne hatte sie, nur diesen einen wimmernden, langen Schrei.

Theren ging und schloß die Tür.

Als Lore sich erhob, war es ganz still und tot in ihr.

Betrogen um den letzten Abschiedskuß ihres Kindes — betrogen um das letzte Liebeswort des Geliebten, hatte sie nur eins noch zu tun — zu gehen.

Und sie ging. Spät abends verließ sie das Haus. Es regnete, nicht heftig, aber durchdringend, fein und anhaltend; die Luft war dunstig und unwirtlich, so daß man sich keinen warmen, leuchtenden Sonnentag mehr vorstellen konnte.

Theren hatte lange vor ihr das Haus verlassen. Die Gatten hatten sich ja nichts mehr zu sagen, und er liebte ohnehin keine zwecklosen Aufregungen. Lore vermißte ihn nicht. Während die Dienstboten ihre Koffer auf die Droschke hoben, stand sie regungslos vor der schweren Haustür, die erst mit leisem Schurren, dann mit langtönendem Dröhnen hinter ihr zufiel. Auf dieses Dröhnen hörte sie aufmerksam. Und plötzlich fiel ihr Nora ein, die auch ging, fort von Mann und Kindern, hinaus in die weite Welt. Was wohl Nora empfunden hatte in jenem Moment? Lore war sich dieses trennenden Augenblicks kaum deutlich bewußt; eine automatenhafte Ruhe hatte sich ihrer bemächtigt.

Was wohl aus Nora geworden war draußen in der weiten Welt? Und was wohl aus ihr werden würde?

Nicht einmal neugierig war sie darauf. Sie sah nur deutlich, daß der eine Koffer schwankte und empfand Angst davor, daß er herabstürzen könnte; das kam ihr am schärfsten zum Bewußtsein und dann die häßliche Feuchtigkeit des nebligen Regens.

Sie entsann sich, daß sie zum Abschied dem Burschen

und dem Mädchen die Hand gereicht; aber außer dem eigentümlichen Dröhnen der zugefallenen Tür nahm sie keine Vorstellung mit in das neue Leben hinein, das schon diesseits dieser Tür für sie begann. —

Als der Schnellzug die Station verließ, blickte sie mit zusammengelegten Händen, stumpf dasitzend, zum Fenster hinaus. Sie sah die nassen Schienenstränge in dem unsicheren Licht gleißen und glänzen wie langgestreckte Schlangen; sie sah den dichten, weißen Dampf, der, durch die dicke, feuchte Luft herabgedrückt, in Schwaden an ihrem Fenster vorüberzog, und auf einmal sprang sie auf und preßte das Gesicht gegen die Scheibe. Stand da nicht ein liebes, bekanntes Gesicht und winkte und grüßte?

Nichts! — Tiefe Nacht draußen und Einsamkeit in ihr. —

Kurze Zeit darauf fiel sie in einen schweren, traumlosen Schlaf, den Schlaf tiefster seelischer und körperlicher Ermattung. —

XVIII.

Die Schule war aus.

Aus der weitgeöffneten Tür des roten Steinhauses drängte sich eine losgelassene Horde Knaben, den Ranzen unter dem Arm, die Mützen keck oder philiströs auf die schwarzen, blonden, braunen Köpfe gedrückt. Meist lebhafte, frische, aufgeweckte Gesichter mit blitzenden Augen und lachendem Munde. Auf der Straße stob der Schwarm auseinander, nur die denselben Heimweg hatten, schlossen sich fester zusammen. Ein bildhübscher, dunkler Krauskopf ging mit hängender Unterlippe und zornigem Gesicht allein seines Weges, ohne sich um die anderen zu kümmern; er mochte erst zwölf Jahre zählen, aber seinen Zügen merkte man an, daß er schon einen stark entwickelten, ausgeprägten Charakter besaß, der nach der schroffen Seite hinzuneigen schien.

Er hatte sich geärgert, das war klar.

Ein blasser, blonder Knabe, nicht viel älter als er, trat zu ihm und begann ihm gütlich zuzureden.

„Laß doch den Paul, Lothar, du weißt ja, wie er ist. Er muß immer irgendwo hetzen und lügen. Wir alle kennen ihn und geben gar nichts auf sein Reden.“

Der Kleinere, Gedrungenere blieb stehen und sah den Sprecher mit blitzenden Augen an: „Hat er gesagt, ich habe gemogelt? Hat er gesagt, ich habe abgelesen — obwohl es doch nicht wahr ist?“

„Ja, das hat er.“

„Nun — ich laß mir nicht an meine Ehre greifen, Arnulf, ich nicht!“ Er ballte die kräftige, rötliche Hand zur Faust und schüttelte sie. „Ich laß mir von keinem Menschen etwas gefallen — von keinem! Hörst du? Dafür bin ich Lothar Theren!“

Der andere schob den aufgeschnallten Ranzen etwas höher. „Ach Gott, und ich bin Arnulf von Burnett; das ist auch recht was! Darum muß man sich doch alles gefallen lassen, so lange man ein Kind ist.“

„Ich nicht, das möchte ich mal sehen! — Aber freilich, dein Vater ist lange tot.“

„Ja, ich war noch klein.“

„Und darum wirst du auch wohl nicht so sein wie andere Jungen,“ vollendete Lothar seinen philosophischen Satz, nicht ohne eine kleine Spur mitleidiger Duldung im Ton.

„Kann sein. Ich hasse alles Prügeln und Schimpfen und Schlagen.“

Lothar sah ihn geringschätzig an. „Ein Glück, daß sie dir die langen Haare abgeschnitten haben,“ sagte er endlich. „Damit sahst du auch gar zu sehr wie ein Mädchen aus. Jetzt geht es schon besser. Aber ein richtiger Junge bist du darum doch noch nicht geworden.“

„Ich will ja gar nicht,“ verteidigte sich Arnulf lachend.

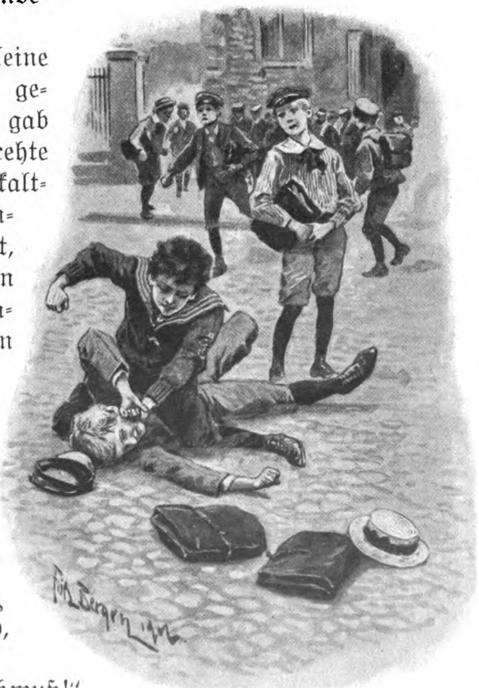
In diesem Augenblick ging ein lang aufgeschossener, semmelblonder, sommersprossiger Bursche an ihnen vorüber und drehte ihnen eine Nase.

„Der Paul! Der Frechsack!“ schrie Lothar. Helle Wut saß ihm in dem hübschen Kindergesicht, der Ranzen fiel irgendwo auf den Straßendamm, und mit geballten Fäusten stürzte er sich auf seinen Gegner.

Das alles ging rasend schnell vor sich; auch die nächste Szene. Der Kleinere unterlief den Größeren, packte ihn, riß ihn zu Boden, wälzte sich mit ihm im Straßenstaub, und dann saß er plötzlich auf seinem überwundenen Gegner, hielt ihn beim Schopf und puffte ihn erbarmungslos mit der Faust auf die Brust und in das Gesicht.

„Willst du jetzt sagen, daß du vorhin gelogen hast?“ knirschte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Willst du?“

„Ja, ja!“ stöhnte der andere, dem kein Zappeln half, und der sich sehr unbehaglich befand.



Da sprang der kleine Berserker ebenso geschwind auf und gab den Besiegten frei, drehte sich um und nahm kaltblütig seinen Ranzen auf. Kein Wort, kein Blick streifte den anderen mehr, um dadurch gewissermaßen noch seinen Sieg zu unterstreichen. Er war großmütig wie jeder, der edlem Empfinden zugänglich ist.

„Du bist wie ein Löwe!“ sagte Arnulf halb tadelnd, halb bewundernd.

„Ich tue nur, was ich muß!“

Er klopfte den Staub von seinem dunkelblauen Matrosenanzug und rückte den verschobenen Kragen zurecht. Dann sagte er noch so nebenher: „Mein Vater ist doch Offizier, da muß ich wohl tapfer sein."

Sein Gesicht brannte, und ein wenig schmerzten ihn auch Rücken und Schultern, denn so ganz leicht war ihm der Sieg nicht geworden; aber eher wäre er gestorben, als daß er ein Wort davon gesagt hätte. Seine Ehre war rein gewaschen, das war das einzige, woran er dachte.

Eine Menge Knaben hatten sich um die Kämpfenden geschart, es fehlte nicht an Parteinahme, denn Lothar war als Raufbold bekannt, und manch einer hätte ihm die Puffe gegönnt, auch reizte sie sein überlegenes Selbstbewußtsein. Aber er verlangte von keinem irgend welche Anerkennung, er tat immer nur, was er tun mußte, aus einer Naturnotwendigkeit heraus, durch die er sich blindlings leiten ließ. Jetzt nahm er seine Mütze vom Kopf und wehte sich Luft damit zu, denn seine schmale Brust arbeitete noch heftig von der Anstrengung, während er ruhig neben seinem Freunde vorwärtsging.

Auf einmal zuckte er heftig zusammen und fuhr mit der Hand nach dem Kopf.

Arnulf war mit ihm stehen geblieben, sie drehten sich beide um. Fünfzig Schritt etwa hinter ihnen sahen sie das höhnisch lachende Gesicht des vorhin Besiegten mit ein paar anderen Jungen um die nächste Straßenecke biegen.

„Paul hat mich geschmissen," sagte Lothar nach ein paar Sekunden.

„Hast du es gefühlt? Hat es dir weh getan?" fragte Arnulf besorgt.

„Ja, weh hat es wohl getan. Ich glaube, es war ein Stein."

„Das ist gemein, so von hinten her."

„Paul ist immer gemein."

Lothar setzte seine Mütze auf und machte ein paar Schritte vorwärts, dann blieb er wieder stehen. „Du — das ist häßlich da hinten — das macht mich schwindlig."

Arnulf ging um seinen Freund herum und schrie laut auf.

„Du blutest ja, Lothar, du blutest sehr.“

Der fuhr sich mechanisch an den Hinterkopf; ein glitschiger nasser Streifen zog sich durch das Haar, und nun fühlte er auch, daß es ihm in den Nacken rann. Mechanisch zog er sein Taschentuch hervor und wischte.

„Ich will nur einen Augenblick stehen bleiben.“

Die Straße war einsam, die wenigen Vorübergehenden kümmerten sich nicht um die halbwüchsigen Jungen. Lothar trat an das nächste Haus und lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer, denn er begann alles schwankend zu sehen und hatte nur den ängstlichen Wunsch sich festzuhalten. Seine Finger krallten sich in die Mauer, ihm wurde schrecklich übel.

Über Arnulfs Gesicht liefen helle Tränen, er wußte sich nicht zu helfen, nur Lothars Büchermappe hielt er krampfhaft fest. Ratlos blickte er Straße auf, Straße ab, die Last der Verantwortung drückte instinktiv sein junges Herz, und dann schrie er heftig auf und stürzte einem kleinen, schmalbrüstigen Menschen entgegen, der eben um die Ecke bog.

„Ludwig! Gott sei Dank, Ludwig! Sieh doch mal, was geschehen ist.“

Der Schrei hatte Lothar aus seiner halben Betäubung aufgerissen, er öffnete die Augen — es stand ja alles wieder fest, Häuser, Laternen, Menschen — dann ging es auch wieder.

Mit fliegenden Worten erzählte Arnulf das Geschehene. „Es war gemein von Paul,“ schloß er aufatmend.

„Wirklich gemein!“ wiederholte Lothar energisch und griff nach seinem Ranzen. Mit diesem Ausspruch hatte er den anderen in seinen Augen getötet, denn ein gemeiner Mensch existierte nicht mehr für ihn.

„Halt, mein Bürschchen,“ sagte aber Ludwig und nahm Lothar den Ranzen wieder weg, „so schnell wollen wir doch nicht fahren! Du hast ja ein käseweißes Gesicht und eine

ganz spitze Nase. Vor allen Dingen wollen wir dich erst nach Hause bringen."

Lothar schob die Brauen zusammen. „Nein, das will ich nicht. Papa würde mich auslachen, und die Mama lamentieren, das vergeht schon wieder von selbst."

Ludwig faßte ihn bei der Schulter und sah ihn prüfend an. „Wer bist du denn eigentlich, du Held?"

„Lothar Theren," war die kurze Antwort, denn sein Selbstgefühl sträubte sich gegen die Art und Weise dieses jungen Mannes.

„Lothar Theren! — So, Lothar Theren," wiederholte Ludwig.

Die drei gingen schweigend ein Stückchen miteinander. Lothar kämpfte mit aller Gewalt gegen das Übelbefinden an, das ihn immer wieder befiel, er schämte sich seiner Schwäche vor den anderen, und doch half es nichts, er unterlag.

Ludwig bemerkte es zuerst. „Du bist ja ganz weiß im Gesicht," sagte er besorgt, „so geht das nicht. Komm, hier sind Bänke, da setzen wir uns erst einmal."

Sie bogen in eine schattige Promenade ein, und auf die erste Bank brachten sie den wieder halb Bewußtlosen.

„Sein ganzer Anzug ist voll Blut," berichtete Arnulf schaudernd. Dem zarten, empfindlichen Knaben verursachte der Anblick Übelkeit.

Ludwig faltete sein Taschentuch zusammen und gab es dem Bruder. „Mache es am Brunnen naß und deines auch."

Währenddessen sah er in das kleine todblasse Gesicht, das mit geschlossenen Augen matt zur Seite hing. — Die Erinnerung an jene Frau wurde wieder in ihm lebendig, der er vor Jahren als Kämpfer um das Glück seiner Mutter gegenüber gestanden. Er hatte die Szene nie vergessen! Unverwischbar war sie seinem jungen Gemüt eingeprägt.

Er hätte diesem kleinen Leidenden gern etwas Liebes tun mögen, aber er wußte nicht recht wie, viel Reden, ein sich nach außen Ausgeben war seine Sache nicht.

Das kalte Wasser brachte Lothar bald wieder zu sich,

und sein erstes Gefühl war Zorn gegen seine eigene Schwäche.

„Zu dumm!“ sagte er empört und faßte mit der Hand nach der schmerzenden Stelle. „Sie müssen nicht glauben, daß ich so empfindsam bin.“

Das als halbe Entschuldigung zu Ludwig. Der tröstete ihn sofort.

„Du bist arg verletzt, das hält ein Stärkerer auch nicht aus — geh' gleich nach Hause und lege dich zu Bett.“

„Fällt mir gar nicht ein! Wegen so eines lumpigen Lochs! Nur, daß es eine Gemeinheit war.“

Er mußte doch wieder eine Stütze suchen, und der Kopf bohrte und brannte ihm zum Zerspringen.

„Wie bist du doch deiner Mutter ähnlich,“ sagte Ludwig, der ihn nicht aus den Augen gelassen hatte, plötzlich.

„Der Mutter? — Aber die hat ja rote Haare und hellblaue Augen. Außerdem ist sie nicht mal meine rechte Mutter.“

„Die meine ich auch nicht. Ich meine eben die andere — deine richtige Mutter.“

Lothar richtete sich jäh auf, seine Stirn zog sich in Falten, und ein böser Zug entstellte das hübsche Knabengesicht.

„Ach die!“ — Ein Ton tiefster Verachtung. „An die denkt doch kein Mensch mehr! Und außerdem ist sie gestorben!“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Mein Papa und Tante Sophie.“

„Das kann nicht sein,“ widersprach Ludwig heftig. Ich habe erst kürzlich ein Buch von ihr gelesen mit eurem Namen . . .“

„Das soll sie hübsch bleiben lassen,“ fuhr Lothar gereizt auf. „Wir wollen alle nichts mehr von ihr wissen, wenn sie auch noch lebt. Ich werde es ihr verbieten, wenn ich erst groß bin.“

„Warum?“

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. „Sie taugte nichts! Sie hat uns Schande gemacht.“

Ludwigs Hand schloß sich fest um die unwillig zuckende des Knaben. „Schäme dich,“ sagte er mit Nachdruck, „deine Mutter war ein Engel.“

Zwei blitzende Augen bohrten sich in die seinen, und höhnend sagte Lothar: „Das werden Sie gerade wissen.“

Was fragte Lothar in diesem Augenblick nach dem schrecklichen, pochenden Schmerz im Kopf, dem rinnenden Blut! Ein rauher Finger hatte schonungslos an dem wunden Fleck in seiner empfindlichen Knabenseele gerührt, und der Schmerz war im Augenblick stärker als jeder andere. Niemand ahnte ja, wie oft er sich schon in Scham und Gram verloren hatte, wenn ihm zum Bewußtsein kam, daß seine eigene Mutter einen Schandfleck in seinem jungen Leben bedeuten sollte, dessen er nicht zu gedenken wagte, daß ihm nur sein Vater blieb, einzig und allein sein Vater, denn die Stiefmutter war ihm fremd geblieben von Anfang an. Und der Vater füllte das liebebedürftige, kleine Herz nicht aus, das sich in leidenschaftlichem Sehnen verzehrte. Und deshalb haßte er die verlorene Mutter um so intensiver, weil er sich schmerzlich danach sehnte, sie lieben zu können.

„Gewiß weiß ich das, denn ich habe sie gekannt.“

Lothar erblaßte, wieder wurde ihm schwarz vor den Augen, und das Läuten in den Ohren begann von neuem.

„Gekannt?“ stammelte er ungläubig.

„Ja! Und alle die Jahre habe ich sie nicht vergessen — immer wieder habe ich an sie denken müssen — und sie lebt auch — sie muß leben! Sie muß glücklicher geworden sein als bei euch. Das Leben wäre ja sonst zu ungerecht.“

Zwei entgeisterte Knabenaugen starrten ihn an; die blassen Lippen suchten Worte zu bilden — es ging aber nicht.

„Armer Kerl,“ sagte Ludwig mitleidig und legte den Arm um ihn. „Ich hätte dir das jetzt vielleicht nicht erzählen sollen, du bist so schwach.“

Mit einem tiefen Seufzer fiel Lothars Kopf auf die

Brust herab. — Als er wieder zu sich kam, sah er in Arnulfs ängstlich vorgeneigtes Gesicht, dem große Tränen in den Augen standen.

„Du Waschlappen!“ sagte er in mitleidiger Verachtung, und dann richtete er sich auf. „Wir können jetzt gehen, mir ist wieder besser.“

„Du bist ein tapferer Junge,“ stärkte ihn Ludwig anerkennend; und dann ging es langsam, Schritt für Schritt vorwärts.

„Du wirst spät kommen,“ sagte Arnulf besorgt.

„Das schadet nichts. Nach mir fragt doch niemand.“

„Soll ich morgen kommen und nach dir sehen?“

„Unsinn! Morgen bin ich in der Schule; das Ding am Kopf heilt ja bald.“

Sie hatten ihn die Treppe hinaufgeführt und oben geläutet, Arnulf lehnte den Schulranzen gegen die Tür. Ehe der Bursche zum Öffnen kam, richtete Lothar einen scheuen Blick auf Ludwigs Gesicht, er öffnete auch den Mund, sagte dann aber kein Wort, nur ein schneller, kurzer Händedruck, und er wankte in die geöffnete Tür. Ludwig hatte die stumme Frage wohl verstanden, er nickte hastig.

„Herr Jesus!“ schrien Bursche und Mädchen, als sie den mit Blut befleckten, wankenden Knaben erkannten, und hatten nicht übel Lust, sich in weiteren Ausrufen zu ergehen.

„Laßt mich in Ruh!“ brummte Lothar grob.

Er ging in das Hinterzimmer, das er mit seinen beiden kleineren Geschwistern teilte, und setzte sich still auf einen Stuhl. Der Schwindel und die Übelkeit drohten ihn wieder zu überwältigen.

Inzwischen kam auch Lydia, vom Mädchen benachrichtigt.

„Du bist doch ein schrecklicher Raufbold, Lothar,“ sagte sie gleichmütig. „Dein Loch im Kopf ist dir ganz dienlich. Aber dein ganzer Anzug ist verdorben. Dir gute Sachen zu kaufen lohnt sich wirklich nicht.“

Er warf auf die starke Frau, die er jetzt Mutter nannte, einen mißächtlichen Blick, der ihrer absoluten Unkenntnis der Dinge galt, die sich in einer Knabenschule abspielen, aber er sagte nichts und klagte nicht. Das tat er überhaupt nie.

„Wie du wieder aussiehst!“ sagte sie mit zusammengefalteten Händen, ging um ihn herum und besah ihn von oben bis unten. „Da soll man nun Geduld mit dir haben! Du kannst nicht erwarten, daß sich einer von uns um dich kümmert, dazu machst du doch zu viel dumme Streiche.“

Sie ging wieder hinaus. Der Anzug war nun doch verdorben, das Loch heilte von selbst wieder zu, weshalb sich also unnütz aufregen. — Von vorn schickte sie die Kinderfrau mit dem Jüngsten auf dem Arm, damit sie nach dem Knaben sähe.

Lydia war durchaus keine schlechte Frau. Sie liebte ihren Mann in ihrer Weise, kleinlich, unnachgiebig, etwas despotisch, und hatte mit ihrer Manier viel mehr erreicht als Lore je erreicht haben würde. Denn Theren fürchtete sie, ihre Eifersucht, ihr stetes Beharren auf einem Punkt, bis sie durchgesetzt, was sie wollte; er war ein ziemlich lenksamer Ehemann geworden.

Lydia behandelte Lothar nicht schlecht, aber gleichgültig. Ohne einen Funken von Liebe oder Interesse, ließ sie ihn seines Weges gehen, denn ihr selbst kaum bewußt, lebte eine geheime Eifersucht auf ihn in ihrem Herzen. Sie hatte nur Töchter, und der Vater hing am meisten an dem Sohn, der täglich seiner Mutter ähnlicher wurde. Diese Mutter haßte sie, still aber heftig, und durch sie den Sohn. Es half nichts, daß sie jetzt an deren Platz stand, daß Theren selbst seine gewesene Frau vor ihr und dem Knaben oft genug bitter verunglimpfte, sie hatte sie gesehen und instinktiv ihre Überlegenheit empfunden.

Von dem Druck, daß die andere turmhoch über ihr stand, konnte sie sich nicht frei machen, und das beleidigte ihr Selbstgefühl und ließ sie Lore hassen, obgleich sie ihr nirgends im Wege war. —

Als die alte Kinderfrau eintrat, versuchte Lothar gerade seine Schulaufgaben zu machen. Er hatte die Zähne fest zusammengebissen, denn er wollte den Kampf mit dem Körper aufnehmen, dessen Schwäche ihn beschämte.

„Das ist ja Unvernunft!“ sagte Christine und nahm ihm mit energischem Griff das Buch weg. „So'n Loch im Kopf macht ja jeden Menschen krank, Jungchen!“

Er fand diesmal keine ungezogene Antwort wie sonst wohl, wenn er sein Ehrgefühl gekränkt glaubte. So furchtbar wie der Kopf schmerzte, war es ihm eine Wohltat, die Stirn gegen die Röcke der alten Frau zu pressen und ihr Streicheln zu dulden. Er war körperlich ganz geknickt.



Sie brachte ihn zu Bett, legte Wasser auf die Wunde und schloß mitleidig die dunkle Gardine.

„Ja so ein armes Kind!“ dachte sie dabei, „da sieht man doch gleich, was eine rechte Mutter ist! Sollte man eins von unseren Kleinen so daliegen, da ginge die gnädige Frau gewiß nicht aus dem Zimmer. Aber um den hier kümmert sich kein Mensch.“

Lothar lag stumpf vor sich hinbrütend in halbem Fieber, aber er schlief nicht ein. Ihm war nur immer als müsse er etwas suchen — etwas, das in dämmerhaften Umrissen aus der Vergangenheit zu ihm herüber wehte, an

das er niemals mehr gedacht hatte — leidenschaftliche Liebkosungen, Tränen, liebe Worte, an ihn gerichtet von einer Frauenstimme, und der sie gehörte — das war seine Mutter . . . Schmerzliche Sehnsucht nach der einen befiel ihn, der er doch einmal so viel gewesen. Eine Sehnsucht, die ihm das Herz zusammenschnürte, und deren er sich schämte. Fest kniff er die Augenlider zu, um das Feuchte nicht hinauszulassen, das er plötzlich zwischen den Wimpern fühlte.

Er hatte niemals viel über seine Mutter nachgedacht, der man den Stempel des Verächtlichen aufgedrückt, so lange er denken konnte. Er hatte das einfach hingenommen wie etwas Unabänderliches, dem man möglichst mit Worten und Gedanken aus dem Wege ging. Auch daß sie gestorben sein sollte, war ihm gleichgültig gewesen; seine weicheren Gefühle waren ja ohnehin nicht sehr entwickelt worden. Jetzt aber, nach Ludwigs Erzählung, war ihm ganz seltsam zumute.

Ein Fremder mußte kommen, ihm das zu sagen, die Nächststehenden hatten ihn also belogen! — Das wurmte und fraß an seinem leicht verletzten, trotz aller Kindlichkeit leidenschaftlichen Herzen. Ein Chaos von aufgeregten Gedanken überflutete ihn. Der Vater war bisher immer sein Ideal gewesen, ihm hatte er nachzueifern gesucht in allen Dingen, selbst bis in kleine Äußerlichkeiten hinein, aber wenn er gelogen hatte . . .

Lothar haßte und verachtete auf der Welt nichts so sehr, wie die Lüge . . . dann sank er allerdings in seinen Augen tief — sehr tief! — Und diese halb instinktive Angst, daß das Leben imstande sein sollte, ihm etwas von dem Schönen zu nehmen, das er sich in kindischer Anbetung zusammengetragen, daß er gegen jede Erkenntnis, traf sie ihn auch noch so schwer, machtlos sei, das verstärkte sein Fieber und machte ihn krank. Er war noch so jung — aber von tiefer Empfindung durchglüht, die ihm das Schwinden jeder Illusion zu einem schweren, bitteren Kampf machte.

Vom Wohnzimmer der Eltern her drang das Lachen

und Plaudern der kleinen Schwestern. Sie konnten froh sein, sie hatten ja eine Mutter! — Um ihn kümmerte sich keiner. Auch der Vater nicht. Man mußte ihm wohl gesagt haben, er schliefe, denn Theren hing sehr an seinem Sohn; aber Lothar empfand tief die Einsamkeit der Vernachlässigung, und langsam schlichen die beiden Tränen über seine Wangen. Er wischte sie nicht ab, er war ja allein, aber zum erstenmal preßte er in schmerzlicher Sehnsucht die Hände zusammen und stammelte, von den Kissen halb erstickt, von niemand gehört, ein einziges Wort: „Mama!" —

Und dann verfiel er in fieberisch wirren Halbschlaf. —

Nach ein paar Tagen war er schon wieder auf; mit kahlrasiertem Schädel, das Loch fest verklebt, saß er am Tisch und arbeitete. Sein Gesicht war etwas blasser und schmaler, aber sonst hatte er die derbe Konstitution seines Vaters, geistig und körperlich. Auch die sehnsüchtig sentimentale Anwandlung nach der Mutter hatte er mit aller Gewalt bekämpft; er war eben eine Natur, die sich ungern beugen ließ, sich ungern irgend einem unfruchtbaren Gedanken hingab. Natürlich gab er sich noch keine Rechenschaft über sein Empfinden, aber unwillkürlich lehnte er sich mit aller Kraft gegen das auf, was ihm gegensätzlich war.

Die Kinderfrau, die ihn mitleidig gepflegt hatte, fuhr er zum Dank dafür noch einmal so grob an, nur um ihr nicht zu zeigen, daß er seitdem ein Gefühl von Anhänglichkeit an sie hatte; aber gegen seine Stiefmutter regte sich ein gewisser argwöhnischer Groll, obgleich sie ihm nichts getan, nur nach wie vor ihre Gleichgültigkeit gegen seine Person gezeigt hatte. Zuweilen sah er sie mit Augen an, als sähe er in ihr einen Eindringling, der ihn um das Beste im Leben betrogen hatte. Aber was war dieses Beste? — Er verbot sich selbst alles Grübeln darüber, denn im Herzen und Küssen, nach dem sich der Kranke wohl gesehnt hatte, bestand für ihn, nun er wieder gesund war, doch nicht das Beste im Leben! Er würde es nicht einmal geduldig ertragen haben, darin kannte er sich.

Und doch war seit Ludwig von Burnetts Mitteilungen ein Wendepunkt in seinem bisherigen geistigen Dasein eingetreten, das fühlte er genau, aber davor stand er wirr und ratlos und wußte sich nicht recht zu helfen.

Arnulf kam nach Schluß der Schule, um seinen Freund zu besuchen; er saß ihm gegenüber und schlenkerte mit den Beinen, denn nun, nachdem aller Schulklatsch erledigt war, wußte er nicht recht mehr zu reden, und Lothar half ihm nicht. Zwar hatte er die Bücher zur Seite geschoben, aber er zeichnete allerlei Figuren auf ein Stück Papier und sah nicht auf.

„Siehst du aber toll aus mit deinem kahlen Kopf!" sagte Arnulf endlich kichernd.

Lothar strich gleichmütig über die Stoppeln. „Wird schon wachsen," sagte er kurz.

„Weißt du, ich werde wieder gehen."

Der Rekonvaleszent nickte.

Arnulf ging auch, aber auf dem dunklen Flur faßte ihn plötzlich die Hand des Schulkameraden.

„Woher kennt denn dein Bruder Ludwig meine wirkliche Mama, und was weiß er alles von ihr?" fragte eine heisere, erregte, flüsternde Stimme. Er hatte nicht fragen wollen, aber nun war es ihm doch auf die Lippen getreten, gegen seinen Willen, und ihm war, als beginge er damit beinahe ein Verbrechen gegen seinen Vater.

„Mir hat er nichts erzählt — aber wenn du ihn fragst — dir wird er es schon sagen," flüsterte Arnulf. „Willst du nicht mal Sonntag zu mir kommen?"

„Ja! — Wenn ich kann. — Ist dann dein Ludwig zu Haus?"

„Sonntags immer."

Wie zwei kleine Verschwörer tuschelten sie auf dem dunklen Korridor, und einem von ihnen schlug das Herz so heftig, als plane er ein Unrecht.

Als er wieder zu seinen Büchern zurückkam, saß die kleine Erna auf seinem Stuhl und malte lustig mit einem Bleistift Linien in seine halbvollendete Arbeit, die sie ihm

dadurch verdorben hatte. Ziemlich unsanft setzte er sie auf den Boden, schlug sie aber nicht, trotz des Schadens, den sie ihm verursacht hatte. Der Hauptzug seines Charakters war Großherzigkeit gegen Schwächere, und diesem Zug verdankte Arnulf seine Freundschaft.

Erna aber nahm die Sache schief und brüllte, als wenn sie am Spieß stak. Lydia stürzte herein, mit ihr die Kinderfrau, das Jüngste auf dem Arm.

„Du abscheulicher Junge," schrie sie und machte gegen Lothar eine Faust. „Was hat er dir getan, Liebchen?" Sie hob die Kleine auf den Arm und sah bitterböse aus.

„Nichts!" sagte Lothar lakonisch.

„Er hat dich geschlagen, Liebchen, nicht wahr?"

Die Kleine nickte, halb boshaft, halb unbewußt.

Lydia, die heute ihren schlechten Tag hatte, trat dem Stiefsohn ganz nahe, ihre Augen funkelten. „Untersteh dich!" schrie sie drohend. „Ich lasse meine Kinder nicht von dir schlagen, verstehst du?"

„Ich habe Erna nicht geschlagen."

„Doch! Widersprich nicht immer! Du bist eine heimtückische, verstockte Range! Tust du es noch einmal, sollst du mal sehen!" — Sie machte eine Armbewegung, als wollte sie ihn schlagen, die funkelnden Augen jedoch, die sich drohend in die ihrigen bohrten, hielten sie im letzten Augenblick davon zurück.

Schweigend, aber keuchend vor Erregung stand Lothar hart vor ihr. Jeder Muskel seines straff aufgerichteten Körpers, jeder Zug seines Gesichts schien zu sagen: „Hüte dich, rühre mich nicht an."

Lydia war feig, sie zog sich einen halben Schritt zurück.

„Ich werde es dem Vater sagen, daß du deine Strafe bekommst," sagte sie zornig und ging hinaus, das Kind mit sich nehmend.

Die Fäuste auf dem verdorbenen Papier, blieb Lothar am Tische sitzen und starrte vor sich hin. — Wie ungerecht sie alle waren! Glaubten dem kleinen Ding und nicht ihm,

der doch noch nie mit Bewußtsein eine Lüge ausgesprochen hatte! Aber sie logen eben alle, das war es! — Und ihm fiel ein, wie oft er seine Stiefmutter über kleinen Gelegenheitslügen schon ertappt hatte, und daß er mit der Intoleranz der Kinder dadurch zu einem gewissen Gefühl der Verachtung für sie gekommen war.

Und Erna hatte gelogen . . . Ob der Vater wohl auch . . .? — Wenn ihm nun Ludwig etwas anderes erzählte von der Mutter wie er — wem sollte er dann glauben?

Die Kleine kam hereingeschlichen und lehnte sich an des Bruders Knie, beklommen und ängstlich, ihr Unrecht in jeder Miene sah sie zu ihm auf. Er hätte sich jetzt rächen können, aber der Gedanke kam ihm gar nicht, nach kurzem Zögern hob er sie auf seine Knie.

„Dummes Ding!“ sagte er geringschätzig.

Sie streichelte seinen geschorenen Kopf und war zärtlich mit ihm wie das böse Gewissen. Er ließ es sich gnädig gefallen, im Herzen liebte er seine kleinen Geschwister. —

Hauptmann Theren kam nach Hause. Erregte, zankende Stimmen drangen bald darauf aus dem Wohnzimmer zu den Kindern; Lothar setzte seine Schwester auf den Boden, es war nicht nötig, daß ihn jemand zärtlich mit dem Kinde sah, alle seine Gefühlsäußerungen gestattete er sich nur verstohlen. Dann nach einem Weilchen rief ihn die Stimme seines Vaters in das Wohnzimmer. Sein Gesicht war rot, und die Augen hatten den häßlichen, unruhigen Ausdruck, den Lore so sehr gekannt und gefürchtet hatte.

„Was soll ich, Papa?“ Lothar trat furchtlos näher, er hatte ja nichts verbrochen.

Wie ein Besessener fiel der Vater über ihn her und schlug ihn rasend, blindlings, ohne Aufhören.

„Ich werde dich lehren, frech zu sein, du großmäuliger Schlingel — deine Schwestern zu malträtieren, deine Mutter grob zu behandeln — augenblicklich gehst du hin und bittest sie um Verzeihung.“

Die Augen des Geschlagenen blickten starr und unverwandt dem Wütenden in das Gesicht, die Lippen waren fest zusammengepreßt. Er gab keinen Laut von sich, er hätte sich auch so totschlagen lassen. Lydia stand ungerührt dabei und warf nur zuweilen ein hetzendes Wort dazwischen.

„Wie er dich ansieht, Karl! — Gerade so frech wie mich! Dem Jungen muß der Eigensinn gebrochen werden!“

Endlich hielt Theren inne, seine Hand war voll Blut, denn unter den Schlägen war die Wunde am Kopfe wieder aufgebrochen, das ernüchterte ihn etwas.

„Schere dich zum Teufel, aber nicht eher, als bis du abgebeten hast,“ brummte er grimmig.

„Ich habe nichts getan, Papa.“

Die Kinderstimme war heiser und tonlos, aber hart wie Stahl.

„Du sollst abbitten.“

Lothar schwieg und rührte sich nicht.

„Hast du nicht begriffen? Abbitten sollst du!“ Er ergriff den Jungen am Arm und zerrte ihn zu seiner

Frau, die noch immer breit und nicht ohne Gehässigkeit dabei stand.

Lothar schwieg.

„Eher spricht der Tisch hier als der,“ sagte Lydia ingrimmig, „den kenne ich doch.“

Die kleine Erna kam hineingepurzelt und faßte den Bruder um. „Lothar hat mich nicht geschlagen, Papa, Lothar ist gut,“ sagte sie bittend.

„Was soll denn das heißen,“ fuhr Theren seine Frau an, „du sagtest mir doch . . .“

„Natürlich hat er sie geschlagen — ich weiß das doch besser!“ Sie hob Erna auf den Arm und schüttelte sie. „Er hat dich doch geschlagen vorhin, Liebchen?“

„Nein,“ behauptete das Kind.

Über Lothars Gesicht huschte es wie spöttisches Lächeln.

„Wie kannst du mir denn so etwas erzählen,“ brauste Theren auf; und dann plötzlich müde und wie zerschlagen in ganz anderem Ton: „Geh nach hinten, Lothar, wasche dir das Blut ab und bleib in deinem Zimmer.“

Ohne ein Wort ging der Junge hinaus, aber in seinem Herzen wogte wilder Aufruhr. Er war geschlagen, gemißhandelt worden, der Frau wegen, die gar nicht zu ihm gehörte, die ihm eine Fremde war, und die in ihm auch nur etwas Überlästiges, Fremdes sah. Es war also sein Recht, sie zu hassen, und dieses Recht wollte er sich unverkümmert gönnen. Fast wie ein Triumphgefühl war es in ihm, daß er das wenigstens konnte.

Christine war hoch empört, als sie sah, was man dem Kinde zugefügt.

„Ist das ein Elend mit solchem mutterlosen Wurm, an dem eine Stiefmutter all ihr Gift und ihre Galle auslassen kann,“ klagte sie, das Blut abtupfend. „Nee! Lieber hätte ich all meine Sieben umgebracht, ehe ich sie in fremden Händen gelassen hätte. Eine schlechte Mutter, die ihr eigen Fleisch und Blut verläßt!“

Lothar zuckte, aber zu irgendwelchen Erörterungen mit Dienstboten war er zu stolz. —

„Daß du auch nie Frieden halten kannst,“ sagte Theren zornig zu seiner Frau. „Entweder du kümmerst dich gar nicht um den Jungen, oder du hetzest. — Es ist unerträglich.“

„Weil du gegen die Fehler deines einzigen Jungen am liebsten den Blinden spielst,“ höhnte sie.

„Wäre es deiner, würdest du manches entschuldigen, was dir jetzt als Todesverbrechen vorkommt.“

„Da es aber nicht meiner, sondern das Kind dieses Frauenzimmers ist, tut Strenge doppelt not. Du kennst ihn viel zu wenig, Karl.“

„Genug, um deine Ungerechtigkeiten zu sehen.“

„Fang nur nicht so an! Tue ich ihm etwas? Lebt er nicht von meinem Gelde mit?“

„Komme nur nicht immer mit deinem Gelde.“

„Doch! Das tue ich! Ich habe ein Recht dazu. — Und wenn du gegen Lothar nicht andere Saiten aufziehst, wird er dir Schande machen wie seine Mutter.“

„Warum verlangst du nicht gleich, daß ich ihn morde!“

„Hättest du ihn ihr nur mitgegeben! Aber das ist es, er erinnert dich an ihre Larve, und deshalb ziehst du ihn uns allen vor! Warum hast du mich geheiratet? Hättest du sie dir doch wieder geholt, deine ungetreue Erste!“

Sie höhnte ihn und verzog ihr Gesicht dabei, so daß es jeden, auch den kleinsten Reiz verlor.

„Du bist eine Närrin, Lydia.“

„Nein, das bin ich nicht, und ich weiß genau, was ich weiß.“

„Herrgott!“ schrie er und faßte nach seinem Kopf, „diese rückblickende Eifersucht deinerseits ist wirklich gräßlich! Damit kannst du einen Menschen toll machen! Das allein ist ja auch der Grund deiner Abneigung gegen Lothar.“

„Ich tue meine Pflicht gegen ihn in reichstem Maße. Frage Sophie, ob sie es mir nicht bestätigen wird.“

„Ja natürlich. Sophie und du, ihr hängt zusammen

wie Froschlaich. Keine von euch läßt an dem Jungen ein gutes Haar."

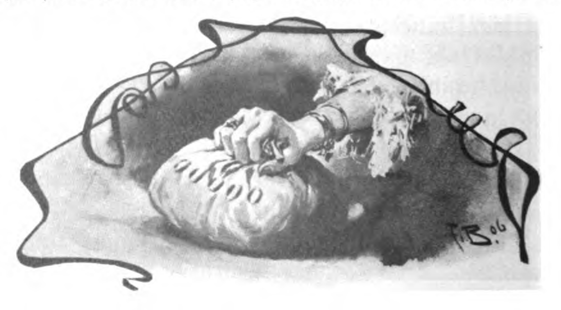
„Weil ihn sein Vater unvernünftig verzieht."

Theren sprang wütend auf und stürzte aus dem Zimmer. — Er hatte in seiner zweiten Ehe nicht mehr das letzte Wort und nicht mehr die Oberhand. — Nach Auftritten wie dem heutigen folgten stets eine Reihe stürmischer Tage für ihn, das wußte und fürchtete er. Schon um dem zu entgehen, um des lieben Friedens willen, war er oft härter zu seinem Jungen, als notwendig war; hinterher reute es ihn und machte ihn in anderen Dingen vertraulicher und nachsichtiger, als für Lothar gerade gut war. Er hätte jetzt etwas darum gegeben, nach dessen aufgeplatzter Kopfwunde sehen zu können, die ihm Gewissensbisse machte, aber er traute sich nicht. Lydia würde es hören und ihr Zorn noch nachhaltiger werden; es war schon besser, er überwand sich.

Er zündete eine Zigarre an und warf sich auf das Sofa. — Was hatte er eigentlich von dem erheirateten Gelde? Eine luxuriösere Umgebung, besseres Essen — ja, das war richtig; aber keine Stunde Freiheit wie früher.

Er sehnte sich nicht nach Lore zurück, aber er hatte doch einsehen gelernt, daß Licht und Schatten im Leben ziemlich gleichmäßig verteilt seien, und daß man eben sein Abkommen mit beiden finden müsse. Es war schließlich alles zu ertragen, so lange sie sich die Wage hielten. —

Daß er aber seinen Sohn um etwas beraubt und betrogen haben könnte, was unersetzlich war, dieser Gedanke kam ihm selten, und dann setzte er sich bald darüber hinweg. —



XIX.

„Nicht wahr, Ludwig, du bleibst noch? Lothar muß gleich kommen.“

„Ja, ich bleibe. Wenn er da ist, könnt ihr zu mir herüber kommen; ich habe etwas für ihn.“

Arnulf sah strahlend seinen Bruder an. Es war selten genug, daß Ludwig, der meist den ganzen Tag auf seiner Kunstschule zubrachte und wenig umgänglich war, sich heute so zugänglich zeigte.

„Es geht ihm gar nicht gut,“ erzählte Arnulf, „aber er bestreitet es.“

„Ja, er ist ein Bengel von Temperament.“

„Hast du ihn gern?“

„O ja, er gefällt mir.“

„Mir auch,“ stimmte Arnulf bei, und sein Gesicht leuchtete. —

Dann kam Lothar. — Frau von Burnett sah ihn von ferne an und schüttelte den Kopf; sie wollte nicht mit ihm sprechen, denn er war das Kind der Frau, die allein sie im Leben in zitternde Aufregung versetzt hatte, und sie konnte ein Gefühl von Angst vor diesem Namen nicht los werden.

Lothar war in großer Aufregung, die er vergeblich zu verbergen suchte. Er ging ruhelos in Arnulfs kleinem Zimmer auf und ab, so daß der endlich Mitleid fühlte und vorschlug, zu Ludwig hinüber zu gehen.

Mit scheuem Aufblick reichte Lothar ihm die Hand; er hatte merkwürdigerweise das Gefühl, als begehe er mit den brennenden Fragen, die ihm im Herzen saßen, ein Unrecht. Zwar wußte er nicht an wem, es drückte ihn aber trotzdem doch.

Und dann erzählte Ludwig unaufgefordert alles was er wußte. Von seinem Haß zuerst, und wie sich das Gefühl unter Lores sehnsüchtig schmerzlichen Augen, dem wehen Zucken ihrer Lippen allmählich gewendet und in Anbetung umgeschlagen war, so daß er ihren Kuß nie vergessen hatte, — bis in diese Stunde hinein nicht! — Er durchlebte

alles ordentlich noch einmal ... Er sah sich vor ihr stehen, jung, unreif, aber pochend auf sein gutes Recht, und sie gab ihm dies Recht bedingungslos — weil sie es eben als solches anerkannte. Er hatte damals in seinem kindlichen Gemüt die Größe dieser nicht feilschenden, selbstlosen Frauenseele sehr wohl erkannt, und diese Größe hatte in ihm fortgewirkt und manche Schroffheiten seines unerzogenen Charakters gemildert.

Davon sprach er dem aufhorchenden Knaben, der mit kalten Händen und unruhigem Atem neben ihm saß, während es dämmerig und dunkler um sie wurde. Es war ein Ausblick in ein fernes, wunderliches Land, den ihm diese Geschichte erschloß, und staunend und beklommen sah er darauf hin.

„Meine Mutter hat Ihren Vater lieb gehabt?“ fragte er endlich stockend, „ja, warum denn nicht meinen, dann wäre sie gewiß bei uns geblieben.“

„Dein Vater war schlecht zu ihr, und sie war so gut und so sanft, das mag es gewesen sein.“

„Und Ihr Vater?“

„Wir fanden ihn in seinem Atelier einen Tag später am Typhus erkrankt, so brachten wir ihn in unser Haus, und daran ist er denn auch gestorben; aber er muß deine Mutter wohl noch viel lieber gehabt haben, als sie ihn, denn ehe er starb, hat er immer nur gerufen: ‚Lore! Lore! Süße Lore!‘, so daß es mir durch alle Glieder ging. — — Manchmal habe ich mir gedacht, es war vielleicht doch nicht recht, daß ich mich hineingemischt habe, Glück hat es uns ja auch nicht gebracht. Aber wer ist immer klug genug ... Und dann war es eben auch meine Mutter, für die ich es tat.“

Ludwig schwieg seufzend still. Auch Lothar seufzte.

„Doch! Es war recht so!“ sagte er nach einer langen Pause entschieden. „Ich hätte es auch so gemacht wie Sie, Ludwig. Alles kann schließlich zugrunde gehen, nur die Ehre nicht!“

„Kindskopf!“ sagte Ludwig und tastete im Dunkeln

nach Lothars Gesicht. Es war eiskalt. „Vielleicht hätte ich das gar nicht erzählen sollen, aber schließlich bist du ihr Sohn und darfst nicht schlecht von ihr denken, wie bis jetzt.“

„Und — doch — war es schlecht!“ sagte Lothar mühsam vor innerer Erregung. „Sie war meine Mutter — sie mußte bei meinem Vater bleiben! — Wie kann sie mich denn überhaupt lieb gehabt haben,“ brach er mit tränenlosem Schluchzen aus.

„Warum sollte sie dich nicht lieb gehabt haben? Aber es gibt so viele Dinge, die wir nicht eher verstehen, Lothar, als bis wir sie an uns selbst erleben. So wird es wohl auch deiner armen Mutter gegangen sein.“

Er schüttelte heftig den Kopf. „So etwas würde ich n i e tun! Die Leute haben recht, wenn sie sagen, daß sie nichts getaugt hat!“

Ludwig antwortete nicht, stand auf und zündete Licht an, dann kramte er in seiner Kommode.

„Ich will dir das Bild zeigen, das ich in meines Vaters Atelier fand, du strenger Richter!“ sagte er mit gutmütigem Spott.

Er brachte die erste Skizze zu der Bacchantin heraus, sorgfältig zusammengerollt, wie sie Burnett damals verwahrt hatte. Das Papier war ein wenig vergilbt und brüchig geworden im Laufe der Jahre.

„Dreh dich um!“ gebot er. Und dann stellte er es mit künstlerischem Verständnis in das beste Licht, ja, steckte noch eine Kerze an, die er an die Seite stellte. Mit sprechender Ähnlichkeit trat Lores Kopf in dieser grellen Beleuchtung hervor. Ganz so wie sie Burnett damals begeistert hatte, mit dem zurückgeworfenen Kopf, dürstend geöffneten Lippen und halbgeschlossenen Augen. So sah ihr Knabe sie nach achtjähriger Trennung zum erstenmal, nachdem seine kindliche Erinnerung sich vollkommen verwischt hatte.

Lothar starrte lange auf das Bild. Er sagte kein Wort, aber allmählich trat eine tiefe Falte auf seine glatte

Stirn. Der Ausdruck seines Gesichtes war finster. Endlich drehte er sich kurz ab.

„Sie gefällt mir nicht," sagte er rauh. „So soll meine Mutter nicht aussehen! — Was redeten Sie denn da, Ludwig, von ihrer Trauer und ihrem Kummer! Die sieht doch nicht traurig aus?"

Ja, traurig wollte er sie sehen, todestraurig! — Der ganze grausame Egoismus der werdenden Mannesseele zeigte sich in dem einen kleinen Zuge, nun er sie so nicht sah, — obgleich sie ihn hatte verlassen müssen.

„Als ich sie sah, war sie sehr traurig, sie weinte sogar — und doch ist es ihr Gesicht, Zug um Zug, wie du es hier siehst, mein Vater war ein großer Künstler."

Aber so schnell wurde Lothar mit seinen Empfindungen nicht fertig, der Widerstand, den dies Bild bei ihm fand, ließ sich nicht gleich beseitigen; er drehte ihm den Rücken. Da war etwas in dem Ausdruck der Züge, das ihn verletzte, obgleich er nicht einmal sagen konnte, was.

„Du bist ihr sprechend ähnlich."

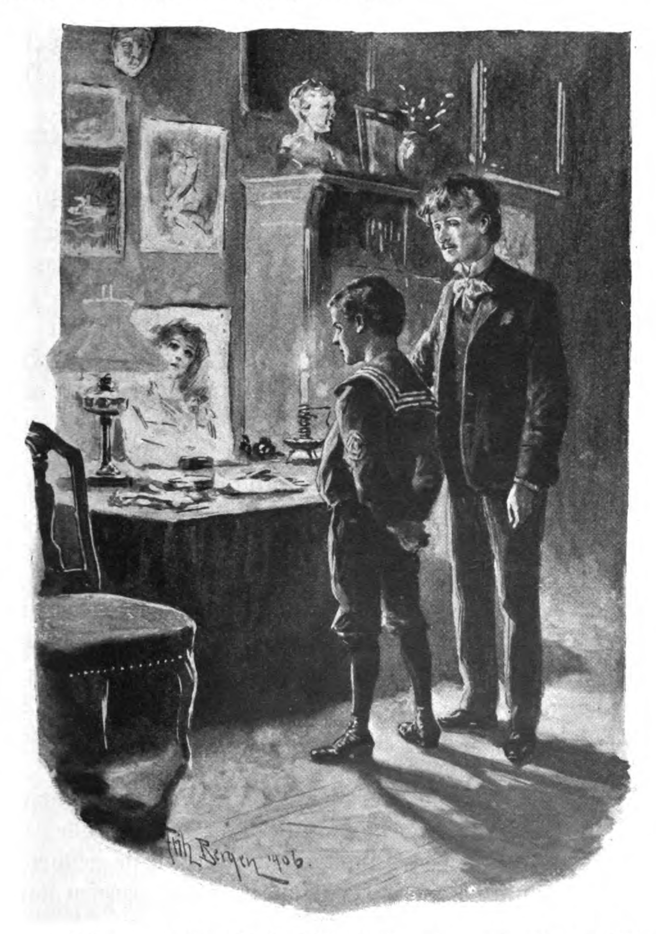
Ludwigs Augen gingen von dem Bilde zu dem Knaben und dann wieder zurück, es kränkte ihn ordentlich, das dasjenige, was ihm, dem Fremden, wertvoll war, von dem Sohne mißachtet schien.

„Du bist ein Schaf," sagte er endlich ärgerlich, pustete das Licht aus und rollte das Bild wieder zusammen. „Ich wollte es dir eigentlich schenken, denn rechtmäßig gehört es dir ja wohl, aber nun tue ich es nicht."

„Nein, lassen Sie nur," antwortete Lothar hastig. „Ich könnte es ja nicht einmal aufheben. Sie —" eine unnachahmliche Bewegung des Daumens über die Schulter markierte, daß er seine Stiefmutter damit meine — „schnüffelt ja doch überall herum, ich wüßte gar nicht, wo ich es verstecken sollte."

Er stand da, gedankenvoll vor sich hinstarrend, die frischen, roten Lippen zum Pfeifen gespitzt, ohne daß ihnen doch ein Ton entschlüpfte. Welch Glück, daß keiner hier wußte, wie sein Herz schlug! Daß eine unbestimmte Ge-

mütsstimmung ihn in der Kehle bis zum Ersticken würgte. Er hätte sich ja schämen müssen! — So aber konnte er ein ganz unbefangenes Gesicht machen.



„Aber tot ist sie doch!“ sagte er nach einer kleinen Pause ruhig.

Ludwig war ernstlich böse. „Na, mir kann es ja recht sein, wenn du — ihr eigenes Kind — es durchaus

so willst. Ich weiß nur, ich sagte meine Mutter nicht tot, ehe sie es nicht wäre, das ist eine Sünde!“

„Und woher wissen Sie es denn so gewiß?“ fragte Lothar kampfbereit.

Ludwig nahm ein Buch aus der Etagere. „Da sieh her! Lore Theren! Und vor zwei Jahren gedruckt. Aus dem Grabe schreibt man doch keine Bücher.“

„Wie kann sie!“ stieß Lothar zornsprühend heraus und starrte auf das Titelblatt. „Unser Name! Wie kann sie unseren Namen dahin schreiben! Das sage ich dem Papa. Das darf er nicht leiden!“ — Wie an den Pranger gestellt kam er sich vor, und heißes Rot färbte seine Wangen.

„Du bist wirklich nicht gescheit,“ sagte Ludwig sehr von oben herab, ganz der bereits fertige Mensch, der sich herbeiläßt, eine polizeiwidrige Dummheit aufzuklären. „Hast du noch nie etwas von Kunst und Künstlern gehört? Der Name meines Vaters wog mehr als manch einer von Fürsten und Grafen, und wer ihn kannte, nahm den Hut ab. Auch deine Mutter ist eine Künstlerin, und du kannst Gott danken, daß dein Name da vorn gedruckt steht. Ich an deiner Stelle wäre stolz, wie ich es auf den Namen Burnett bin.“

Der Knabe öffnete den Mund, dann schloß er ihn wieder. Er konnte nicht sagen, was ihn bewegte; das war so wild, so chaotisch, ein Aufbäumen gegen das Gehörte, aber nicht allein aus Unkenntnis, auch aus Erziehung. Die Frau, die er sich sehnte zu lieben, zu verehren, sollte nicht Gemeingut von vielen sein.

„Eins kann ich dir versichern,“ fuhr Ludwig eindringlich fort. „Mein Vater muß deine Mutter über alles geliebt haben, sonst wäre er nicht aus Gram um sie gestorben, und darum muß sie eine ganz besondere Frau gewesen sein.“

Lothar preßte die Lippen zusammen; ein schwüles, banges Gefühl beschlich sein Kinderherz. Zum erstenmal streifte ein Hauch der Tragödie des Lebens seine junge, unentweihte Seele und machte ihn schaudern, wenn er auch nichts davon verstand. „Geben Sie mir das Buch, Lud-

wig!" bat er plötzlich aufgeregt. „Ich bringe es Ihnen sicher wieder."

Der andere zögerte; er wußte nicht recht, was tun. Lothar war noch zu jung, er konnte den Inhalt, der ihn in zitterndes Entzücken versetzt hatte, nicht verstehen; andernteils wollte er eine Bekehrung des Widerstrebenden.

„In Gottes Namen!" sagte er endlich, als er den flehenden Augen begegnete. „Aber hebe es gut auf!"

Lothar stürzte nach Hause. Wie ein gejagtes Wild schoß er durch die Straßen, und sein wilder Herzschlag tobte gegen die Blätter des Buches, das er sorgfältig in seiner Bluse trug. Er dachte nichts, er stürmte nur vorwärts. Verzehrende Neugier trieb ihn und eine Sehnsucht — eine namenlose Sehnsucht, gegen die er sich wehren mußte mit aller Gewalt.

Zu Hause angekommen, hörte er Stimmen aus dem Salon seiner Stiefmutter. „Ist der Gänsestall voll?" fragte er den grinsenden Burschen; denn besondere Pietät vor irgend etwas war ihm von seinem Vater nicht anerzogen worden, wie denn überhaupt niemand behaupten konnte, daß Lothar ein artiges, leicht zu leitendes Kind gewesen wäre.

Er zündete ein Licht an und schlüpfte in den dunkelsten Winkel der Wohnung. Dort, zusammengepreßt zwischen Schrank und Wand, in gliederverrenkender Stellung, das Licht so dicht vor sich, daß es ihm fast den Schopf ansengte, las er die erste Novelle von seiner Mutter.

Er hatte mitten drin aufgeschlagen. Es war eine kleine, traurige Geschichte von Mutter und Sohn, nicht das Beste, was Lore geschaffen, aber von Herzen kommend, zu Herzen gehend. Lothar wurde plötzlich zumute, als risse etwas ihn mitten durch. Die Tränen liefen ihm über die Backen, vereinigten sich auf der Nase und tropften auf die Blätter, Tränen, so heiß und schmerzlich, wie er sie noch nie geweint. Und unter diesen Tränen brach es auf wie eine Wunderblume — eine heiße, alles verzehrende Liebe zu der ungekannten Mutter, die ihren kleinen Sohn mit gebro-

chenem Herzen zurückließ und in die Fremde ging, weil sie nicht anders konnte.

Er drückte das Buch an sein Herz und schluchzte krampfhaft; dann preßte er die Fäuste in die Augenhöhlen und stammelte einen Laut, ein Wort: „Mama!“

Ob diese Stunde Lore wohl entschädigt hätte? —

In der Nacht schlief er fast gar nicht. Etwas Neues war in sein Leben getreten. Zum erstenmal begann er etwas von dem zu ahnen, was den Menschen das Leben bedeutet.

Und noch eins erwachte in ihm, Zweifel an der schrankenlosen Weisheit seines Vaters. Bisher war er gewöhnt gewesen, ihm blindlings zu vertrauen, ihn als die einzig maßgebende Macht, die über ihm waltete, anzusehen, trotz der mancherlei kleinen Ungerechtigkeiten und Temperamentsschwankungen, denen der Hauptmann recht häufig unterworfen war. Er hatte auch nie darüber nachgedacht, daß es anders sein könnte und nahm jede ihm zudiktierte Strafe mit einem gewissen heroischen Mut auf, ertrug sie klaglos und schüttelte sie bald ab; denn sie erzeugte keine Bitterkeit in ihm. Er gehörte zum Vater, der Vater zu ihm, das war einmal so, und sein etwas wegwerfendes Behandeln der jüngeren Geschwister, ja selbst der Stiefmutter, entsprang lediglich diesem Gefühl und war eine ganz unbewußte Wiedergabe des väterlichen Benehmens.

Nun rüttelte eine sanfte Hand an diesen Grundpfeilern seines Daseins — die Hand der fernen Mutter. Sie wankten, und das erfüllte ihn mit angstvoller Beklommenheit. Er kam nicht darüber hinweg, daß man ihm von klein auf gesagt hatte, seine Mutter tauge nichts. Sie mußte aber etwas taugen, wenn sie so schreiben konnte, wie er es jetzt schwarz auf weiß las. Warum hatte man das getan? Die Gründe fand er nicht, und er beschloß, seinen Vater danach zu fragen. — Sonntags ging der Hauptmann gewöhnlich nachmittags mit seinem Sohne spazieren, dabei sollte es geschehen; denn allein wollte Lothar mit seinem

Vater sein, nicht etwa die neugierigen Augen und Ohren seiner Stiefmutter zu fürchten haben. Die sollte überhaupt gar nichts davon wissen. Er hätte es nicht ertragen, wenn sie ihn ausgelacht und verhöhnt hätte, und sorgfältig verbarg er das Buch, jetzt sein größtes Heiligtum, bei Tage im Schulranzen, des Nachts unter seinem Kopfkissen; denn Lydia hielt gern heimliche Umschau unter den Sachen des Knaben, immer in der uneingestandenen Absicht, etwas Unerlaubtes zu entdecken und ihn dadurch der Bestrafung seines Vaters auszuliefern. Ihr war, als träfe sie damit noch immer die verhaßte Vorgängerin.

Lothars Geduld wurde diesmal auf eine harte Probe gestellt. Der nächste Sonntag verregnete, den folgenden hatte der Hauptmann Kopfschmerzen. Jedesmal sah er in der Schule mit scheuem Blick zu seinem Freunde Arnulf hinüber, immer in Angst, der könne das Buch in Ludwigs Namen zurückfordern. Es geschah nicht; aber das Kind lebte in einer Art Fieber, das es zerfahren und gleichgültig gegen alles machte. Aufmerksamen Augen wäre das kaum entgangen; aber um ihn kümmerte sich niemand.

Und endlich kam doch ein Sonntag, an dem er mit dem Vater die Stadt verließ und weit hinaus ins Freie ging. Es hatte vorher zwischen den Eheleuten eine Szene gegeben, rücksichtslos wie immer in Gegenwart der Kinder, und Theren wußte, daß ihm nun wieder eine friedelose, unbehagliche Zeit von mindestens einer Woche drohte, und noch ganz unter dem Eindruck des Geschehenen sagte er zu seinem Sohn:

„Bengel, wenn du einmal heiratest, drehe ich dir das Genick um!“ Er hatte sich merkwürdigerweise in letzter Zeit angewöhnt, mit dem Kinde häusliche Angelegenheiten zu besprechen und darüber zu räsonnieren.

„Papa,“ sagte Lothar, ein paarmal heftig schluckend und mit seinen blanken, dunklen Augen zu ihm in die Höhe sehend, „warum hast du denn meine rechte Mama nicht behalten?“

„Ich habe dir schon oft genug gesagt, sie taugte gar nichts, und dann ist sie tot."

„Nein, sie lebt ja!"

„Woher weißt du das?" Er sah mißtrauisch zu dem schlanken Bürschchen, das neben ihm ging, herab; an Lore wurde er nicht gern erinnert.

Mit aufgeregten Fingern tastete der Knabe an seiner Bluse, unter der er das Buch trug; ihm war beklommen zumute. Stumm holte er es vor und zeigte es dem Vater; der kleine Kinderfinger fuhr nur unter dem Namen und der Jahreszahl hin.

Der Hauptmann setzte sich auf die nächste Bank und schlug den Band auf, er begann zu lesen. Mit verzehrenden Blicken hing Lothar an seinem Gesicht; er fühlte sein Herz in starken Schlägen pochen, als erwarte er irgend etwas ganz Besonderes; die Augen wurden ihm naß.

Nach einem kleinen Weilchen schlug Theren das Buch wieder zu. „Verdrehtes Frauenzimmer!" sagte er. „Woher hast du das?"

Mit zitternder Stimme berichtete das Kind alles, und der Vater hörte zu, ohne es zu unterbrechen, dabei in den blauen Himmel hinaufstarrend. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte; aber sein Zornbedürfnis war für den heutigen Tag bereits hinreichend gestillt, deshalb blieb er ruhig.

„Es ist ganz überflüssig, daß du das alles weißt," sagte er endlich. „Deshalb haben wir dir auch gesagt, daß deine Mutter tot sei. Nach dieser Liebesgeschichte mit Burnett konnte ich sie natürlich nicht länger behalten. Aber das verstehst du ja noch nicht!"

„Aber sie ist doch nicht tot, Papa. Warum nahm sie mich denn damals nicht mit? Ludwig sagte doch, sie wäre ein Engel gewesen!"

„Die Knaben gehören dem Vater," sagte Theren und kaute an seinem Bart. „Das ist immer so, wenn sich zwei Menschen trennen, die Kinder haben. Aber bist du nicht gern bei mir, Lothar? Hast du mich nicht lieb?"

„Ja, Papa; aber meine Mutter hätte ich auch lieb gehabt."

„Darum ist es gut, daß Kinder nicht zu wählen haben. Das besorgen andere."



„Wer denn?"

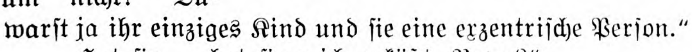
„Das Gericht."

„Fremde Menschen?" fragte Lothar zweifelnd. „Die können doch nicht wissen, wen die Kinder am liebsten haben."

„Das ist auch nicht nötig. Auf die Erziehung kommt es an. Bei der Mutter wird jeder Junge ein waschlappiges Mädchen. Möchtest du das?"

Lothar schüttelte den Kopf. Nach einer Weile fragte er: „Hat mich meine Mama wohl sehr lieb gehabt, Papa?"

„Ach ja, warum nicht! Du



warst ja ihr einziges Kind und sie eine exzentrische Person."

„Hat sie — hat sie mich geküßt, Papa?"

„Natürlich, dummer Junge, bis du wild wurdest. Für diese Labbereien hattest du schon als Baby einen zu guten Geschmack."

Der Knabe senkte den Kopf; seine Unterlippe zitterte so heftig, als schlüge ein Puls darin.

„Jetzt küßt mich niemand mehr!“ dachte er im stillen; aber er wagte nicht, es zu sagen.

„Ich will dir einmal was sagen, Lothar,“ sagte Theren nach einem Weilchen energisch. „Bringe Burnett sein Buch zurück und vergiß das ganze dumme Zeug. Es lohnt nicht, an Dinge zu denken, die nicht mehr zu ändern sind. Und wenn du klug bist, redest du zu Hause kein Wort davon. Du kennst die Mutter, nachher läßt sie es dich büßen. Also — basta!“ Er stand auf.

„Werde ich meine wirkliche Mutter niemals zu sehen bekommen?“ fragte eine zitternde Stimme, und kalte Finger schlossen sich um die warme Hand des Hauptmanns in stummem Flehen.

Der sah erstaunt auf seinen Sohn herab; er ärgerte sich doch über diese sentimentale Zähigkeit. Vielleicht auch empfand er etwas wie Mitleid mit dem Gemütszustand seines Sohnes.

„Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Wer kann in die Zukunft sehen? Übrigens ist es ihr wohl auch nicht darum zu tun. Sie schreibt nicht mehr und fragt auch nicht mehr nach dir. Ich sage dir, Lothar, an den Weibern ist nichts dran, gar nichts! Ob nun so oder so, laß sie laufen!“ — Schweigsam und verstimmt kamen Vater und Sohn von diesem Spaziergang nach Hause. Der Hauptmann hatte das Buch seiner ersten Frau nicht behalten, sondern Lothar zurückgegeben. Für den Firlefanz des Bücherlesens hatte er sich nie sonderlich begeistert. Auch Lores Entwicklungsgang interessierte ihn nicht, ja er hätte ihn wohl kaum begriffen. Nach ein paar Tagen hatte er alles vergessen. In der Seele des Knaben aber waren Keime zurückgeblieben, ungeahnt, die nur auf den geeigneten Moment warteten, um aufzugehen und Frucht zu tragen. Einstweilen machte er aus seiner ungekannten Mutter ein Heiligenbild, das er im tiefsten Herzen hütete, und das

ihm den ganzen Liebes- und Zärtlichkeitsschatz geben mußte, den er manchmal entbehrte, und nach dem er sich doch, unbeschadet seines Männlichkeitsstolzes, dringend sehnte.

XX.

In einer norddeutschen Residenzstadt, drei Treppen hoch, leuchteten zwei erhellte Fenster in die kalte, wind- und schneedurchwehte Winternacht hinaus.

Warm und traulich war es hinter den Scheiben. Ein nicht großes, mit künstlerischem Geschmack und nicht ohne Luxus eingerichtetes Zimmer. Vor der Chaiselongue eine hohe, mattverschleierte Ständerlampe, ein zierlich gedeckter Teetisch, hinter ihr ein goldgestickter Ofenschirm, auf ihr grellfarbige seidene Kissen.

Man sah gleich, daß dies Lores Lieblingswinkel war.

Sie trat eben aus ihrem Schlafzimmer, in den acht Jahren voller geworden, das Gesicht vergeistigt, der Hang ihrem Schönheitsgefühl nachzugeben, bis zum Äußersten ausgebildet. Jetzt hätte man sie auf keinem Ball mehr übersehen, und ihr Begleiter brauchte nicht, wie damals Burnett am ersten Abend ihrer Bekanntschaft, flüchtig zu erwägen, ob es ihm auch nicht zum Spott gereichen würde, neben ihr gesehen zu werden. Die Zeit hatte reichlich ausgestaltet, was damals nur in scheuen Anfängen sich in ihr geregt hatte.

Sie trug ein buntes, leichtseidenes Kleid, halb Tee- halb Morgentoilette, Haut, Hände, Haar von leuchtender Frische, die sorgfältigste Pflege verratend, hoben sich warm aus dem Farbengewirr heraus. Burnett würde seine Freude an ihr gehabt haben.

Aber daran dachte sie selten, fast nie mehr. Sie hatte keine Zeit, rückwärts zu sehen. Mitten im Leben stehend, gab es für sie nur ein Wort, und das hieß „vorwärts!“

Sie trat zu dem Schreibtisch am Fenster und blätterte

in einem Manuskript. Einen Augenblick zuckte ihre Hand, als wollte sie einen flüchtigen Gedanken festhalten, der ihr eben durch das Hirn geflogen war, im nächsten Moment schlug eine kleine Uhr auf dem Kamin siebenmal. Sie ließ die Feder liegen und wandte sich dem Teetisch zu, mit dem stolzen Gefühl, daß sie nichts von dem vergaß, was sie sich einmal zu eigen gemacht hatte.

Sie lauschte einen Augenblick, noch blieb draußen alles still; dann ging sie zu der Chaiselongue, setzte sich, legte die Arme über den Kopf und sank in die Kissen.

Der Strahl der Lampe, der sie jetzt indiskret traf, zeigte von der Nase bis zum Mund einen scharfen Zug, der von vergangenen Leiden deutlich genug erzählte; das Kinn war energischer herausgearbeitet, wie unter einem starken Willen und oft fest aufeinander gepreßten Zähnen. Nur die Augen waren dieselben geblieben, weich, sehnsüchtig, ein wenig matt, wie von vergossenen, aber nicht vergessenen Tränen. Die Lore von einst, und doch nicht die alte Lore!

Ihre Blicke wanderten zur Decke empor und blieben dort in intensivem Nachdenken hängen, trotzdem hörte sie sich nähernde Schritte, einen scharfen Klingelzug draußen und wandte mit einem Lächeln den Kopf dem Eintretenden entgegen.

„Guten Abend, Bernd, pünktlich wie immer.“

„Es zieht mich doch her, einen Tag wie alle.“

Sie stand auf und bot ihm die Lippen zum Kuß, dann setzte sie sich wieder, und er zog einen Stuhl an die Chaiselongue, wie es ihm gerade bequem war. Man merkte den beiden die lange Vertrautheit und Gewöhnung miteinander aus jeder Bewegung an.

„Warst du fleißig?“ fragte er, und sie zeigte auf das Manuskript und nickte.

„Aber alle Tage gelingt es nicht, die Mißstimmung sitzt einem dann in den Nerven und Gliedern, quälend wie ärgerlicher Schmerz. Was weiß das Publikum von diesen entmutigenden Schaffensstunden, diesem Ringen mit der Materie und schmerzlichster Niederlage, daß man doch nie

kann, was man erstrebt. Der halbe Weg! Und entkräftet bleibt man liegen."

„Lore," sagte er lachend, „diese Litanei kenne ich ja nun seit Jahren. — Und immer beendest du deine Arbeit, und immer gefällt sie."

Sie preßte die Lippen zusammen. „Anderen vielleicht, mir nicht! Mir nie, Bernd! Nichts von allem, was ich geschaffen habe, genügt mir — ich möchte etwas leisten — etwas Großes, Bedeutendes . . ." Sie deckte die Hand über die Augen und verstummte.

„Das ist doch Unsinn, Lore," sagte er beruhigend und rührte in seinem Tee. „Jedem Menschen sind Schranken gesteckt, laß dir an einer gewissen Beschränkung genügen. Du willst immer mit dem Kopf durch die Wand oder in den Himmel hinein. Wenn du es aber recht bedenkst, kannst du doch wohl von großem Glück sagen, und könntest damit zufrieden sein."

„Du hast ja recht," gab sie seufzend zu, „aber meine Natur ist einmal nicht für das Genügen."

„Denke doch," fuhr er unbeirrt fort, „an den Abend, wo wir uns kennen lernten! — Dein Vetter, in dessen Hause du lebtest, hatte so große pekuniäre Verluste gehabt, daß er gezwungen war, hier seine Zelte abzubrechen und in das Ausland zu gehen; du hattest noch von deinem Wenigen gegeben, was du konntest, und warst nun allein zurückgeblieben, ohne Freunde, ohne Anschluß — einsam! Ich will nicht wieder danach fragen, ob du ganz zufällig auf jener Brücke standest, die über den Kanal führt, und in das Wasser starrtest, regungslos. — Jedenfalls war dir meine Einmischung höchst unwillkommen."

Sie lächelte, sagte aber nichts.

„Dann gingen wir stundenlang miteinander spazieren, und du sprachst zu mir. Hart, rauh, ungeschminkt, wie ich noch nie eine Frau hatte sprechen hören, und da ich auch mitten im Lebenskampf stand, trafst du verwandte Saiten in mir, fesseltest mich, und das Ende ist eine achtjährige Freundschaft!"

„Die nie aufhören wird," sagte sie entschieden. „Oder, Bernd, könntest du noch ohne mich leben?"

„Ich glaube es nicht, Lore! Freilich, das Leben, oder eigentlich die Dauer des menschlichen Empfindens ist ganz unberechenbar."

Sie lachte fröhlich.

„Ja, halte dir nur dein Hintertürchen auf, damit dir wohler bleibt, ich kenne dich doch besser, als du dich selbst."

„Weißt du noch," fuhr er fort, „wie du deine erste Arbeit schriebst und sie mir zur Begutachtung gabst? Ich verstand herzlich wenig davon — damals — aber ich bewunderte dich sehr."

Sie reichte ihm weich über den Tisch die Hand herüber. „Du bist mir alles gewesen in den schweren Jahren des ersten Aufstrebens, Bernd, du weißt gar nicht, was ich dir danke! Die fessellose Möglichkeit der Entwickelung neben dir, Verständnis oder doch wenigstens Nachsicht mit meinen Fehlern, die goldene Freiheit nach all den Jahren der Knechtschaft, das Menschwerden aus all dem Sklaventum heraus, das brauchte ich ja so dringend, wie Licht und Luft."

Er schob die Tasse von sich und beugte sich etwas vorwärts. „Die Erinnerung an Burnett, die dir im Herzen saß, zu überwinden, ist mir doch sehr schwer geworden, Lore."

„Das streite ich gar nicht. Er war der erste, der mir den Weg zur Arbeit, zur Freiheit zeigte, der erste Mensch, der mich liebte, dafür bleibt eine Frau dankbar ihr Leben lang."

„Glaubst du, daß du als seine Frau ebenso glücklich geworden wärst wie jetzt?"

„Ich weiß nicht, Bernd, möglich! — Er vergewaltigte mein Temperament wenigstens nicht, wie mein Mann es tat. Damals wäre ich sogar froh gewesen, von einem Besitz in den anderen übergehen zu können. Wir Mädchen aus gutem Hause kennen ja nichts anderes. Wir bleiben eben unmündig unser Leben lang. — Jetzt ist das etwas

anderes, ich habe mich auf eigene Füße gestellt, ich bin ein Mensch wie andere auch, indem ich für meine Existenz sorge. Ohne Wunden und Schmerzen geht solche Umwandlung natürlich nicht ab, ich will dir sogar zugeben, wir büßen etwas dabei ein, aber — ist es das Beste von uns? — Ich habe denken gelernt, und ein denkender Kopf macht sich seine Schlüsse selbst, ohne Rücksicht auf die lieben Frau Basen. Ja, so ist es."



„Und doch, Lore, wäre es das beste, wir heirateten."

Über ihr Gesicht flog eine Wolke.

„Ich bitte dich, komme doch nicht wieder damit! Vermissest du etwas? Habe ich dich nicht lieb, teilen wir nicht Freud und Leid miteinander? Sind wir nicht glücklich?"

„Ja gewiß, aber du hättest eine andere Stellung der Welt gegenüber."

Sie sprang auf und lief im Zimmer auf und ab. „Was

frage ich nach der Welt? Was geht mich die Welt an? Will ich etwas von ihr? — Trage ich nicht selbstverständlich alle Folgen, die mir mein Freiheitsgelüste auferlegt? — Meine Arbeit und du, ihr füllt mein Leben aus. — Wer wie ich die Ehe gesehen hat, wie sie sein kann, in ihrer elenden Verlogenheit, ihrer Herabwürdigung der Frau, der sieht in ihr keine Institution mehr, die er durchaus hochhalten muß. Ich fürchte die Ehe wie ein gebranntes Kind das Feuer, und ich liebe meine Freiheit und will frei bleiben! Frei!" —

Sie streckte die Arme in die Luft und verschränkte sie dann hinter ihrem Kopf, ihr Gesicht glühte, ihre Augen strahlten. Sie sah freilich nicht aus wie eine Durchschnittsfrau, die eine Versorgung erstrebt. — Er betrachtete sie, und wie immer fühlte er, daß sie nicht so unrecht hatte, aber er war doch mehr in dem Hergebrachten befangen als sie, die sich auf Kosten ihrer Erziehung und Anschauung ganz davon losgerissen hatte.

„Frauen sind meist radikaler als Männer," sagte er lächelnd, „wenn sie einmal ihren eigenen Weg gehen. — Ich glaube, du könntest eher mich aufgeben als deine Freiheit."

Sie war hinter ihn getreten, legte die Hände auf seine Achseln, das Kinn in sein volles Haar. „Sei nicht kleinlich, Bernd! Eine Ehe ist im Grunde nichts anderes als Selbstsucht beider Teile. Sie wollen sich zwangsweise festhalten, gleichviel ob sie sich das Leben sauer machen. Sieh, ich vertraue dir! Freie Neigung, freies Zusammenhalten, das allein erscheint mir begehrenswert. Und nun laß uns davon aufhören, hier hast du Zigarren."

Sie hatte etwas Liebenswürdig-Schmeichlerisches, wie sie sich um ihn bemühte; er nahm ihre Hand und küßte sie, aber ganz zufrieden war er nicht.

Sie kannte ihn genau und wußte, was er dachte, nahm aber keine Notiz davon. Diese ab und an auftauchende Heiratsneigung seinerseits betrachtete sie wie ein vorübergehendes Fieber, das sich verlor wie es kam, ohne eine

Wirkung zu hinterlassen. Hätte sie mit ihrem „Ja“ Bernd etwas zuwenden können, wäre sie reich und er arm gewesen, wahrscheinlich würde sie dann das Opfer klaglos gebracht haben, wie ja ihre Natur überhaupt großherzig angelegt war; aber sie standen beide im Lebenskampf und arbeiteten um den Erwerb, da fand Lore ihr „Nein“ vollkommen berechtigt, obgleich sie sich nicht verhehlte, daß ihrerseits doch etwas Selbstsucht im Spiele war. —

„Du sprachst vorhin von Burnett,“ sagte sie nach einer Weile, „ich mußte heute auch viel an ihn denken. Beim Ausgehen vorhin begegnete mir eine Dame, die niemand anders gewesen sein kann, als Frau von Beck; auch die kleine Hertha war bei ihr, jetzt ein hochaufgeschossenes Mädchen, nicht viel hübscher geworden als damals. Ich wußte nicht recht, sollte ich sie anreden, augenscheinlich erkannte sie mich nicht.“

„Besser nicht; was kann sie dir sein?“

„Nichts. Aber die alten Zeiten sind wieder lebendig in mir geworden.“

„Hast du an deinen Knaben gedacht?“

„Auch das! Aber wie an einen Verstorbenen.“

„In diesem Gefühl bist du mir rätselhaft, Lore.“

Sie errötete, den Kopf in die Hand gestützt, sah sie ihn groß an. „Mangel an Mutterliebe ist es gewiß nicht, Bernd. Nur Gott weiß, wie ich in Schmerz und Sehnsucht mich zuerst verzehrt und aufgerieben habe! Aber ich mußte um jede Nachricht erst so und so oft an Sophie, bei der Lothar war, schreiben, und ihre Antworten bedeuteten jedesmal eine Demütigung für mich. Dann blieben sie endlich aus. Keine Frage half. Ich wollte hin, selbst sehen, aber die Reise kostete Geld, und ich mußte gerade damals sehr sparsam sein. Und dann kam die Vernunft und sagte mir, daß mein Kind, wenn es überhaupt etwas von mir wußte, doch nur ein verzerrtes Bild erhalten haben würde, daß der Knabe in anderen Verhältnissen wurzelte und festwuchs, in sicherern, als ich ihm zu bieten hatte, denn du weißt, wie ich ringen und kämpfen mußte! — Da war es

denn besser für ihn, ich verzichtete völlig, riß ihn nicht hin und her zwischen dem Vater und der fernen Mutter. Wäre ich gestorben, könnte ich mich ja auch nicht mehr um ihn kümmern. So sollte er also da, wo er einmal war, ganz sein und bleiben. Siehst du, das waren die Beweggründe, die mich veranlaßten, gar nichts mehr von mir hören zu lassen."

„Du glaubst also, es geht ihm gut?"

„Theren war kein schlechter Vater. Ein herzloses Bürschchen wird er aus ihm gemacht haben. Aber das ist heutzutage der geringste Fehler."

Sie seufzte.

„Wenn er nun einmal zu dir käme?"

„Dann —" sie sprang auf und riß einen Haken ihres Kragens auf in der Erregung — „Dann — er ist ja mein Sohn, ich bin seine Mutter!"

„Eigentlich hattest du recht mit deiner Handlungsweise," sagte er nach kurzem Nachsinnen. „Es wird ihm ganz gut gehen, und er keine Ahnung von deinem Dasein haben; so bleibt ihm manche Bitterkeit erspart. Und ich, nun, ich bin froh, daß es so ist; ein dritter wäre doch recht unbequem zwischen uns."

„O, Bernd, du würdest dich gewöhnen, du bist doch von Herzen gut. Freilich ein wenig bequem und furchtbar verwöhnt bei mir. — Ja, das bist du, das kannst du mir glauben."

Sie nickte ihm lachend zu; er streckte ihr beide Hände entgegen.

„Mag sein, Lore, aber dafür habe ich dich auch lieber, als alles in der Welt."

Sie nahm seine Hände und lehnte sich an seine Brust. „Ich danke dir dafür. — Aber du und Burnett, ihr macht mehr aus mir als tatsächlich dahinter steckt."

„O nein, wir kannten dich eben in all deinen Schwächen und Vorzügen. Ich besonders kenne deinen Verstand, deinen Pflichteifer, deinen weiten Horizont und dabei dein

gutes, weiches Herz. Auf dieser Erde kann nichts uns trennen, Lore."

„Nichts!" sagte sie halblaut; es klang wie ein Schwur.

XXI.

Lore hatte ihren Freund auf den Bahnhof gebracht zu einer vierwöchigen Abwesenheit. Nun ging sie allein nach Hause.

Ihr war ein wenig weh und einsam zumute als sie durch die belebten Straßen schritt, in denen ihr niemand begegnete, den sie kannte, der zu ihr gehörte.

Sie dachte an ihre Arbeit, die sie fertig zu machen hatte, die ihrem Leben den Inhalt gab, — aber das allein war doch nicht genügend. Es kamen so viele Mußestunden, und in der Stadt war es heiß, staubig und dunstig, so daß man sich in das Freie sehnte.

Lore ging langsam, sie wußte nicht recht, was beginnen, und die von ihr so sehr geschätzte Freiheit zeigte ihr heute ein recht ödes Gesicht.

Ein Wagen fuhr in scharfem Trab an ihr vorüber, darin eine Dame, übermodern gekleidet, mit rotblondem Haar; Lore erkannte sie auf den ersten Blick; Frau von Beck. Es tat ihr nun doch leid, daß sie neulich an ihr vorübergegangen war, ohne den Versuch zu machen, die alte Bekanntschaft zu erneuern. Sie wäre dann doch nicht mehr ganz allein gewesen. Freilich, Frau von Beck tat als kenne sie sie nicht mehr! — War das Absicht, oder hatte Lore sich so verändert? Etwas wohl — dem trug sie Rechnung, weil sie es selbst fühlte. —

Zu Hause setzte sie sich aus Gewohnheit, rein mechanisch, an ihren Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand.

Allein! — Ihr fiel die Zeit ein, wo ihr zum erstenmal mit Bangen das Alleinsein zum Bewußtsein gekommen war. Damals, als die Illusionen verblaßten, mit denen sie zuerst ihre Ehe betrachtet hatte. Allein in ihrem Fühlen und

Denken stand sie dem Gatten gegenüber und blieb es, so ängstlich sie auch bemüht war, ihr inneres Leben mit anderen Dingen auszufüllen. Nichts, nichts half gegen diese Leere, auch nicht ihr Kind. Erst als Burnett in ihr Leben trat, fühlte sie, daß es anders — besser wurde. — Dann die Zeit, nachdem sie das Haus ihres Gatten verlassen hatte! Eine öde, schrecklich trostlose Zeit! Voll von Vorwürfen und Sehnen, von der Unmöglichkeit, mit den Verwandten Fühlung zu gewinnen.

Ihre Cousine war eine brave Frau, nicht so beschränkt wie Sophie, aber eher dieser geistig verwandt als ihr; er ein Geschäftsmann. Ohne Murren hatte sich Lore in alles gefügt, dankbar, nur irgendwo einen Unterschlupf, einen Halt zu haben, nachdem sie so elend Schiffbruch gelitten hatte. Sie glaubte, daß es eine Unmöglichkeit für sie sein würde, jemals Burnetts Tod zu überwinden. Still und dumpf lebte sie für sich hin.

Theren hatte bei der Scheidung verlangt, daß dem Knaben die Hälfte von dem Besitztum seiner Mutter sicher gestellt würde, das war auch geschehen. Als dann später das Unglück über ihre Verwandten hereinbrach und sie ohne Besinnen, schon aus Dankbarkeit für die ihr gewordene Heimat, alles opferte, was sie noch besaß, blieb diese kleine Rente alles, wovon sie leben konnte. So anspruchslos sie war, das reichte doch nicht. — An jenem Abend auf der Brücke erwog sie ernstlich, ob sie nicht das Recht habe, ein armseliges Dasein zu enden, das niemand zum Nutzen, ihr selbst nur zur Qual war! —

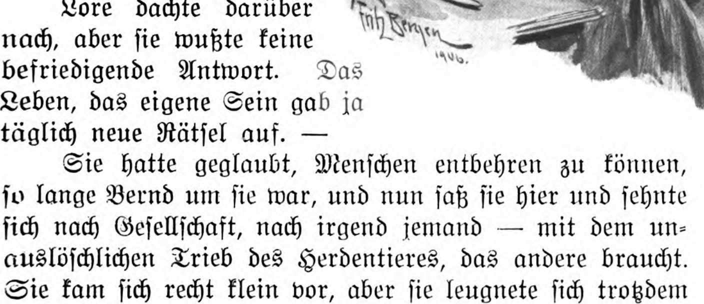
Aber von jenem Abend an begann für sie ein neues Leben. —

Sie schämte sich, sie begann zu arbeiten, eifrig und energisch, wie sie es damals, als sie nicht gedurft, so heiß ersehnt hatte. Und mit der Arbeit erwachte ihre Tatkraft. Jeder Mißerfolg zwang sie nur noch energischer vorwärts. Sie ging ihren Weg, wie sie ihn sich jetzt vorgezeichnet hatte, und mit ihr ging die Liebe zu dem Manne, der inzwischen, wie ein guter Kamerad, neben ihr geblieben war, alle die

Jahre, die ihr Aufwärtskommen dauerte. Keine alles zu Boden werfende Leidenschaft wie zu Burnett, dem Künstler, aber ein tiefes, vertrauendes Gefühl von Zusammengehörigkeit, das niemals wanken konnte.

Sie legte den Kopf auf die Platte des Schreibtisches, ein heißes, alles überflutendes Sehnsuchtsgefühl wurde lebendig in ihr.

Da mochten sie nun reden, was sie wollten, es blieb doch so wie von alters her. Die Frau findet nur ihre wahre Befriedigung in der Ehe, alles andere sind Surrogate, mit denen sie sich hinwegtäuscht über ihr eigenes Empfinden.



Und doch ist es selbst dem geliebtesten Manne nicht gegeben, eine Frau ganz auszufüllen; etwas bleibt immer ihr eigenstes Eigentum, und das ist meist Sehnsucht oder Unbefriedigung. Vielleicht gehören an diese Stelle die Kinder — die Mutterliebe!

Lore dachte darüber nach, aber sie wußte keine befriedigende Antwort. Das Leben, das eigene Sein gab ja täglich neue Rätsel auf. —

Sie hatte geglaubt, Menschen entbehren zu können, so lange Bernd um sie war, und nun saß sie hier und sehnte sich nach Gesellschaft, nach irgend jemand — mit dem unauslöschlichen Trieb des Herdentieres, das andere braucht. Sie kam sich recht klein vor, aber sie leugnete sich trotzdem das Gefühl nicht. —

Das Mädchen kam und brachte einen Brief. Lore besah ihn verwundert. Sie hatte mit Bernd ausgemacht, daß keinerlei Korrespondenz die vier Wochen zwischen ihnen statt-

finden sollte, da er bei Verwandten war, und sie ihn nicht in Ungelegenheiten bringen wollte. Außer mit ihrem Verleger stand sie mit niemand in Korrespondenz. Dieser Brief sah dazu noch etwas fragwürdig aus. Ein langes, gewöhnliches Kuvert, mit einer Oblate geschlossen, eine ungelenke, steife Handschrift. „Ein Bettelbrief," dachte sie, während sie ihn öffnete.

Zwei blau liniierte Bogen, wie aus einem Schulheft gerissen, unordentlich gefaltet, und die Überschrift: ‚Liebe Mama!'

Lore stieß einen Schrei aus; ihre Hände begannen zu zittern, ihre Augen trübten sich während sie las.

„Warum hast Du nie etwas von Dir hören lassen? Du bist ja gar nicht tot, ich weiß es von Ludwig von Burnett. Hast Du vergessen, daß Du einen Sohn hast? Ich habe oft solche Sehnsucht nach Dir, denn meine jetzige Mutter ist furchtbar schlecht zu mir. Der Papa nicht, aber manchmal ist es ihm doch auch zuwider, das merke ich recht gut, denn sie ist eklig zu ihm, meinetwegen, weil ich doch nicht ihr Kind bin. Ich bin eben überflüssig neben den beiden Kleinen. Und gestern ist etwas Scheußliches passiert, das ich Dir erzählen muß.

Meine jetzige Mutter, die mich nicht leiden kann, hat behauptet, ich habe ihr vom Schrank eine Mark weggenommen; und sie glaubt es noch, so viel ich auch nein sage. — Dann wäre also Dein Sohn ein Dieb, liebe Mama! Papa glaubt es wohl nicht, aber er ist still dazu, weil sie solchen Skandal macht. — Das kann ich nun nicht mehr ertragen, mein Ehrgefühl leidet das nicht, ich will weg von hier, ich will zu Dir . . . Du bist doch meine Mutter, und ich Dein Sohn! So etwas wirst Du nicht von mir denken. — Ach, warum bist Du fortgegangen! Nun weiß man gar nicht, wen man am liebsten haben darf! Liebe Mama, laß mich zu Dir kommen! Es sind ja jetzt gerade Ferien, nur damit ich mal weg bin. Du hast mich doch noch lieb? — Der Papa wird es schon er-

lauben. Bitte, schreibe mir gleich, unter Ludwig von Burnett, Andresenstr. 7.

Dein unglücklicher Sohn.

Du bist doch allein und hast keinen Mann? Wärst Du verheiratet, ginge ich lieber gleich in das Wasser." —

Lore lief im Zimmer auf und ab, Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn. Dieser Verzweiflungsschrei griff mit Geierkrallen an ihr Herz, ihr Gewissen. Sie hatte sich damit begnügt und getröstet, es würde ihm gut gehen, weil ihr der Gedanke am bequemsten war, nun plötzlich sah sie deutlich ihre unverantwortliche Selbstsucht.

Ihr liebes kleines Kind litt, wurde schlecht behandelt, sehnte sich nach ihr, und sie hatte nicht einmal gefragt, wie es ihm erging!

Ihre ganze leidenschaftliche Mutterliebe war mit einemmal wieder wach — am liebsten wäre sie noch in der Nacht hingereist, hätte ihn an ihr Herz genommen, und dann fort mit ihm, hierher, wo sie so allein war, ihn hätscheln und liebkosen konnte nach Belieben. Das hatte noch zu ihrer Zufriedenheit gefehlt — das allein!

Sie setzte sich hin und schrieb. Seite um Seite, Bogen um Bogen, wie es ihr das Herz eingab, und dann lief sie selbst zur Post und besorgte den Brief. Die alte, impulsive Lore in ihr war also nicht tot, sie lebte — nach wie vor!

In der Nacht fand sie keinen Schlaf. — Wie schade, daß Bernd gerade fort war! Sie hatte so sehr das Bedürfnis, sich auszusprechen, anzuklagen, Pläne zu schmieden.

Die Zeit bis zum Eintreffen der Antwort verbrachte sie wie im Fieber, und dann kamen gleich zwei Briefe auf einmal. Denjenigen, der die Handschrift ihres früheren Gatten trug, öffnete sie mit Unbehagen, aber fest entschlossen, was er auch enthielt, sich um keinen Preis von einem Wiedersehen mit ihrem Kinde abhalten zu lassen. Durfte er nicht zu ihr, reiste sie zu ihm.

Aber der Hauptmann schrieb:

„Gnädige Frau!

Es hat anfangs nicht in meinem Erziehungsplan gelegen, Lothar wissen zu lassen, daß seine Mutter noch lebt, des besseren Einvernehmens mit seiner jetzigen Familie wegen. Der Zufall war stärker als ich. Nachdem er sich nun einmal direkt an Sie gewandt hat, habe ich gegen einen Besuch bei Ihnen nichts einzuwenden; es ist ganz gut, wenn er einmal kurze Zeit hier fort kommt. — Er trifft also am Dienstag bei Ihnen ein. Damit Sie sich erkennen, nehmen Sie wohl beide ein weißes Taschentuch in die Hand, sobald Sie den Bahnsteig betreten.

Gehorsamst

Karl Theren, Hauptmann."

Lore biß sich auf die Lippen. Da war er ja wieder, der alte Kommandoton, den sie so sehr gehaßt hatte, gegen den es kein Auflehnen gab! Aber das Gefühl des Ärgers verschwand bald. Sie würde ihren Knaben wiedersehen — ihren kleinen, wilden Jungen, und wie zwei ganz Fremde mußten sie einander an weißen Taschentüchern in den Händen erkennen.

Sie die Mutter — er der Sohn! — War das nicht wie blutige Ironie? —

Sie ging nun daran, alles für den Besuch ihres Knabei einzurichten; bis dahin hatte sie noch gar nicht daran gedacht.

Ihre Wohnung war klein und nur für ihren eigenen Bedarf hergerichtet, sie stieß auf tausend Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten. Aber das mußte überwunden werden. Alles sah sich immer unangenehmer an, als es nachher in Wirklichkeit war. Und dabei fiel ihr immer wieder auf das Herz, wie er sich wohl entwickelt haben möge. Ein langbeiniger, hochaufgeschossener Bursche war er jedenfalls geworden. Vielleicht würde er sich langweilen denn er hatte hier keine Spielgefährten oder Bekannte, sie ja auch nicht — vielleicht gefiel es ihm nicht bei ihr! —

Lores Herz wurde schwer und schwerer je näher der

Abend kam, der ihr den Sohn bringen sollte, sie konnte einmal nicht anders als überall klar sehen, aber sie schämte sich ehrlich der leisen Regung von Unbehagen, die sie empfand und die sich nicht bannen ließ.

Blaß, mit klopfendem Herzen schritt sie endlich den einlaufenden Zug ab, nach dem Sohne ausspähend, den er ihr bringen sollte. Ihre Aufregung war so groß, daß sie das Taschentuch mechanisch wieder eingesteckt hatte und ihre Augen nichts sahen. Erst als der Bahnsteig sich geleert, stand da an der Seite ein schmächtiges zierliches Bürschchen mit einer Handtasche und verschüchterten, dunklen Augen.

Lothar hatte zu viel Neues gesehen den ganzen Tag hindurch, seine Nerven waren aufs höchste gereizt, er zitterte vor dem ersehnten Wiedersehen, jetzt, nun es da war, und hätte sich am liebsten verkrochen, wo ihn niemand finden konnte. Nur mit Mühe würgte er seine ängstlichen Tränen herunter.

„Lothar!“ — Lore stand vor ihrem Kinde, nicht weniger erregt.

„Ja!“ sagte er mit einem scheuen Aufblick zu der eleganten Frau.

„Mein Kind! Mein Kind!“

Sie schloß ihn in ihre Arme; er hörte ihr Herz klopfen, genau wie das seinige, aber er sagte kein Wort.

Lore war wie von Sinnen, und er stand wie ein Stock, mit hängenden Armen und niedergeschlagenen Augen. Seine kleine Schülermütze war zu Boden gefallen und lag im Staub des Bahnsteigs. Aber daran dachte er nicht. Das Neue, das überraschende quälte ihn so sehr, daß eine fremde Frau ihn hier vor aller Welt in die Arme schließen und küssen konnte, ihn, der bisher an allen Zärtlichkeitsäußerungen mit souveräner Verachtung vorüber gegangen war.

Seine Mutter!

Auf einmal hatte dies Wort gar keine Bedeutung mehr für ihn. Sie war ihm fremd, und sein kleines Herz zog sich ängstlich und verschüchtert in sich selbst zurück.

Lore merkte nichts davon; sie war selbst so aufgeregt, so hin- und hergerissen zwischen ihren Gefühlen, daß ihr der Instinkt für die Empfindungen ihres Knaben abging. Seine kleine, harte, sonnenverbrannte Hand in der ihren, ging sie stumm bis zum Droschkenstand, um einzusteigen; sie traute sich nicht mehr die Kraft zu, den Weg zu Fuß zu gehen.

„Ohoi! Fahren!“ hätte Lothar am liebsten zungenschnalzend gerufen. Es gehörte zu seinen Leidenschaften, sich bequem in die Polster zurückzulegen und auf das rasche Vorbeifliegen der Häuser zu achten; leider konnte er diesem Lieblingswunsch nur selten nachgeben. Aber vor dieser fremden Frau wagte er keine Äußerung.

Sie saß dicht neben ihm, noch immer seine Hand festhaltend; ihr Kleid raschelte bei jeder Bewegung, als trüge sie Sägespäne unter den Röcken; es roch gut um sie, wenn sie sich ihm näherte, und im Laternenlicht sah er Rosen und nickende Straußenfedern auf ihrem Kopf.

So freilich sah seine Stiefmutter zu Hause nicht aus, auch nicht, wenn sie sich geputzt hatte; unbewußt ahnte er etwas von dem Zauber der eleganten Frau. So aber sah auch das Bild nicht aus, das er sich bisher von seiner Mutter gemacht hatte. Und immer quälender wuchs das Bewußtsein in ihm auf, daß dies hier neben ihm eine Fremde war — eine ganz Fremde!

Schweigend legten sie den kurzen Weg zurück. Mit klopfendem Herzen, beklommen stand Lothar zum erstenmal in den Räumen der Mutter.

„Du wirst Hunger haben, mein Herz,“ sagte sie zärtlich, strich ihm über das kurz geschorene Haar und zeigte auf den einladend gedeckten Abendtisch.

„Nein, danke — ich kann nicht essen — ich bin ganz satt!“

Seine Stimme war belegt, seine Haltung scheu und schüchtern.

„Du hast die weite Reise gemacht, du mußt hungrig sein.“

„Nein, danke wirklich!“

Er öffnete sein kleines Handtäschchen und kramte darin herum, zweck- und ziellos, nur weil er nicht wußte, was tun. Eine heiße Sehnsucht nach Hause befiel ihn, so heiß und quälend, daß er schlucken mußte.

Lore saß da und betrachtete ihn. Zug um Zug fand sie endlich das Kind wieder, das sie unter so rasenden Schmerzen damals verlassen hatte, und mit jeder Sekunde schwoll ihr Herz mehr. Endlich faltete sie die Hände und sagte aus tiefster Brust: „Mein Liebling! Daß ich dich nun wiederhabe! Erzähle mir von zu Hause, erzähle mir alles!“

„Da ist nicht viel zu erzählen,“ sagte er obenhin und starrte in seine Tasche hinein.

Sie streckte die Hände nach ihm aus und ergriff seinen Arm. Diesem scheuen Kinde gegenüber fühlte sie selbst etwas wie plötzliche Befangenheit.

„Ich denke, es soll dir bei mir gefallen,“ sagte sie sanft.

Nicht um die Welt hätte er aufgesehen, er fühlte, wie ihm die Tränen emporschossen, Tränen entsetzlichster Enttäuschung, und deren schämte er sich.

„Lothar,“ fing sie nach einer Pause wieder an, „warum bist du so scheu, weißt du denn nicht, daß ich deine Mutter bin? Willst du mich denn nicht lieb haben wie ich dich?“

Er biß sich auf die Lippen, sein kleines Gesicht war ganz rot vor Erregung.

„Ich kenne Sie aber doch gar nicht!“ stieß er heraus.

Lore zuckte empor, sie erblaßte wie von einem Peitschenhieb getroffen. Dort stand ihr Knabe, ihr Kind, das sie in Schmerzen geboren, das ihr eigenes Fleisch und Blut war, und nannte sie „Sie“ — wie der Fremdesten einer! Eine furchtbare Anklage erschien ihr das kleine Wort, brennender als Feuer, ätzender als Säure — niemals wieder zu verwischen.

Ihr Atem setzte aus, und erst nach einer langen, lan-

gen Pause sagte sie leise, fast flüsternd: „Ich bin deine Mutter und du nennst mich Sie?"

Scheu sah er in die Höhe. Es war ihm so herausgefahren, wie etwas Natürliches, Selbstverständliches der Fremden gegenüber. Nun, da er das Zucken in ihren Mienen sah, den klagenden Ton ihrer Stimme hörte, kam er sich plötzlich vor wie ein Verbrecher — und doch — und doch, er konnte sich nicht helfen! — Schuldbewußt sah er zu Boden.

„Willst du nicht Mama und du zu mir sagen?" fragte Lore wieder.

Er nickte; aber den ganzen Abend vermied er es sorgfältig. Deshalb klangen seine Antworten kurz und ein wenig unmanierlich. Wie einen Wall fühlte Lore es sich überall entgegenstarren, den sie nicht überschreiten konnte, mit allem guten Willen nicht, und aufgeregt, gedemütigt, traurig ließ sie ihm endlich ein Lager im Salon aufschlagen, mitten unter ihren Kunstschätzen, phantastischen, gefüllten Blumenvasen, Perlvorhängen und Fellen. Nach einem letzten Gutenachtkuß löschte Lothar flink sein Licht aus und kroch unter die Decke. Aber er war zu erregt, an Schlafen nicht zu denken.

Das Laternenlicht verbreitete eine mäßige Helle, und er konnte sich nun erst ordentlich an allem sattsehen, was ihn umgab. Ganz unbekannte, nie gesehene Dinge. Und immer umschmeichelte ihn ein angenehmer Duft, genau wie er von seiner Mutter vorhin ausgegangen war.

Aber war denn das wirklich seine Mutter? Er hatte sie sich immer mit losem Haar vorgestellt, mit halbgeöffneten Lippen, halbgeschlossenen Augen, ein weißes Kleid an und einen Lilienstengel in der Hand, genau so, wie er einmal im Theater eine gute Fee gesehen hatte. Daß das unmöglich war, darüber hatte er niemals nachgedacht, und wieder überkam ihn das Gefühl des Fremdseins mit aller Gewalt, und ein Heimweh nach Vater und Geschwistern, ja, selbst nach der alten Kinderfrau und dem Burschen, daß er zu schluchzen anfing wie noch nie im Leben, so jammer-

voll, so schmerzlich! Hatte er doch seine erste Illusion begraben!

Er kroch mit dem Kopf unter die Decke, aber das Weinen war stärker als er, es überwältigte ihn.

Und nebenan lag Lore. Sie hatte die Tür offen gelassen und richtete sich bei den ersten Lauten auf. Die Hände um das hochgezogene Knie geschlungen, hörte sie ihren Knaben schluchzen. Auch sie weinte, aber ihre Tränen waren bitter und lautlos.

Endlich ertrug sie es nicht länger. Ganz leise stand sie auf und schlich nebenan; ihr langes, weißes, schleppendes Nachtkleid war in dem Dämmerlicht wie ein heller Fleck. So stand sie neben dem Bett ihres Kindes.

Lothar fühlte ihre Anwesenheit; plötzlich fuhr er mit dem Kopf heraus und schrie laut auf.

Da sank sie langsam neben ihm in die Knie und umfaßte ihn mit beiden Armen. „Mein Kind! Mein Lothar!" sagte sie und weiter nichts.

Zwei Arme schlangen sich heftig um ihren Hals, ein tränennasses Gesicht drückte sich fest an ihre Wange.

„Mama! Meine liebe Mama!"

Ihre Tränen flossen ineinander, sie streichelten und küßten sich, sprachen aber kein Wort; eng aneinander gedrückt, umgeben von Stille und Dunkelheit, fanden Mutter und Sohn sich nach all den langen Jahren wieder. —

XXII.

Daß der Besuch bei der Mama so schön sein würde, hatte sich Lothar selbst in seinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt. Das war ein Leben!

Lore verweigerte dem wiedergefundenen Kinde nichts, ging ganz in ihm auf, und wenn auch Stunden der Einsicht und Vernunft kamen, in denen sie sich ihrer Schwäche wegen Vorwürfe machte, schlug sie dieselben doch immer bald wieder in den Wind, mit der Begründung, daß die Zeit

zu kurz sei, um Erziehungsresultate zu verderben oder zu erreichen. Ihre Mutterliebe war ihr zu Kopf gestiegen wie ein berauschender Trank, der alle Vernunft in Banden schlägt, und Lothar besaß viel zu viel gesunden Egoismus und auch Herrschertalent, um nicht gleich seinen Vorteil wahrzunehmen und die ihm gegenüber so schwache Mutter ein wenig zu tyrannisieren.

Lore lächelte zu seinen kindlichen Ungezogenheiten, wie sie zu seinen harmlosen Prahlereien lächelte, aber Achtung nötigte es ihr im geheimen doch ab, daß er so verschwiegen über die Verhältnisse im elterlichen Hause war.

Ein anderes Kind würde geklagt und gejammert haben, das tat er aber nie, dazu war er zu stolz. Was er zu sagen hatte, hatte er damals in seinem Briefe gesagt. Als sie doch einmal versuchte, darauf zurückzukommen, zuckte er unbehaglich die Schultern und erwiderte:

„Frag mich nicht so was, Muttel! Sieh, schimpfen will ich nicht hinter dem Rücken, das finde ich gemein, und Gutes kann ich nicht viel sagen. Papa hat mich hergelassen, denn er vertraut meinem Anstand so viel, daß ich nichts Schlechtes rede.“

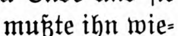
Lore schüttelte den Kopf, aber sie merkte sich diese Lehre, und im Grunde war sie nun doppelt stolz auf den Sohn, der so sehr ihr Blut in den Adern trug. Theren hätte anders gehandelt, sie aber verstand ihr Kind.

Wenn es abends dunkel war und sie dann beieinander saßen, legte der Junge etwas von der knabenhaften Scheu gegen Liebkosungen ab, ließ sich streicheln, küssen und erwiderte die Zärtlichkeiten der Mutter in seiner kindlichen Art und Weise.

In diesen Stunden war Lore ganz glücklich. Sie begriff nicht, daß sie es all die Jahre ohne ihren Sohn auszuhalten vermocht hatte. Das Beste, das Reichste in ihr schien brach gelegen zu haben und nun erst zu seinem Rechte zu kommen.

Zuweilen dachte sie an Bernd, aber mit einem Gefühl der Erleichterung, daß er nicht da war. So innig sie an

ihm hing, dies Zusammenwachsen von Mutter und Kind mußte ohne einen dritten geschehen. Sie wußte, er würde gut zu dem Knaben sein, gerecht auch ihren Gefühlen gegenüberstehen, aber — es war besser so. Lothar brauchte von dem Dasein eines Mannes, der dem Herzen der Mutter nahestand, nichts zu wissen. Lebte er doch jetzt in dem seligen Bewußtsein, der einzige auf der Welt zu sein, der ein Anrecht an die Liebe seiner Mutter hatte.

Wie bald war die kurze Zeit ohnehin zu Ende und sie  mußte ihn wieder hergeben auf ein ganzes Jahr; denn daß er die Ferien von jetzt ab immer bei ihr zubringen sollte, war ausgemachte Sache zwischen ihnen. — Schon vom kommenden Trennungsweh durchzittert, saßen sie auf dem kleinen Balkon, und Lore hielt die Hand des Knaben in der ihren.



„Wie still wird mir's werden, wenn du wieder fort bist, mein Junge,“ sagte sie wehmütig.

„Ach du, Mama, du hast es gut! Du bleibst hier in deinen hübschen Zimmern, und alles ist dein, was du hast. Aber ich! — Kein Mensch mag mich leiden, außer dem Papa, überall bin ich im Wege — überflüssig; kein Plätzchen gehört mir! Und auch der Papa! Weißt du, er hat mich manchmal auch nicht lieb, dann bin ich ihm auch zu viel — wenn ‚sie' über mich zankt und klatscht. Eltern von kleinen Kindern, Mama, sollten nicht auseinander gehen, das ist ein Unrecht gegen die."

Lore strich über die krausen, kurzgeschorenen Haare, sie nagte an den Lippen. „Sei nicht so hart in deinem Urteil, Kind. Es gibt auch ein Recht der Persönlichkeit für den einzelnen, das ebenso heilig ist wie jede andere Pflicht. Noch bist du zu jung, um das zu verstehen, aber später."

„Dann dürfen solche Eltern keine Kinder haben," beharrte er hartnäckig, und plötzlich glitt er von seinem Stuhl herab und kauerte sich der Mutter zu Füßen. „Ach, Mama," rief er leidenschaftlich, „hast du denn eine Ahnung davon, wie unglücklich solch ein Kind sein kann? Alles muß man entbehren, was andere Kinder haben! So einsam ist man, so verlassen!" Er preßte seinen Kopf gegen ihr Knie. „So denke an mich, wenn ich fort bin," setzte er mit erstickter Stimme hinzu. „Hier ist es warm und hell und schön, zu Hause kalt und dunkel, denn da schiebt man mich immer aus dem Wege."

„Kind! Kind!" sagte sie erschüttert.

Es fiel ihr nicht ein, seine Klagen abzuschwächen, denn ihr Herz stand auf seiner Seite. Wenn sie ihn auch munter und gesund nach all den langen Jahren an ihre Brust gedrückt hatte, das bewies noch nichts dagegen, daß sein Gemüt vielleicht um so bitterer darbte. Und sie fühlte sich so schuldig.

„Wenn ich doch immer hierbleiben könnte, Mutter."

„Dein Vater wird es nicht leiden."

„Ach, er wird schon! Er hat ja die Kleinen, die größer werden, wenn es auch Mädchen sind. Und er hat

dann auch mehr seine Ruhe. Um mich gibt es doch immerzu Skandal. Soll ich ihn darum bitten, Mama?" Seine blanken, dunklen Augen sahen sie so erwartungsvoll an, der kindliche Mund zuckte . . .

Lore vergaß alles. Sie wußte nur, daß sie sich ihrem Knaben schuldig war, nachdem sie ihm das Leben gegeben. Absichtlich schloß sie ihre Augen vor allen weiteren Folgerungen; sie war zuerst Mutter, mußte zuerst Mutter sein. „Sprich mit deinem Vater," sagte sie und zog den Sohn an ihr Herz. „Bei mir hast du immer eine Heimstatt." —

Abends im Bett grübelte sie lange darüber nach. Wie würde das werden, wenn sie ihren Knaben von jetzt an bei sich behielt?

Ihr Leben mußte eine vollständige Änderung erfahren, das war sicher, aber darüber würde ihr die Liebe hinweghelfen, die unversiegliche Mutterliebe; nur wie Bernd diese Änderungen aufnehmen würde, zog wie eine flüchtige Sorge an ihrem Geist vorüber. Er war auch eine schwer zu behandelnde Natur und hatte seine Schwächen.

Ihm war sie dasselbe schuldig wie ihrem Sohn, aber er war ein starker Mann, der schon fest im Leben stand und das hier ein hilfloses Kind! Eine großherzige Natur konnte da nicht schwanken.

In der Nacht hatte sie einen häßlichen Traum, der sie in Schweiß gebadet erwachen ließ, aber dann atmete sie befreit auf und hatte das Gefühl, einer drückenden Bürde ledig zu sein, die sie arg gequält hatte. — —

Als Lothar abgereist war, kam es ihr sehr einsam und traurig in ihrer Wohnung vor, in der mit dem Knaben so viel lautes und frohes Leben eingezogen war. Sie ersehnte Bernds Rückkehr und hatte das Herz voll von Plänen und Wünschen für die Zukunft.

Daß ihr Freund das alles nicht so begeistert aufnahm wie sie gehofft, ernüchterte sie ein wenig.

„Reiße den Jungen nicht aus dem Boden, in dem er wurzelt," warnte er. „Deine Hand ist nicht stark genug

zum Zügeln. Du weißt noch nicht, was Kindererziehung heißt."

Ja, wußte das Theren denn? Sie hatte wenigstens darüber nachgedacht, er nicht. Allerdings, ihre Hand war nicht stark, das wußte sie jetzt genau, nun sie einen Rückblick auf die verflossene Zeit tat. Liebe, nichts als Liebe und Weichheit hatte sie für ihr Kind gehabt, und sie war doch zu klug, um nicht zu wissen, daß damit allein ein Knabe von Lothars Temperament und Charakter nicht zu leiten sein würde. Aber ein Zweifel war doch in ihr wach geworden, ob Bernd auch imstande wäre, ihre Gefühle voll zu verstehen. Sie sah ihn darauf prüfend an. Er saß im Stuhl zurückgelegt und las ruhig. Ja natürlich, ihn würde die Gegenwart eines dritten stören, er war eben selbstsüchtig wie alle Männer!

Aber die kleine Verstimmung dauerte nicht lange, es war ja auch ein Streit um des Kaisers Bart. Der Vater würde seinen Sohn nicht hergeben. —

In des Knaben Herz aber war durch den Aufenthalt bei der Mutter ein Keim gefallen, der rasch wuchs und sich ausbreitete. Kleinigkeiten, auf die er sonst kaum geachtet, erfüllten ihn jetzt mit Bitterkeit, er war launisch, ungezogen und sah sich selbst stets im Lichte eines Duldenden. Seine Mutter hatte ihn verzogen, unsinnig, nur entschuldbar durch die Lage, in der sie sich ihrem Kinde gegenüber befunden. Diesen Maßstab legte er nun auch zu Hause an. Der Vater wollte ihn nicht ganz zur Mutter lassen. Das empörte ihn innerlich und verhärtete sein Herz auch gegen den, und das Leben mit der Stiefmutter war für alle Teile unerquicklich. Da kam Sophie eines Tages. Sie hatte den Bruder lange nicht besucht, denn Lydia war durchaus nicht mehr die gefällige Freundin wie früher, und da brach das Gewitter los.

„Mit dem Jungen ist es wahrhaftig nicht mehr zum aushalten," sagte Lydia geärgert, als sie ihn polternd und pfeifend im Hause umherwirtschaften hörte. „Gerade als sei der Böse in ihn gefahren seit dem Sommer. So ist es

den ganzen Winter gegangen, und wenn er sich nicht ändert, dringe ich darauf, daß er in Pension gebracht wird!“



Von Lothars Ferienbesuch bei der Mutter wußten beide Frauen nichts, darüber schwiegen Vater und Sohn unverbrüchlich.

Lothar, der gerade eingetreten war, hörte das letzte.

„Ich gehe in keine Pension,“ sagte er trotzig.

„Du wirst wohl gerade gefragt werden.“

„Ich tue es nicht."

Er stand da, schlank und schmal, hoch aufgerichtet, mit funkelnden Augen, seine Ähnlichkeit mit Lore war geradezu verblüffend. Sophie bemerkte das und knüpfte eine gehässige Bemerkung daran.

Der Junge fuhr herum. „Sprich nicht von meiner Mutter, du! Ich verbiete es dir!" schrie er und ballte die Hände zur Faust.

Sophie lachte. „Rege dich nicht auf," höhnte sie, „dieses Frauenzimmer ist die letzte, von der wir hier sprechen."

Er trat dicht vor sie hin, mit keuchender Brust und fliegendem Atem. „Beschimpfe meine Mutter nicht — oder — oder —"

„Er mag ja hingehen zu der sauberen Mutter, die davongelaufen ist und ihn hiergelassen hat," sagte nun auch Lydia in grenzenlosem Zorn. „Wir weinen ihm keine Tränen nach."

Wie ein gereizter Tiger wandte er sich zu ihr herum. „Das ist alles nicht wahr, alles Lüge! Lüge! Lüge!" schrie er außer sich. „Ihr seid zehntausendmal schlechter als meine Mutter!"

Da hob Lydia die Hand und schlug ihm zweimal heftig in das Gesicht. Theren hatte zwar körperliche Züchtigung ein für allemal verboten, aber in diesem Augenblick war ihr das gleichgültig.

„Du hast mich geschlagen!" stöhnte das in seinem starken Ehrgefühl getroffene Kind, dann — wie ein Wilder stürzte es sich auf seine Feindin.

In diesem Moment trat der Hauptmann ein. Er sah den Knäuel, hörte Sophies gellendes Geschrei — und den Jungen mit einer Hand bei den Haaren erwischend, schleuderte er ihn zu Boden.

„Was soll das heißen?" fragte er wutschnaubend. Und auf das verworrene Gerede der beiden Frauen hin nahm er den Jungen, der trotzig schwieg, vor und hieb ihn unbarm-

herzig mit dem Säbel durch. „Ich werde dich lehren, dich an deiner Mutter zu vergreifen!"

„Sieh nur das höhnische Gesicht, das er noch macht," hetzte Sophie, die Lothar jetzt geradezu haßte.

Blutunterlaufen, zerschunden, zerschlagen kam er endlich in sein Zimmer; kaum konnte er sich rühren, aber kein Wort der Klage entfuhr ihm. Sein Gesicht war ganz steinern, seine Hände eiskalt.

„Was tue ich nun?" dachte er. „Soll ich mich umbringen? Am besten wäre es wohl, dann hätte ich die Schande abgewaschen, von ‚ihr' geprügelt zu sein. Es wäre auch dem Papa ganz recht, der mich hier behalten will, ohne daß er mich doch lieb hat — dann würde er gewiß weinen und sich grämen — und meine Mutter auch."

Bei dem Gedanken an seine Mutter wurde ihm das Herz weich und die Augen feucht. Die hatte es ja nun nicht verdient, daß er ihr einen Schmerz antat. Die hatte ihn lieb, und er war ihr einziges auf der Welt. — Wie lindernder Balsam träufelte der Gedanke auf seine erregten Gefühle! Die konnten hier mit ihm aufstellen, was sie wollten! Es kränkte ihn nicht, denn er liebte sie nicht, ja er haßte sie fast — auch seinen Vater, der im Zorn nicht einmal ordentlich gefragt hatte, wo Recht und wo Unrecht war. — Er durfte seine Mutter nicht verunglimpfen lassen — das wäre feig gewesen und feig — nein, bei Gott, das war er nicht! Wenn seine Mutter nicht gelebt hätte, wer weiß, ob er nach dem heutigen Erlebnis nicht den Entschluß gefaßt hätte, zu sterben.

Seine Nerven zuckten so, daß er sie schmerzlich empfand, aber er rang mannhaft die Tränen hernieder und zählte, mechanisch auf einen Fleck starrend, so weit er kommen konnte.

Was war er doch für ein unglücklicher Junge unter den herrschenden Verhältnissen! — Erbitterung stieg in ihm auf, heiß und jäh, und raubte ihm das letzte Bewußtsein seiner eigenen Fehler. —

Der Hauptmann rief nach ihm.

Verstockt und trotzig, bleich vor innerer Erregung, trat er bei seinem Vater ein.

Der sah ihn nachdenklich an. — Lore! Lore, wie sie leibte und lebte! Dasselbe Gefühl, das ihn gegen seine erste Frau so erbitterte, wenn sie ihm so frei in das Auge sah, mit diesem konzentrierten Ausdruck von Auflehnung, erfaßte ihn plötzlich auch gegen den Sohn. Er hatte ihn ruhig tadeln, dann versöhnlich mit ihm sprechen wollen, nun war alles fort.

„Sieh nicht so frech aus!" herrschte er ihn an. „Du machst mir schöne Geschichten! Wie kannst du dich unterstehen, deine Mutter anzugreifen?"

„Sie beschimpfte meine Mutter — sie hat kein Recht dazu — sie ist eine Fremde für mich!" stieß Lothar heraus.

Sein frisches Kindergesicht, auf der linken Wange von einem roten Striemen durchfurcht, sah seltsam unkindlich aus in diesem Augenblick.

Theren sprang auf, ballte die Faust und schüttelte sie ihm unter der Nase. „Ich werde dich lehren, wie du dich von jetzt ab zu betragen hast! So ein Fratz! Gleich gehst du hin, küßt deiner Mutter die Hand und bittest um Verzeihung."

Lothar stand und rührte sich nicht.

„Wird's bald? Oder soll ich dir Beine machen!"

„Und wenn du mich totschlägst, Papa, ich tue es n i ch t."

Seine Stimme war ganz heiser und tonlos, aber hart wie Metall.

„Du willst nicht?"

„Nein!"

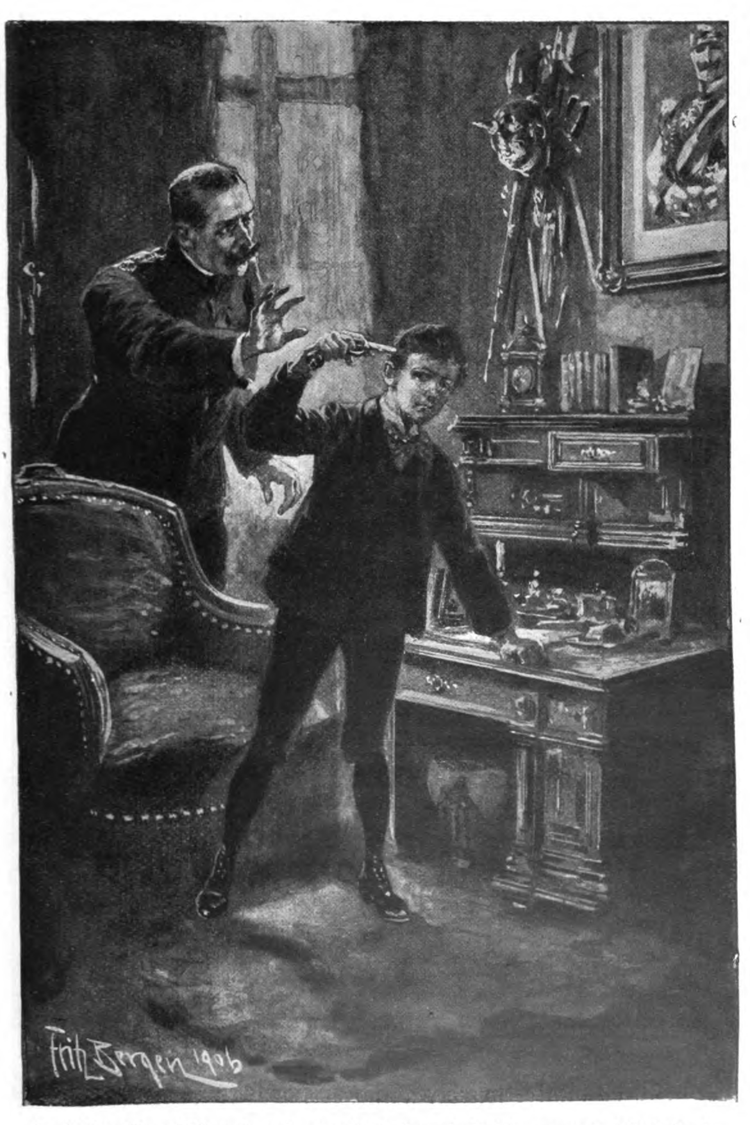
Die Faust sauste hernieder auf den Kopf des Knaben, er wankte ein wenig, gab aber keinen Laut von sich.

„Wirst du gehen?"

„Nein!"

Der Offizier packte ihn in sinnloser Wut an den Schultern und schüttelte ihn hin und her.

„Ich verabscheue dich, Bengel," knirschte er, „ich hasse



In diesem Augenblick umspannte eine Hand krampfhaft sein mageres, feines Handgelenk — Vater und Sohn starrten sich wortlos in die Augen. (S. 295.)

dich wie das Weib, von dem du abstammst. Geh mir aus den Augen! Wenn ich dich tot wiedersähe, wäre mir am wohlsten.“ Und wie ein lebloses Bündel schleuderte er den Knaben in einen Winkel und verließ sporenklirrend das Zimmer.

Halb betäubt blieb Lothar liegen. Er fühlte sich wie im Sterben. Die Kleine kam und versuchte um ihn herumzuschmeicheln — er blieb ganz gefühllos. Die Stiefmutter und Tante Sophie gingen durch das Zimmer, ihre höhnischen Blicke und Reden sah und hörte er nicht. Vor ihm stand nur eins! Sein Vater hatte ihn tot gewünscht — das war auch das beste für ihn. Hier gehörte er nicht hin, und wo sein Platz war — dahin ließ man ihn nicht — von Gerichts wegen! — Er wußte zwar nicht genau, was das war, aber es mußte stärker sein als Wille und Macht des einzelnen, es unterwarf sich alles! Seine Mutter beugte sich, indem sie ihn ließ, sein Vater, indem er ihn behielt. —

Nun wußte er ganz genau, daß in der obersten Schublade des Schreibtisches, der meist unverschlossen war, ein Pistolenkasten stand. — Wenn er die Waffe herausnahm — ein Druck — ein Knall! — Dann hatte ihn sein Vater tot und konnte zufrieden sein . . . dann würde er sich über seine Worte Vorwürfe machen, die aber nichts mehr halfen . . . und er war für den heutigen Tag gerächt.

Nur daran dachte er mit triumphierender, kindischer Freude, nicht daran, daß er sein Leben deshalb hinwerfen wollte wie ein wertloses Gut. Sterben! Der Gedanke war ihm gar nicht schrecklich. — Die wilde Energie seiner Knabenseele, gestählt durch die empfindungsarme Erziehung, in der keine sanfte Mutterhand liebevoll glättete und weichere Regungen weckte, war zu allem fähig. Er zitterte und schauderte nicht bei dem Gedanken an einen freiwilligen Tod.

Als es dunkel wurde, schlich er sich leise hervor. Sein armer, kleiner, zerschlagener Körper bebte vor Schmerz, aber die Augen waren trocken, die Zähne gewaltsam zu-

sammengebissen. Richtig! Der Schlüssel steckte. — Er zog den Kasten auf, die Waffe lag in seiner Hand.

Er sah sich spähend um, niemand war zu sehen. Er setzte den kalten Stahl ohne Besinnen an die Schläfe, dumpfe Rachgier brannte in ihm — und — drückte ab.

Ein knipsendes Geräusch, ein heftiger Ruck — die Waffe war ungeladen.

Ein Stöhnen der Verzweiflung rang sich von den blutlosen Lippen des Knaben. Nun wäre alles vorbei gewesen . . . aber er hatte kein Glück.

In diesem Augenblick umspannte eine Hand krampfhaft sein mageres, feines Handgelenk — Vater und Sohn starrten sich wortlos in die Augen.

Der Hauptmann war totenbleich und zitterte am ganzen Leibe — der Knabe sah aus wie ein Irrer.

„Geh zu Bett!" sagte Theren endlich langsam, man sah, wie jedes Wort ihm zur Qual wurde, und drehte sich um.

Lautlos schlich Lothar aus der Türe. —

In dieser Nacht ging der Hauptmann nicht zu Bett. Mit aufgestütztem Kopf saß er und grübelte. Er konnte es sich nicht ableugnen, in diesem Kampf war er unterlegen. Der Knabe war stärker als er. Und er wußte weiter genau, daß er alles verloren hatte. Die Liebe und das Vertrauen seines Kindes, jede Zusammengehörigkeit, und er litt schmerzlich darunter. In dieser Nacht büßte er etwas von dem ab, was er Lore zu tragen gegeben hatte.

Was würde nun werden? — Was sollte er mit dem Sohne machen? Unwiederbringlich war das dahin, was bisher ihr gemeinsames Leben ausgemacht hatte.

„Alle unnatürlichen Verhältnisse rächen sich und fordern Opfer," dachte er gequält. „Mann und Frau gehören zusammen und die Kinder zwischen sie! Sonst büßt es ein jeder auf seine Art." —

Er vermied am nächsten Morgen, Lothar vor der Schule zu sehen, immer noch schwankte er, wie er ihm entgegentreten solle. Hinter der Gardine verborgen, sah er

ihn mit seinem Ranzen das Haus verlassen, schwankend, gebückt, kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten. Sein kleines Gesicht so blaß, nur der rote Striemen brannte darauf.

Beim Essen fehlte Lothar. — Er sei nicht nach Hause gekommen, hieß es.

Den Vater befiel Angst, er ging zum Direktor der Schule. Dort war er überhaupt nicht gewesen. Vierundzwanzig Stunden suchten sie ihn überall — vergeblich. Dann sandte Theren eine Depesche an Lore, ob ihr Sohn bei ihr sei. Sie antwortete: „Nein!" — Wie konnte er auch, er hatte ja kein Geld. —

Theren war wie ein Verzweifelter. Je länger die Ungewißheit dauerte, je schärfer machte er sich Vorwürfe. Er zweifelte nicht, daß das Kind sich ein Leid angetan, den Ausdruck in dem blassen Gesicht konnte er nicht vergessen.

Seine Haare wurden an den Schläfen grau, denn wieder — nach acht Tagen — kam eine Depesche von Lore: „Nichts!" — — —

Mit verweinten Augen und gerungenen Händen saß Lore Bernd gegenüber am gedeckten Abendtisch.

„Tröste mich!" flehte sie. „Ich bitte dich, tröste mich, Bernd! Was ist aus meinem Jungen geworden? Das Herz dreht sich mir um, wenn ich mir ausmale, er könnte sich getötet haben. Mein Kind! Mein einziges, liebes Kind! Wie mag ihm zumute gewesen sein! Und ich war nicht da, konnte ihn nicht trösten . . ."

Er nahm die weinende Frau in seine Arme. „Laß uns doch erst einmal geduldig abwarten; finden muß man ihn doch immer, so oder so. Ich glaube nicht, daß er dir diesen Kummer angetan, ohne dich zu benachrichtigen."

Sie sah ihn hoffnungsvoll an. „Nein wirklich, das täte er nicht! Ach, Bernd, wenn ich dich nicht hätte!" —

„Ich wollte, ich könnte dir mehr helfen!"

„Nein, nein!" Sie legte den Kopf an seine Brust. „Gehe nur noch nicht fort, bleibe, ich bin in einem schrecklichen Zustand!"

Er sah auf die Uhr. Eben schlug es zehn. Draußen klingelte jemand heftig.

Lore fuhr mit beiden Händen an die Schläfen. „Eine Depesche!“ murmelte sie mit starren Augen. Sie konnte nicht gehen, so zitterten ihr die Knie. Bernd geleitete sie zur Chaiselongue. Man sprach auf dem Korridor; die Tür flog auf — im Rahmen stand Lothar.

Aber wie sah er aus! Abgemagert, kreideweiß — nur die rote Schwiele brannte noch — Strohreste in den Haaren, der Anzug zerrissen, die Stiefel voll Lehm.



Er sah sich mißtrauisch um. Die Gegenwart des fremden Mannes lähmte ihn augenscheinlich. So hatte er sich den Empfang nicht gedacht.

„Mama!“ stieß er hart, rauh, kurz hervor. Dann taumelte er und sank auf den nächsten Stuhl.

„Lothar! Lothar!“ Lore war bei ihm, kniete vor ihm nieder, umschlang ihn . . . „Mein Kind, wo bist du gewesen? Was hast du so lange gemacht? Wie hast du uns geängstigt!“ Sie weinte und zitterte.

„Zu Fuß bin ich gegangen — zu dir,“ flüsterte er tonlos. „Ich hatte doch kein Geld — und ich habe so Hunger.“

Sie führte ihn an den Tisch und häufte ihm den Teller voll.

Wieder zuckte ein mißtrauischer Blick aus den eingesunkenen Augen zu dem fremden Manne hin, und leise flüsterte das Kind: „Wer ist das? Was tut er hier bei dir?“

„Das ist Onkel Bernd, dein Onkel Bernd, den du sehr lieb haben mußt!“ sagte Lore hastig, mit erstickter Stimme. Sie sah ihren Freund an, flehend, mit feuchten Augen.

Bernd trat näher; er streckte dem Knaben die Hand hin. Vielleicht dachte er an seine eigene Knabenzeit und beurteilte die Handlungsweise des Kindes nachsichtig. Er lächelte ihm zu: „Alle Achtung vor deiner Marschfähigkeit!“

Auch der Knabe lächelte. Das Lob tat ihm so wohl.

Lore seufzte wie befreit auf.

Während er aß, erzählte er, ohne Ruhmredigkeit, mit großer Mäßigung, obgleich er sich das sicher nicht vorgenommen hatte. Unbewußt traten seine vornehmen Charakteranlagen zutage, zugleich mit ihnen aber auch sein Starrsinn, der durch nichts zu beugen war.

Bernd beobachtete ihn im stillen.

„Und nun bleibe ich bei dir, Mama,“ sagte er zum Schluß, nicht fragend oder bittend, sondern wie selbstverständlich.

„Mein lieber Sohn! Ganz gewiß!“

Sie blickte auf; ihre und Bernds Augen trafen sich eine Sekunde. Es war Lore, als erschrak sie plötzlich.

Das Haupt des Kindes sank vornüber. Es schlief plötzlich, überwältigt von Mattigkeit, fest ein.

„Bringe ihn zur Ruhe," sagte Bernd halblaut und strich über das krause, verwahrloste Haar. „Die Nächte in den Strohschobern und auf freiem Felde rächen sich; er ist zu Tode erschöpft."

Sie faltete die Hände und sah dem Manne in das Gesicht. Ihre Stimme war leise und flehend. „Bernd, er ist mein einziges Kind! Du siehst, in welchem Zustand er zu mir geflohen ist. Willst du ihn nicht auch zu deinem Sohn machen?"

„Ja, Lore!" sagte er. „Ja, soweit ich kann!" —

Als Lore schon im Bett lag, wachte Lothar noch einmal auf. „Mama!" rief er laut und ängstlich.

„Ja, Herz!"

Er atmete rasch und tief, wie erlöst. „Mutterchen, wer ist Onkel Bernd eigentlich?"

„Ein Verwandter von mir, mein Kind."

„Ist er oft hier?"

„Alle Tage zu Tisch."

„Muß das sein?"

„Ja, das muß. Denke doch, wie allein ich immer war!"

„Aber jetzt bin ich ja bei dir — immer, Mama!"

„Trotzdem kommt Onkel Bernd."

„So? Na, dann mag es sein! Aber ich wäre viel lieber mit dir allein gewesen, Mama; ich hatte mich so darauf gefreut. Übrigens gefällt er mir recht gut."

„Siehst du!"

„Aber du hast ihn nicht lieber als mich?"

„Nein! Nein!"

Lores Herz zog sich beklommen zusammen. Zum erstenmal ahnte sie, daß sie einem Konflikt entgegengehen könne zwischen den beiden Menschen, die ihr die liebsten auf der Welt waren.

XXIII.

Theren hatte sich sofort bereit erklärt, Lothar bei seiner Mutter zu lassen, nachdem er von seiner Ankunft dort erfahren. Er fühlte selbst, daß dies die beste Lösung und Lothar nach dem Geschehenen nicht mehr in seinem Hause zu halten war. Er war seiner früheren Frau aufrichtig dankbar, daß sie ihren Knaben zu sich nehmen wollte, und er somit der Aufgabe seiner weiteren Erziehung überhoben war.

Lydia höhnte ihn jetzt wegen seiner um den Jungen gezeigten, lächerlichen Angst und Sorge. — Frieden hätte es doch nicht gegeben, da war es schon besser, der Sache gleich ein Ende zu machen. Freilich blutete sein Vaterherz. Er hing an dem Jungen, den er sich ganz als sein Ebenbild zu ziehen gedachte; aber — um des lieben Friedens willen waren schon andere Opfer gebracht worden, wurden täglich neue gebracht. Um des häuslichen Behagens willen fand er sich darein. —

Lothar war selig; seine tolle, kindische Freude, das irdische Paradies erreicht zu haben, wirkte auch auf Lore befreiend und beruhigend. Bernd hatte wenig gesagt. Er liebte die Frau, deshalb kam er ihrem Kinde mit den besten Absichten entgegen; aber er allein vielleicht verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, die ihrem gegenseitigen Verkehr daraus erwuchsen.

Lore, die helläugige, scharfblickende Lore schien dafür völlig blind zu sein, oder vielmehr sein zu wollen, denn mancher Blick, der ihn verstohlen streifte, war unruhig und voll geheimer Sorge.

Einmal als sie allein waren, was jetzt fast nie vorkam, legte sich ihm flüchtig die Hand auf die Schulter.

„Bernd, wirst du ihn lieben können um meinetwillen, als gehörte er dir?“ fragte sie beklommen, „lieben mit all seinen Fehlern und guten Eigenschaften?“

Er lächelte. „Ich versuche es doch redlich, Lore!“

„Wird es dir schwer?“

„Nein! Er ist ja ein gutes Kind, wenn auch mit vielen Charakterhärten."

„Ich fürchte manchmal, ich habe nicht die Kraft, ihn zu erziehen," sagte sie traurig, „den Willen wohl, aber nicht die Kraft; da mußt du denn eingreifen."

Er sah sie seltsam an; aber er schwieg. Begriff sie denn nicht, in welche Stellung sie ihn drängte? Ängstlich vermied er jede Zärtlichkeit mit der Frau, die noch vor wenigen Tagen völlig zu ihm gehört hatte; jedem Wort, jedem Blick wich er aus und fühlte sich dadurch gedrückt und überflüssig.

„Ist sie so blind," dachte er oft ärgerlich, „oder will sie es nur sein, weil es ihr bequemer ist?"

Beides war unrichtig. Lore befand sich selbst in einem Chaos von Wirrnissen, die sie nicht so leicht klären konnte, wie sie es sonst gewohnt war. Zu viel Gefühl, zu viel Sturm in ihr! Die alte, leidenschaftliche Lore war wieder erwacht, und sie dankte im stillen Gott, daß Bernd anscheinend so wenig berührt von dem Wechsel in ihrem Hause war, der ihr manche schlaflose Nacht bereitete. Sie wollte sich hüten, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Lothar schloß sich Onkel Bernd mit der ganzen kindlichen Naivität seines Herzens an, nur eifersüchtig darauf bedacht, bei der Mutter der Erste zu sein, und Bernd hatte sein Herz ganz gewonnen, als er dafür sprach, daß Lothar ein eigenes Zimmer haben müsse.

„Wie soll ich denn das machen?" fragte Lore zuerst ärgerlich erstaunt, denn die Wohnung war nur klein; aber dann fand sich Rat.

Unter dem Dach stand ein Mansardenstübchen leer, das konnte Frau Theren für ein Billiges mieten. Die Möbel waren alt und einfach; aber kein König konnte glückseliger in sein Schloß ziehen, als Lothar in dieses primitive Gemach. Sein Eigentum! Ein Ort, an dem er Herr war!

An dem großen Einzugstage brachte Bernd ein schönes Tintenfaß, Federn und Bleistifte; im Triumph wurde er hinaufgeführt.

„Ist es nicht wunderschön, Onkel?" — Die strahlenden, funkelnden Knabenaugen hingen an seinem Gesicht.

„Wunderschön!"

Dann schlangen sich die schmächtigen Kinderarme um seinen Hals. „Ich danke dir tausendmal, mein lieber, guter Onkel! Nur du hast dafür gesorgt, daß alles so schön gekommen ist. Ich danke dir!"

Eine warme Quelle brach in Bernds Herzen auf; er streichelte den krausen Kopf. „Du wirst dich dessen nun auch würdig erweisen, Lothar, nicht?"

„Ja!" —

Die Rührung war verflogen, er ordnete strahlend seine Bücher und Hefte.

„Weißt du, Onkel, hinter dem lieben Gott kommt bei mir gleich die Mama. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob sie nicht vorgeht, und dann du. Zuerst war es der Papa; aber wie er mich so geschlagen hat, nur weil ich nicht leiden wollte, daß ‚sie' meine Mutter beschimpfte, da hat er auch alle Liebe in mir totgeschlagen. Ich bin nun mal so; recht mag es nicht sein; aber nun ist alles zu Ende."

„Wenn du mich aber doch so lieb hast, möchtest du mich dann nicht zum Vater haben, Lothar?"

Der Knabe unterbrach jäh seine Arbeit; aus den frischen Wangen wich das Blut. „Nein, Onkel!"

„Gib mir doch einmal ein Zündholz her! So, danke! Warum denn nicht, wenn ich fragen darf?"

Lothar setzte sich auf die Tischecke. Seine Hände schlossen sich fest. „Sieh mal," sagte er, offenbar bemüht, logisch zu denken und zu sprechen, „dann wäre ich nicht mehr der einzige bei der Mama. Erst käme ihr Mann, dann ich. Das will ich aber nicht; das könnte ich nicht ertragen! Jetzt bin ich ja noch klein; aber später werde ich doch größer; dann will ich für sie sorgen. Sie soll nicht mehr zu arbeiten brauchen, dafür bin ich ja da; aber sie soll mir das alles allein verdanken und keinen anderen lieb haben als mich. Nein, Onkel, schwöre mir, daß du sie nicht heiraten willst!"

„Du bist ein Egoist!" sagte Bernd und klopfte be-

dächtig die Asche von seiner Zigarre. „Aber wenn du nun später deine Mutter verläßt, und sie sitzt im Alter allein?“

„Das werde ich nie tun! Übrigens ist sie ja schon alt; du und sie, ihr seid zwei alte Leute, die doch nicht mehr an Heiraten denken können! — Hast du die Schwalbe gesehen, die eben am Fenster vorbeiflog?“

„Ja!“

Bernd war froh, daß das Kindergemüt gesiegt und den Schluß des Gespräches vereitelt hatte. Was er geahnt, wußte er nun genau. In dem Knaben, der an ihm hing, besaß er einen Rivalen, der gefährlicher und unbesiegbarer war, als alle anderen Menschen. Er mußte Lore warnen, Vorsicht bis zum Äußersten war geboten, wenigstens vorläufig.

Sie hörte seine Erzählung an, den Kopf gesenkt, die Hände um die Knie verschränkt, ohne einen Laut.

„Ich bitte dich also,“ schloß er, „laß Lothar nichts von unsern Beziehungen ahnen, verzichten wir auf alles, um ihn nicht mißtrauisch zu machen. Er ist ein leicht erregbares Gemüt.“

„Welch hartes Los, zwischen Mann und Kind zu stehen,“ sagte sie halblaut.

„Oder mache gleich ein Ende. Er ist noch jung, er wird sich fügen. Heirate mich!“

Sie sah ihn gequält an. „Bernd, ich hasse und fürchte die Ehe so sehr! Wir sind doch beide fertige Menschen — können wir denn nicht unsern Weg so weiter gehen?“

„Denke an deinen Knaben. Noch ist er ein Kind, aber allmählich wird er sehend werden.“

Sie drückte die Fäuste in die Augenhöhlen, dann sprang sie auf. „Nein, ich will nicht! N o ch will ich nicht!“

„Wie du meinst,“ sagte er traurig, „aber du darfst mir nie Vorwürfe machen.“

Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn heiß. „Nie! Du bist der beste, bravste Mensch. Aber hier kommt die Forderung der Persönlichkeit in Frage. Ich habe das Recht, über mich zu entscheiden.“

„Und die Folgen zu tragen," ergänzte er leise. —

Ein paar Tage später war es, als Lothar mit seinem Bücherranzen in Hechtsätzen die Treppen hinaufsprang. Der Nachmittagsunterricht war zu Ende.

Er hatte vor einiger Zeit gesehen, daß im ersten Stock ein Wechsel der Mieter stattgefunden und seine knabenhafte Freude daran gehabt, seitdem aber die Eingangstür wieder geschlossen war, das Interesse dafür verloren. Jetzt stand vor dieser selben Tür ein Kind, ein vielleicht vierzehnjähriges Mädchen und klingelte.

Er hatte den Glockenton schon im Hausflur gehört, nun sah er neugierig auf die Wartende, anscheinend Ausgesperrte, denn drinnen in der Wohnung regte sich nichts. Langsam, den Kopf rückwärts gewendet, stieg Lothar die Treppenstufen hinauf, er war begierig zu sehen, was sich da entwickeln würde.

Das Mädchen kümmerte sich nicht um ihn. Sie hatte einen Schopf rotbrauner, glanzloser Haare unter dem Matrosenhut heraushängen und drehte ihm den Rücken zu.

Nach einem Weilchen glitt der Junge plötzlich am Treppengeländer wieder herab.

„Laß mich mal, ich kann toller klingeln als du," sagte er in einer ritterlichen Aufwallung.

Sie blickte ihn an und trat stumm beiseite. Die ernsten Augen in dem jungen, blassen Gesicht wirkten unbewußt auf ihn. Er zog an der Klingel so heftig er konnte; schrill, um Tote zu Tote zu erwecken, gellte es hinter der geschlossenen Tür.

Alles blieb still.

„Mama wird wohl ausgegangen sein und die Mädchen auch," sagte das Kind mit einer bewundernswerten Ergebenheit.

„Drinnen ist niemand. Aber was willst du jetzt machen?" fragte Lothar mitleidig.

„Warten!"

Sie hob den blauen Kleiderrock, der einen weißen,

spitzenbesetzten Unterrock barg, und setzte sich auf die unterste Treppenstufe.

Der Junge blieb zögernd stehen. „Das kann aber lange dauern.“

„Wahrscheinlich.“

„Wirst du nicht wütend?“

„Das nützt doch nichts.“

„Aber ich müßte es einfach werden.“

„Ich nicht.“

„Soll ich dir Gesellschaft leisten?“

Er stand noch immer und sah auf sie herab, seine langen Arme schlenkerten etwas befangen hin und her.

Sie blickte auf. „Wenn — wenn — wenn Sie so gut sein wollen!“

„Dumme Gans!“ sagte er wegwerfend, in seinen früheren sehr robusten Ton zurückfallend, den er sich bei der Mama halb ahnungslos abgeschliffen hatte, und machte Miene, die Treppe hinaufzugehen. Das Mädchen drehte den Kopf und sah ihm erstaunt nach. Er hielt inne, er schämte sich etwas.

„Na ja,“ sagte er halb entschuldigend, „wenn du auch ‚Sie‘ zu mir sagst! — Wir sind doch Kinder.“

Sie nickte und zog ihre Handschuhe ab. „Mama will es so.“



„Aber die ist doch jetzt nicht hier, die läßt dich doch warten! Zu mir kannst du schon du sagen.“

Er hatte sich eine Stufe höher gesetzt als sie und blickte mit einer gewissen Schützermiene zu ihr herunter.

„Wer bist du eigentlich?“

„Meine Mama ist Frau von Beck“ — sie wies mit der Hand nach dem Türschild — „und ich bin Hertha. Am Ersten sind wir eingezogen.“

„Und ich bin Lothar Theren. Meine Mama ist Schriftstellerin. Arg schön kann sie schreiben, sage ich dir! Ich bin auch erst kurze Zeit hier, bis dahin war ich bei meinem Papa in M., aber ich möchte nicht mehr hin. Der hat die Kleinen und die Stiefmutter. Ich bin hier ganz glücklich! Ich habe ein eigenes Zimmer, und meine Mama hat keinen Menschen so lieb wie mich; auch Onkel Bernd nicht.“

Hertha stützte den Kopf in die Hand. „Meine Mama hat mich auch lieb,“ sagte sie, aber es klang nicht so triumphierend wie Lothars Worte.

„Hast du keinen Vater?“

„Er ist auch in M.“

„Nicht möglich! — Ist denn dein Vater und deine Mutter auch geschieden wie meine?“

„Ja, das sind sie.“

Lothar war sehr interessiert. Er hatte seine Lebensschicksale bisher für außerordentlich eigenartig gehalten, war fast stolz darauf gewesen, obgleich sie ihn auch bekümmerten, und diesem Mädchen hier ging es nicht besser. Er fühlte sich ihr plötzlich ganz nahe gerückt.

„Willst du in mein Zimmer kommen, Hertha, und da warten?“ fragte er großmütig.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, danke. Ich weiß dann ja nicht, wann Mama kommt.“

„Hast du deine Mama sehr lieb?“

Das Kind sah den Knaben an. „Ja!“ sagte es bestimmt.

„Warum?“

„Weil sie so schön ist; und weil jeder Mensch sie lieb hat.“

„Und sie hat dich auch sehr lieb?“

Sie strich eine Falte ihres Kleides herunter, während sie sich besann. „Ich weiß nicht — ich denke doch!“ Es klang zögernd.

„Aber das mußt du doch wissen, so dumm kannst du doch nicht sein,“ entgegnete er ungeduldig.

„Ich bin eben häßlich.“ Sie gab die Auskunft nur ungern, man merkte es ihr deutlich an. Nun zog sie die Schultern hoch, als wehre sie damit jede weitere Neugier von außen her ab.

Lothar sah sie ganz erstaunt an. „Häßlich? Laß einmal sehen! Nein, häßlich bist du doch nicht!“

„Doch, Mama sagt es; und weil ich ein Mädchen bin, ist das sehr traurig für mich.“

„Was sollte dir denn deine Schönheit nützen?“ fragte er und rückte ihr neugierig näher. „Du bist, wie du bist. Das ist doch genug. Gerade weil du ein Mädchen bist.“

Sie sah ihn mitleidig und von oben herab an, er erschien ihr jetzt dumm. Sie öffnete auch den Mund, als sie aber seinen großen, fragenden Augen begegnete, schloß sie ihn geschwind.

„Kommst du auch alle Tage um diese Zeit aus der Schule?“ fragte er nach einer längeren Pause.

„Ja!“

„Ich auch. Dann werden wir uns oft sehen. Du mußt nämlich wissen, ich habe hier noch keinen Freund und werde auch wohl so bald keinen finden. Da bin ich viel allein.“

„Ich habe auch keine Freundin.“

„Lebt ihr schon lange hier?“

„O ja, so lange ich denken kann.“

„Warum hast du keine Freundin?“

„Mama sagt: Kinder, die in unregelmäßigen Verhältnissen leben, sollen sich nicht anschließen, es gibt nur Klatscherei davon.“

„Na — deine Mama!“ sagte er wegwerfend. „Was die nicht alles will! Die möchte ich mal sehen!“

„Sie ist sehr schön!“ wiederholte Hertha. „Ich sehe aus wie mein Papa.“

Er warf die Lippen auf. „Ach ich pfeife auf die Schönheit!“

Die Kinder sahen sich an. Dann sagte das Mädchen langsam: „Schönheit ist Glück und Macht und Reichtum. Ein schöner Mensch hat die ganze Welt für sich.“

Lothar lachte verächtlich. Da klang die Haustür, man hörte Stimmen, Kleiderrauschen.

Hertha sprang auf. „Mama!“ sagte sie, und Farbe kam in ihr blasses Gesicht. „Geh du nun!“

Lothar bog sich über das Geländer. „Es sind zwei,“ berichtete er.

„Ja, die Fanny. Das ist Mamas Freundin, die immer um uns ist.“

Der Junge stieg langsam die Treppe hinauf, den Kopf zurückwendend spähte er nach den Heimkehrenden. Er sah eine sehr schöne blonde Frau und eine schlanke schwarze, sie interessierten ihn sehr.

„Was tust du denn hier auf der Treppe, Hertha?“ fragte eine gleichgültige Frauenstimme.

„Mir hat niemand aufgemacht, Mama!“

„Und wer ging eben fort?“

„Ein Junge von oben, drei Treppen,“ berichtete das Kind. Dann erstarben für den Lauscher die Worte.

„Ich habe dir doch schon tausendmal gesagt,“ begann drinnen Frau von Beck unzufrieden, „daß ich es hasse, wenn du mit Fremden sprichst.“

„Er hat sich zu mir gesetzt, weil ich doch warten mußte.“

„Ganz egal. Du brauchst dann nicht zu antworten, wenn er dich anredet. Wer war es?“

„Lothar Theren. Seine Mama ist Schriftstellerin.“

Hertha sagte es in der halb unklaren Absicht, ihren neuen Freund herauszustreichen.

„Ach, die — zu der jeden Tag ihr Liebhaber kommt,

mit solchen Leuten kann man doch nicht verkehren," sagte Alice und warf sich auf die Chaiselongue. „Meinst du nicht auch, Fanny?"

„Aber gewiß." — Die große Schwarze lächelte ein wenig vor sich hin.

„Man kann alles tun, was man will, wenn man nur den Schein meidet," fuhr Frau von Beck fort, „aber was in aller Leute Munde ist, bricht uns den Hals. Ich kenne die Theren ja von M., aber mit ihr zu verkehren fällt mir gar nicht ein."

„Du hast recht, Alice."

„Meinen Ruf kann ich mir allein verderben, wenn ich das will, dazu brauche ich keinen Frauenumgang, der kompromittiert. Ich will also nicht, daß du mit dem Jungen läufst, Hertha."

Fanny Wüllner begütigte ein wenig. „Es sind ja Kinder, Liebste!"

„Gut. Aber es soll für mich keine Folgen haben. Du weißt, daß ich wieder heiraten will, sobald nur die große Partie kommt, auf die ich warte."

Hertha stand am Fenster und hörte zu. Die beiden Damen kümmerten sich nie um ihre Gegenwart, mochten sie besprechen, was sie wollten. So mochte Hertha klüger geworden sein, als sonst Kinder ihres Alters. Sie dachte nach. Ihre Mutter hatte Anbeter und Verehrer in Menge. Sie wußte das genau, sah die kostbaren Blumenarrangements, sah auch die Herren, die kamen, um Besuche zu machen. Und ihre Mutter war sehr stolz darauf, konnte sich gar nicht genug damit tun, und Fanny beneidete sie darum. Also das war erlaubt, ja sogar höchst ehrenvoll. Lothars Mutter aber hatte nur einen Verehrer, und das war schlecht.

Den Unterschied wußte sie sich nicht zu erklären; aber die Tatsache war da, und sie war entschlossen, sich darüber Klarheit zu verschaffen. —

Droben hörte Lore auf die Erzählungen ihres Knaben.

„Frau von Beck! Mein Gott, die kenne ich ja von M.

her. Aber daß sie in einem Hause mit mir wohnt, wußte ich nicht."

„Willst du sie denn nicht besuchen, Mama?"

„Ach, Kind, das Leben bringt so auseinander! Außerdem wird sie sich nicht viel daraus machen, alte Bekanntschaften zu erneuern."

„Ich hätte es aber so gern, Mama!"

„Nun, wir wollen sehen! Begegnen tut man sich ja doch wohl mal. Übrigens lade du dir Hertha ruhig ein, wenn es dir Vergnügen macht. Ihr seid ja Jugendgespielen." Und sie erzählte dem Knaben die Begebenheit, die vor länger als zehn Jahren ihre jungen Leben in Berührung gebracht hatte.

Lothar war höchst begeistert. „Sie ist ein nettes Mädel, Mama, du kannst es glauben!" sagte er ernsthaft.

Bernd blickte auf seine Freundin. „Würde dich solch ein Verkehr nicht etwas zerstreuen und erheitern, Lore?"

Sie strich an ihren schmalen Fingern herab. „Ich weiß nicht, Bernd. Burnett mochte die Frau nicht, und nachdem ich bei ihr gewesen, war auch meine Teilnahme für sie ziemlich verraucht. Außerdem . . . ich ziehe die Folgerungen meiner Handlungsweise am liebsten selbst."

Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Du übertreibst doch, Lore." —

In dieser Nacht träumte Lothar, daß Hertha in seinem Zimmer gewesen war und alles sehr bewundert hatte.

XXIV.

Frau von Beck saß ärgerlich mit einem Briefe in der Hand, den sie mißhandelte. Fanny Wüllner, die Unentbehrliche, hielt Hertha mit einem Arm umfaßt.

Sobald Fanny eine halbe Stunde in der Wohnung war, begann es menschlich darin auszusehen. Sie wußte die verlegten Portemonnaies, jedes verschwundene Kleidungsstück zu finden und wurde nie müde, Ordnung zu schaffen.

Dafür lebte sie aus Frau von Becks Tasche, kleidete sich mit ihrer Garderobe, bezahlte aus eigenen Mitteln nur ein dürftiges Zimmer in irgend einer entfernten Straße und vergalt die Wohltaten damit, ihrer Freundin ungezählte Schmeicheleien zu sagen und jede ihrer Eroberungen zu verzeichnen. Im stillen übersah sie dieselbe gründlich und machte sich über vieles lustig.

Hertha hatte eine starke Abneigung gegen diese Freundin ihrer Mutter, die, auf der Grenze zwischen Jugend und Alter, ihr manchmal lächerlich, meist jedoch unerträglich erschien. Aber Frau von Beck, die ihre Tochter nur als notwendiges Übel empfand, deren Dasein sie ihre größeren Einkünfte verdankte, war nicht geneigt, solchen Zu- oder Abneigungen ein williges Ohr zu leihen.

Fanny war bequem — o so namenlos bequem! Was sie ohne Fanny beginnen sollte, hätte sie gar nicht gewußt. Fanny wußte alles, kümmerte sich um alles, sorgte für ihr Vergnügen, hielt ihre Anbeter unter Kontrolle, kurz, sie war unentbehrlich. —

„Was für eine blödsinnige Idee!“ sagte Alice ärgerlich und warf den zerknüllten Brief auf den Schreibtisch. „Benno ist krank. Was geht das mich an? Aber daß er extra den Umweg macht, um seine Tochter hier wiederzusehen, ehe er stirbt — wie er elegisch hinzusetzt — ist höchst überflüssig. Ich will nichts von der Vergangenheit mehr wissen! Nachher fällt es ihm womöglich ein, mich auch noch sehen zu wollen. Hertha hat doch gar keine Erinnerung mehr an ihren Vater.“

„Ich dächte, du könntest doch froh sein, Alice,“ sagte Fanny und zog des Kindes Haar durch ihre Finger. „Er ist doch ein reicher Mann. Klugheit, Klugheit ist es, Liebste, die dich leiten muß!“

„Ich verstehe dich nicht,“ meinte die Beck übellaunig.

„Das kommt öfter vor,“ dachte Fanny still. Laut aber sagte sie: „Ich finde es nicht wunderbar, daß ein Vater einmal Sehnsucht nach seiner Tochter hat.“

„Nach zehn Jahren?“

„Er ist unverheiratet, krank und wird alt.“

„Was soll ihm Hertha?“

„Vielleicht möchte er sie behalten.“

Das Kind zuckte und sah die Sprecherin böse an.

„Du weißt, weshalb ich nie darein willigen würde.“

„Die Sachlage könnte sich ändern. Wenn du zum Beispiel eine glänzende Partie machtest, wäre dir Hertha möglichenfalls eine Last. Man soll stets für ein Hintertürchen sorgen. Denke nur, wenn der rumänische Magnat Ernst machen würde . . .“

Frau von Beck sah sehr nachdenklich aus. Hertha machte sich los und näherte sich ihrer Mutter. Todesangst lag auf ihren Zügen. „Du schickst mich nicht fort, Mama! Niemals! Versprich es mir,“ flehte sie mit erregter Stimme und griff nach der Mutter Hand.

Aber sie entzog sie ihr. „Ach, laß doch das! Vorläufig ist ja keine Rede davon. Du bist manchmal wirklich deinem Vater sehr ähnlich.“

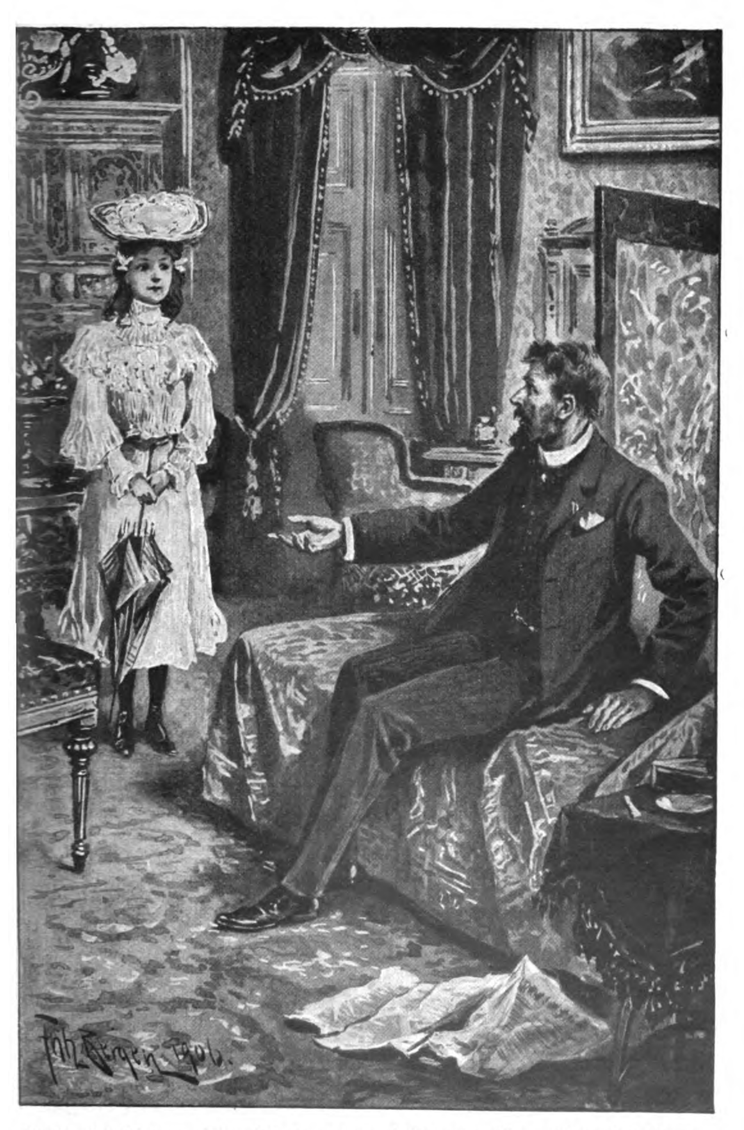
„Ich sage dir, schicke sie in das Hotel, gleich, wozu noch warten!“

„Zieh dich an, Hertha! Sage Luise, sie soll dich etwas hübsch machen, vielleicht etwas Rot auflegen. Du siehst ja aus wie die teure Zeit. Benno wird nicht sehr erbaut von seiner Tochter sein! Wie kann ich als hübsche Frau nur solch ein garstiges Ding zur Tochter haben! Verstehst du das, Fanny?“

„Sie sieht dir eben nicht ähnlich. Geh, Herzblatt, und kleide dich an!“

Die Kleine riß sich aus den umschlingenden Armen; sie tat es ordentlich mit einem Ruck, so verhaßt war ihr Fannys Berührung. Aber sie wußte, wenn sie etwas Derartiges sagte, gab es von Mama Schelte. Das ganze Leid ihres jungen Lebens führte sie auf Fannys Dasein zurück.

Als sie gegangen, sagte Fanny: „Es könnte gar nicht schaden, wenn Herthas Besuch bei ihrem Vater dazu diente, deiner Kassenebbe etwas aufzuhelfen. Beeinflusse sie ein bißchen dahin; er wird seiner Tochter sicher eine derartige



Von der Chaiselongue richtete sich ein magerer, hohlwangiger Mann auf und sah ihr entgegen; Bart und Haare waren etwas verwildert, wie bei hoffnungslosen Kranken. (S. 314.)

Bitte nicht abschlagen. Du hast in der letzten Zeit etwas toll gewirtschaftet, Geliebteste! Und heute abend wieder das Souper mit Sekt! . . . Ich will doch einmal sehen, ob der Koch schon geschickt hat."

Frau von Beck sprang auf. „Fanny, du bist unbezahlbar! Natürlich soll Hertha Geld mitbringen. Ich werde es ihr gleich einschärfen." Und sie lief davon. Geheimnisse vor den Dienstboten gab es in diesem Hause nicht. —

Als Hertha mit schwerem, beklommenem Herzen die Treppe herabstieg, wußte sie nur eins, daß ihre Mutter ihr den bestimmten Befehl gegeben, Geld von dem fremden Mann mitzubringen, von dem man ihr gesagt, daß er ihr Vater sei. Unter diesen Verhältnissen heftete sich Blei an ihre Sohlen bei dem Gang dorthin.

Ein wundervolles Blumenarrangement trug ein Dienstmann an ihr vorüber die Treppe hinauf: ein kleines weißes Kärtchen hing daran. Hertha wußte, an wen das geschickt wurde, sie kannte dergleichen. Bei ihrer Mutter gab es stets soviel blühende Blumen, ob Winter oder Sommer, und sie hörte dann stets als Kommentar dazu: „Armes Kind, um dich wird sich mal niemand kümmern!"

Einstweilen wußte Hertha nichts, was ihr gleichgültiger war. Nach äußerem Tand stand ihr Sinn überhaupt nicht. Sie kannte ihn bis zum Überdruß und mußte ihm stets weichen, deshalb haßte und verachtete sie ihn.

Je näher sie dem Hotel kam, je kleiner und zaghafter wurden ihre Schritte. Die nächsten Stunden dehnten sich grau und undurchdringlich vor ihrer Einbildung. Sie konnte sie sich nicht ausmalen. Wie eine schwarze Mauer waren sie ihr, durch die sie hindurch mußte, ohne zu wissen wie.

Über Marmortreppen mit vergoldeten Geländern, über sammetne Läufer auf den Korridoren folgte Hertha dem lautlos voraufschreitenden Kellner. Dann ein kurzes Klopfen an einer Zimmertür. Sie flog auf, das Kind betrat die Schwelle.

Von der Chaiselongue richtete sich ein magerer, hohl-

wangiger Mann auf und sah ihr entgegen. Bart und Haar waren etwas verwildert wie bei hoffnungslosen Kranken.

„Wie häßlich er ist!" dachte Hertha im ersten Augenblick fast erschrocken, und dann — „ich bin seine Tochter!"

Er streckte ihr die Hand entgegen. „Hertha! Mein liebes Kind!"

Sie ging gehorsam auf ihn zu und machte einen tiefen Knicks. Zu sagen hatte sie nichts. Ihre Beklemmung wich nicht.

„Setze dich. Und nun laß dir danken, daß du gekommen bist. Ganz allein?"

„Ja."

„Freilich, du bist ja ein großes Mädchen! Viel größer als ich gedacht habe."

Er maß sie prüfend von Kopf bis Fuß. Sie schämte sich ihres überkurzen Kleides, unter dem die langen Beine und schmalen Füße recht storchartig hervorkamen. In der Schule neckte man sie deshalb, aber es war strengster Befehl der Mama, die sich durch eine erwachsene Tochter nicht kompromittieren wollte.

„Setze dich!" wiederholte der Vater noch einmal und wies auf einen Stuhl zu seinen Füßen. Helles Licht überflutete sie, und sie wagte nicht, sich zu regen. Mit gesenkten Augen und herabhängenden Armen saß sie da wie eine Verurteilte, nur den schrecklichen Auftrag im Gedächtnis, daß sie von diesem fremden Manne Geld fordern solle. Denn in ihr regte sich nichts für den Vater, der ihr so plötzlich entgegentrat. Nichts! Nur das Gefühl grenzenlosen Unbehagens, daß sie hier so sitzen und sich ansehen lassen mußte, und daß sie sprechen sollte und doch nicht wußte was.

„Arme kleine Hertha!" sagte er in traurigem Ton. „Dieser Besuch ist dir schwer geworden, nicht wahr?"

Sie sah scheu und blitzschnell auf, dann senkte sie wieder die Augen und schwieg.

„Ich kann es mir ja denken!" fuhr er bitter fort. „Was weißt du denn von mir! Deinem Vater! Du kennst mich

nicht — weißt nicht, daß ich mein kleines Mädchen von Herzen lieb habe. Gib mir doch deine Hand!"

Sie gehorchte sofort, aber die kalten Finger waren ihr unangenehm. Selbst der weiche, warme Ton, in dem der Vater sprach, drang nicht an ihr kühles, junges Herz.

„Du siehst deiner Mutter gar nicht ähnlich," sagte er nach einer Pause. „Man sollte nicht glauben, daß du ihre Tochter wärst."

„Es tut mir sehr leid," murmelte sie schüchtern.

„Nicht! Nicht! Es soll dir nicht leid tun," unterbrach er sie erregt. „Schöne Menschen, wie deine Mutter, leben ein eitles Leben, in Saus und Braus, nur nach außen, das Innere verkümmert dabei. Sie geben selten, immer nur empfangen wollen sie, empfangen! Menschen dagegen, die nicht hübsch sind, bei denen geht jede Veranlagung nach innen. Sie können beglücken und dadurch selbst glücklich werden. Sei froh, mein Kind, daß du nicht hübsch bist! Ich habe dich lieb . . . willst du mich nicht auch lieb haben?"

Hertha wurde sehr rot. „Ich will es versuchen," stammelte sie. Sie wußte schon lange, daß sie ihn nie so lieben könne, wie ihre schöne, gleichgültige, selbstsüchtige Mutter. Nie! Diese Liebe war mit ihr geboren, all die Jahre gewachsen, sie blieb das Herrschende in ihrem Leben.

„Sieh einmal," sagte er, „ich bin krank und einsam. Deine Mutter hat gewiß viele Freunde, viele Vergnügungen, sie braucht dich nicht. Möchtest du nicht zu mir kommen und mich pflegen?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. Eine entsetzliche Angst trat in ihre Augen, hilflos sah sie sich um, als fürchtete sie, festgehalten zu werden.

Beck sah das alles. „Haben sie dich so gegen mich einzunehmen gewußt?" fragte er sehr bitter. „Fürchtest du deinen Vater? Du brauchst nicht hierzubleiben, wenn du nicht selbst willst." — Und nach einer Pause ruhig: „Erzähle mir von deinem Leben und deinem Lernen, Hertha."

„Wenn ich nur wüßte, wie ich das von dem Gelde

sagen soll," dachte sie beklommen und rieb nervös die kalten Finger.

Auf die Fragen des Vaters begann sie zu erzählen, hastig, zerfahren, als leiere sie ein Pensum ab. Er beobachtete sie unausgesetzt, und in ihrer kindlichen Hilflosigkeit und Angst tat sie ihm leid.

„Ich möchte dir gern eine Freude machen, mein Töchterchen," sagte er gütig. „Wünsche dir einmal etwas recht Großes."

„Geld!" schrie sie plötzlich auf. „Recht viel Geld!"

Er richtete sich auf und sah sie betroffen an. „Für dich?" fragte er schnell.

„Für Mama," hauchte sie erschrocken.

„Deine Mutter und Geldforderungen! Beides kenne ich nur gemeinsam," sagte er verächtlich. „Wie kommst du aber zu dieser Forderung?"

„Mama hat ihr Portemonnaie verloren mit viel Geld, und außerdem kostet alles so viel, das Leben ist so teuer, eine alleinstehende Frau muß überall nur bezahlen und wird betrogen. Mama hat Schulden," erzählte sie hastig, wie etwas Eingepauktes.

Er nickte vor sich hin. „Hat sie wirklich ihr Portemonnaie verloren?"

„Nein!" Die Antwort kam prompt.

„Warum sagst du es mir denn?"

„Weil ich soll! Fanny hat sich das ausgedacht."

„Weißt du nicht, daß Lügen häßlich ist?"

„Ich lüge *nie*! *Nie* für mich."

Das Blut war ihr in das Gesicht gestiegen, denn sie sprach die Wahrheit. Auch sie war noch eine Fanatikerin derselben, genau wie Lothar.

„Aber für deine Mama?"

„Wenn ich soll! — Ich muß doch Mama in allem folgen."

„Armes Kind," sagte er seufzend. „Armes, armes Kind!"

Er goß ein Glas Wein ein und schob ihr Obst und Kuchen hin. „Iß!" sagte er.

Ihr quoll es in der Kehle, am liebsten wäre sie davongerannt. Aber ohne Geld heimkommen, obgleich die Mama ihr doch gesagt, daß sie darauf warte und es sehr nötig brauche, das ging nicht an. Sie versuchte zu essen.

Beck merkte, was in ihr vorging, er sagte trübe: „Ich werde dir Geld für deine Mutter geben. Hat sie eine Summe genannt?"

„Ja! Sechstausend Mark." — Auf einmal schmeckten die Früchte, lockte der Wein. Die Last war von ihrer Seele, denn sie war doch noch ein Kind!

„Höre, Hertha, sechstausend Mark ist mir zu viel. Ich bin kein reicher Mann mehr wie früher, dafür hat deine Mutter gesorgt; den Rest meines Besitzes brauche ich für mich, denn ich bin krank. Dreitausend sollst du aber haben. Sage deiner Mutter, ich sähe mit tiefem Schmerz, daß sie noch die alte geblieben ist. — Wenn ich einmal sterbe, wirst du allein meine Erbin sein. Was machst du dann mit dem Gelde?"

„Ich gebe es Mama, wenn sie es braucht!"

Er lachte gereizt auf. „Deine Mutter kann sich zu solch einer Tochter Glück wünschen! Kind, Kind! Ist sie denn so *gut* zu dir?"

Hertha senkte den Kopf und schwieg.

„Ich kenne das ja noch aus alten Zeiten," fuhr er bitter fort. „Durch das Feuer wärst du für sie gegangen! Und sie! — Warum hängst du nicht so an mir, Kind?"

Er wandte sich ab, weil ihm die Augen feucht wurden.

Hertha sah es doch. Sie fühlte sich plötzlich unglücklich und schuldbewußt; still schob sie den Teller mit den Erdbeeren beiseite.

Er strich über ihr starres, rötliches Haar und schwieg eine ganze Weile. „Willst du wiederkommen?" fragte er endlich.

„Ja, Papa, wenn ich darf!" stotterte sie. Sie hatte das Bedürfnis, ihm etwas Liebes zu sagen, weil sie fühlte, daß ihr Herz ganz kalt blieb. Sie tat es ungern, gerade darum wollte sie sich dazu zwingen.

„So geh jetzt nach Hause! Es wird dunkel, und du bist allein."

Sie sprang bereitwillig auf. Er händigte ihr einen Scheck ein, den sie krampfhaft an die Brust preßte. Draußen atmete sie befreit auf. Die Fenster im Zimmer waren geschlossen gewesen und die Luft durchsetzt mit Krankenstubengerüchen. Gott sei Dank, jetzt hatte sie den Besuch hinter sich!

Der Kranke blieb niedergeschlagen zurück. Die Hoffnungen, die er heimlich genährt, fußend auf den Charakter seiner Frau, daß Hertha sich vielleicht wie ein herrenloses Vögelchen an seine Brust flüchten würde, waren zerstoben. Immer noch lebte in dem Mädchen die fanatische Liebe für die herzlose Mutter, er hatte keinen Platz in ihrem Herzen! Schwer seufzte er auf. — — —

Als Hertha nach Hause kam, dämmerte es stark. Aus dem Vorderzimmer scholl ihr Lachen, Gläserklingen, Stimmengewirr entgegen. Das kannte sie, wußte auch, daß sie jetzt völlig überflüssig war. Leise schlich sie nach hinten.

Aber Fanny kam doch. „Hast du das Geld?"

Hertha nickte widerwillig. Sie empfand es jetzt als bittere Schande, daß sie hatte betteln müssen.

Dann kam auch bald die Mutter. Sehr erhitzt, sehr elegant, nach Wein und Parfüm riechend.

Das Mädchen sah sie erstaunt an. Ein neues Kostüm, das sie nicht kannte, wundervoll, etwas gewagt, aber ihre Schönheit außerordentlich hebend. Mit einem Gefühl der Anbetung küßte sie ihr die Hand.

Als Frau von Beck einen Blick auf den Scheck geworfen hatte, sagte sie lachend: „Ein Knicker bleibt der Benno doch! Egal, Fanny! Jetzt sind wir wenigstens wieder flott!"

Sie steckte das Papier in den Taillenausschnitt und ging davon. Für Hertha kein Wort, keinen Blick! Traurig setzte sie sich auf den Fenstertritt.

Wenn doch die Mama einmal zärtlich zu ihr sein wollte! Aber so recht — unaussprechlich zärtlich! — Das war der

Traum ihrer Jugend, der nie in Erfüllung gehen wollte. — Der Vater hätte sie sicher so lieb gehabt, wie sie es sich ersehnte, das fühlte sie, und das tat ihr leid, denn für den empfand sie nichts, und ihrer schönen Mutter, für die sie in den Tod gegangen wäre, war sie gleichgültig.

Wie wunderbar doch das Leben ist!

Und plötzlich stieg es in ihr auf wie Sehnsucht nach einem frischen, frohen Knaben. Sie hörte wieder, wie lustig er sprach, sicher, daß alles so war wie er es meinte; wie er sagte: „Du bist doch nicht häßlich, laß mich einmal sehen!“ — Eine große Freude erfüllte sie, wenn sie daran dachte. Ihr ganzes junges Leben hatte ja immer unter diesem Zeichen gestanden und gelitten. Er aber fand das nicht! —

Leise zog sie ihre Stiefel aus und schlich dann an den Zimmern vorbei, den Korridor entlang zur Treppentür. Sie lauschte. Ob er wohl draußen war und heraufkam?

Die sommerlichen Gasflammen brannten klein und trübe, behutsam klinkte sie die Tür auf und spähte die Treppen hinab. Alles still! — Sie schloß die Tür und öffnete sie bald wieder . . . Niemand kam. Dann sah sie die Treppen hinauf, und das Gefühl von Freude verstärkte sich noch in ihr, indem sie dachte, daß er doch da war, daß er einmal kommen mußte, gleichviel, ob herauf oder herunter, daß dasselbe Dach über ihnen war.

„Was schleichst du hier herum?“ fragte Fanny und legte dem zusammenfahrenden Mädchen die Hand auf die Schulter. „Geh zu Bett, es ist Zeit.“

Hertha stieß die Hand zurück. „Ich gehe schon.“

Sie sahen sich einen Augenblick feindselig an, das unschuldige, weltunkundige Kind, und das mit allen Wassern getaufte ältere Mädchen. In Herthas Brust lebte etwas von verächtlichem Haß, obgleich sie nicht wußte, woher er kam, in Fanny dagegen Mißtrauen und etwas wie Furcht. Sie konnte nicht recht klug daraus werden, ob das Mädchen wirklich so blind und taub, oder aber klug und verschlagen war.

Am nächsten Tage sagte sie zu ihrer Freundin: „Alice, ich fürchte, Hertha spioniert!“

Frau von Beck hatte Kater. „Das kann sie haben!“ entgegnete sie mißlaunig. „Das arme Ding wird im Leben ohnehin nie viel mehr haben als das Vergnügen, andere auszuspionieren.“ Dabei warf sie Fanny einen anzüglichen Blick zu, den diese nicht sah.

„Nimm es nicht allzu leicht, es ist immerhin deine Tochter!“

Die Betonung war sonderbar.

„Wenn ich das merke, kann ihr Vater sie nehmen,“ sagte Frau von Beck und drehte sich auf die andere Seite. „Unbequemlichkeiten lasse ich mir von niemand machen, wer es auch sei.“

———



XXV.

Als Lothar eines Nachmittags um die Straßenecke bog, sah er nicht weit vor sich Hertha gehen. Mit ein paar Hechtsätzen war er neben ihr und stieß sie sanft mit seinem Schulranzen in die Seite. „Na! Bist du endlich mal wieder da?“

Sie sah sehr ernsthaft aus. „Ich hatte keine Zeit!“ versicherte sie.

„So? Du kommst doch jeden Nachmittag aus der Schule wie ich. Wo bist du denn da gegangen?“

„Ich war nicht in der Schule. Mein Vater ist hier, und da mußte ich jeden Tag zu ihm ins Hotel.“

Er blieb stehen wie angenagelt. „Donnerwetter!“ sagte er, und nach einer Pause: „Bleibt er denn hier?“

„Nein, er ist eben abgereist.“

Er sah ihr neugierig in das Gesicht, ein Zug von Trauer war nicht darin zu entdecken.

„Wie war dir's denn mit ihm?“ Da sie zögerte, fuhr er vertraulich fort: „Mir kannst du es schon sagen. Sieh mal, als ich das erstemal zu Mama kam, da war sie mir ja auch ganz fremd, und ich war s e h r, sehr unglücklich.“

Sie sah ihn verständnisvoll an. „Ja, du kennst das auch!“

Es war ihr ein Trost, daß jemand da war, der mit ihr fühlte. Die Mama kümmerte sich nicht um das, was sie empfand.

„Ich kann ihn nicht lieb haben!“ fuhr sie zögernd und unentschlossen fort. „Es mag unrecht sein, aber ich kann nicht! — Er hat so einen häßlichen schwarzen Bart, und seine Hände sind immer kalt; wenn er hustet, schüttelt es mich immer mit, und wenn er mich ansieht — so! . . .“ sie sah ihn mit starren Augen an — „dann glaube ich immer, er liest alle meine Gedanken, und ihm bleibt nichts verborgen. Er ist ja gut zu mir, und ich soll mit ihm gehen, aber das kann ich nicht!“

Er erschrak bis ins Herz. Hertha fort, nein, das durfte nicht sein! Er freute sich ja so, daß er sie hatte.

„Sei so gut!“ rief er in der ersten Überraschung, packte sie am Arm und hielt sie fest. „Du wirst nicht fortgehen! Du bleibst hier, ich leide es einfach nicht.“

Sie lächelte, nicht ohne ein gewisses Gefühl von Stolz und Freude, daß er sie nicht gehen lassen wollte.

„Ja, ich bleibe. Mama will es auch.“

Er ließ sie hastig los. „Ja so, deine Mama! Du hast aber eine sehr schöne Mama, das muß ich sagen.“

„Nicht wahr?“

Ein feines Rot stieg in ihr Gesicht; nie war sie glücklicher, als wenn man ihre Mutter bewunderte.

„Ist sie denn gut zu dir?“

Hertha starrte in die leere Luft. Unwillkürlich entfloh ihr ein Seufzer.

„Ja, aber der Papa hat mich wohl lieber — nur — daß ich die Mama lieber habe als ihn.“

Lothar nickte stumm vor sich hin.

„Ja, das hilft dann nichts!“ sagte er endlich als Schlußpunkt seiner Gedankenreihe. „Dafür kann man nichts, das läßt sich nicht ändern!“ —

„Ist deine Mama so hübsch wie meine?“ fragte Hertha nach einer Pause.

„Ich denke wohl, daß sie das ist, aber — na, anders!“

„Wie denn?“

„Na, eben anders!“

„Also nicht so hübsch.“

„Was denkst du denn! Ein Maler hat sie gemalt,“ prahlte er, beinahe von ihrem Zweifel gereizt. „Mein Gott, die Menschen können doch nicht alle gleich aussehen!“

Unter der Haustüre fiel ihm plötzlich etwas ein.

„Mußt du denn schon gleich in deine Wohnung?“

Sie schüttelte den Kopf, daß das rotbraune Haar nur so flog.

„Sie sind alle fort, Mama und Fanny; ich bin ganz allein.

„Was machst du denn da?“

„Nichts!“

„Aber du mußt doch was tun!“

„Ich esse Abendbrot, und dann gehe ich zu Bett.“

„Weißt du was,“ sagte er, als sie die Treppe hinaufstiegen, „ich bin auch allein. Mama und Onkel Bernd sind ausgegangen. Da könnten wir uns noch etwas zusammensetzen, nicht?“

Sie senkte den Kopf und zählte die Treppenstufen. Für ihr Leben gern hätte sie ja gesagt, aber sie wußte nicht recht . . .

„Soll ich mit zu dir hineinkommen?“ drängte er.

„Lieber nicht, die Mädchen sind da, die klatschen dann nachher.“

„Was sollen sie klatschen?“ fragte er unschuldig. „Unsere Mütter kennen sich ja.“

Sie blickte zur Seite und strich mit der Hand über das Geländer, ohne etwas zu sagen.

„Oder komm du lieber zu uns,“ schlug er weiter vor. „Mama würde sich freuen, wenn sie da wäre; sie hat dich schon lieb.“

„Das — darf ich nicht!“ sagte sie zögernd — ver-

legen. Dann plötzlich sehr lebhaft: „Weißt du, wir gehen auf die oberste Bodentreppe, da stört uns kein Mensch — da bleiben wir.“

„Hm!“ Er hatte ihre verlegene Abwehr in seiner kindlichen Unbefangenheit nicht bemerkt, wenigstens kein Gewicht darauf gelegt, aber die Bodentreppe imponierte ihm auch nicht. „Komme doch in mein Zimmer,“ schlug er vor. „Kein Mensch tut dir da etwas.“

„Aber das paßt sich doch nicht,“ entgegnete sie, mit einer ganz koketten Schulterbewegung. „Dazu bin ich doch schon zu groß.“

„Albernes Ding!“ brummte er, stieg aber doch ruhig neben ihr her und hielt wie sie die Augen ängstlich auf ihre Korridortür geheftet. Wenn sie jetzt jemand störte, hätte er sich halbtot geärgert.

Es kam niemand.

Als Lothar das blanke Schild seiner Mutter sah, zog er den Schlüssel aus der Tasche und öffnete; er wollte sehen, ob irgend etwas da war, womit er seine Gefährtin delektieren könnte; aber leider erwiesen sich Fruchtschale und Kuchenschale leer.

Hertha saß indessen auf der staubigen Treppe und wartete. Sie hatte die kleine weiße Katze des Portiers, die hier oben nach Mäusen herumstrich, gefangen, streichelte und liebkoste das Tierchen, ihren rotbraunen Schopf in das weiße Fell drückend. Ein liebliches Bild war es, das sich dem Knaben darbot, als er langsam die Treppe hinauf kam, und er freute sich daran.

„Wenn du nicht hineinkommen willst,“ sagte er, an ihr vorübergehend und die Tür seines Zimmers öffnend so weit es ging, „soll es wenigstens offen sein! Nun können wir denken, wir säßen im Vorzimmer, und du bist doch bei mir.“

Sie lachte und blickte neugierig in den kleinen Mansardenraum. Er war so außerordentlich einfach, aber Lothar so stolz auf ihn. Durch die rundlichen, lukenähnlichen Fenster fiel helles Tageslicht, man sah im gegenüberliegenden

Haus die Fenster in feuriger Glut leuchten, denn die Sonne spiegelte sich in ihnen.

„Das ist hübsch!“ sagte Hertha. „Ich wollte, ich könnte die Flammen alle Tage sehen. Es sieht aus, als brennte das ganze Haus, ganz gefährlich, und doch ist es nichts als Schein. Das ist so tröstlich.“

Lothar lachte. „Mir nicht. Was mir gefällt, möchte ich auch haben und festhalten; was habe ich vom Sehen! Hinüber möchte ich und das Glas anfassen.“

„Es ist ja kalt und dunkel, wenn du in die Nähe kommst.“

„Dann — dann müßte ich es in Scherben hauen! Ich könnte nicht anders. Jedes Ding muß halten, was es verspricht, sonst braucht es nicht auf der Welt zu sein.“

Sie sah ihn nachdenklich an. „Das ist hübsch, was du da eben gesagt hast, hübsch, weil du ein Junge bist, der viel mehr kann, als wir armen Mädchen. Aber wenn du dir die Hand zerschneidest und kriegst doch nicht, was du willst?“

„Das ist mir gleich. Wenn ich nicht bekommen kann, was ich will, dann freut mich das ganze Leben nicht, dann lieber gleich tot.“

„Du bist so wild!“ sagte sie bewundernd.

Er zupfte gönnerhaft an ihrem Haar. Es tat so wohl, zu imponieren, und was er sagte, dachte er sich immer in dem Moment erst aus.

„Ich habe dich beinahe so gern wie meinen Freund Arnulf,“ sagte er, „und du bist doch nur ein Mädchen!“

„Schade!“ seufzte sie.

„Ja, wirklich schade! Jungen sind doch noch netter. Was meinst du wohl, was wir für Streiche machten, wenn du ein Junge wärst! Na, wenn es dir einmal schlecht geht, sage es mir nur, ich verhaue den, der dir etwas zuleide tut, fürchterlich.“

„Fanny!“ sagte sie seufzend.

„Auch deine eklige Fanny! — Du, Hertha, meine Mutter würdest du sicher lieb haben.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

Sie schüttelte stumm wieder.

„Warum nicht — ich will es wissen!“ rief er zornig und faßte ihr Handgelenk. Die Katze entfloh.

„Du tust mir ja weh!“

„Das will ich auch. — Warum nicht, sollst du mir sagen.“

Der Schmerz feuchtete ihre Augen, sie wurde nun auch zornig.

„Weil sie einen Liebhaber hat! Da!“ sagte sie wütend und rückte bis dicht an das Geländer.

Er sah sie fassungs- und begriffslos an.

„Was hat sie?“ fragte er.

Hertha schwieg.

„Einen Liebhaber?“ wiederholte er sinnend. „Aber ja doch — das ist ja Onkel Bernd, den wird sie wohl lieb haben und er sie. Ist denn das was Böses?“

Sie sah ihn von der Seite an. Ihres besseren Wissens schämte sie sich vor diesem großen Jungen.

„Natürlich dein Onkel Bernd.“

Sie zupfte an ihrem Kleid, wie immer, wenn sie in Verlegenheit war; er atmete tief und heftig. Etwas hatte ihn getroffen, das Wort, der Ausdruck, er wußte es nicht, aber ihm war schwül.

„Hat deine Mama keinen Liebhaber?“ fragte er endlich.

Sie gab keine direkte Antwort.

„Meine Mama hat viele Freunde, Verehrer, Anbeter.“

Er zog die Nase kraus. „Ach Herrgott! — Übrigens ist Onkel Bernd ein famoser Mensch! Er hat mir ein Veloziped versprochen zu Weihnachten, weil er mich auch lieb hat, hörst du es?“

Sie zog an ihren Haaren und legte sie sich über den Mund. „Meinetwegen. Aber ich an deiner Stelle würde ihn nicht leiden können.“ Das klang ganz dumpf unter der dicken Binde hervor.

„Schaf!“ sagte er verächtlich und stieß mit dem Fuß nach dem Kätzchen, das wieder heranschlich. „Zwei sind doch besser als einer.“

Hertha rutschte von ihm wieder fort, bis dicht an das Geländer, durch das sie ihren Kopf zu stecken versuchte, denn es kam jemand die Treppe herauf. Aber das ging nicht, so legte sie ihren Schopf denn nur gegen das Holz und sah ihren Gefährten prüfend an. Er machte ein möglichst unbefangenes Gesicht und pfiff halblaut vor sich hin, aber merkwürdigerweise war ihm doch nicht ganz wohl zumute. Wie ein häßlicher Druck lag es ihm auf der Brust und hemmte alle Fröhlichkeit in ihm, ja, er hatte fast ein Gefühl des Widerwillens gegen das Mädchen, obgleich er sich auf ein Wiedersehen mit ihr so sehr und so lange gefreut hatte.

Ihr altkluger Sinn begriff recht wohl, was in ihm vorging, und er tat ihr leid. Alles hinnehmen, was auch kommt, wie sie, das verstand er augenscheinlich nicht.

„Laß doch gut sein,“ sagte sie und sprang auf. „Das redet man so hin! Darum braucht es noch lange nicht wahr zu sein,“ versuchte sie ihn zu trösten.

„Denkst du, ich glaube dir?“ Er sprach es mit der ganzen Würde des Vierzehnjährigen.

Sie schnippte mit den Fingern. „Ich werde jetzt nach unten gehen und meine Schularbeiten machen. Du nicht auch?“

„Ja. Ich auch.“

Anstatt aber hinunter zu gehen, stieg sie die letzte Stufe empor und trat in seine offene Zimmertür. Neugierig musterte sie das schmale, einfache Bett hinter der Tür, den Tisch, den Schrank und die Lederbank an Stelle des Sofas. Auch ein Spiegel war da, als einziger Luxus; in einem Wasserglase aber blühten ein paar Rosen.

„Willst du eine?“ fragte er großmütig.

„Nein. Bei uns gibt es so viel Blumen, ich mag sie schon gar nicht mehr. Aber sieh, das Licht drüben ist fort, alles grau und dunkel.“

Er nickte stumm, und so trennten sie sich. Hertha

mit einem Gefühl der Reue in sich, Lothar unter dem Drucke eines unbekannten Etwas, das ihn beängstigte. Er saß auch brütend über seinen Büchern, ohne viel zu leisten. Etwas Fremdes war in ihm wach geworden und stahl sich gespenstisch in sein Denken und Fühlen. Die Bücher zusammenwerfend, ging er nach unten, ob die Mutter zu Hause war; aber er mußte noch eine Weile warten, und in dieser Zeit überlegte er sorgfältig, ob er Onkel Bernd oder die Mama fragen sollte nach alledem, was ihm noch unklar war. — —



Auch Hertha kam mit der Arbeit nicht recht vorwärts. Frühreif und altklug, wie sie durch ihren steten Verkehr mit Erwachsenen geworden war, sah sie die Welt schon mit ganz anderen Augen an als Lothar. Sie dachte nach, zog ihre Schlüsse, und besaß eine gewisse Welt- und Lebensklugheit. Die naive Gläubigkeit des um ein Jahr älteren Knaben überraschte sie; aber zugleich zwang sein ungestümes Empfinden ihr eine gewisse Achtung ab.

Sie grübelte darüber nach, ob er nicht doch glücklicher war als sie, obgleich ihre Mutter auf die seinige herabsah, und nahm sich vor, ihn nie wieder zu kränken.

Damit hatte sie überhaupt ein eigenes Geschick bei den

Leuten, die sie lieb hatten, und denen sie hätte dankbar sein müssen. Ihren Vater hatte sie durch ihr kaltes Wesen von sich gestoßen; Lothar verwundete sie in seinem wärmsten Gefühl . . . sie war ein schlechtes Geschöpf, und ihr geschah ganz recht, daß ihre angebetete Mutter sie nicht mochte.

Hertha legte die Stirn auf das Buch und weinte, heiße, schmerzlich bittere Tränen. So schuldvoll kam sie sich vor, so schlecht und grausam!

Wenn Lothar nun seiner Mutter erzählte, was sie gesagt, und die verbot einen weiteren Verkehr, dann war sie wieder allein — so allein, wie bisher, und sie selbst war schuld daran.

In ihren Gewissensängsten betete sie: „Lieber Gott, ich will auch morgen meine silberne Brosche, die ich so gern habe, zum Fenster hinauswerfen, wenn du nur gibst, daß Lothar wieder gut mit mir ist.“ Und diese Hoffnung tröstete sie. — —

Lore kam etwas außer Atem nach Hause. Sie war allein.

„Hast wohl lange auf mich gewartet, mein armer Junge?“ sagte sie zärtlich.

Er gab es nicht zu; doch fiel ihr seine Schweigsamkeit, sein gedrücktes Wesen auf. Da er aber seinen gesunden Appetit hatte, nahm sie es nicht schwer.

Nach dem Essen lehnten beide im offenen Fenster. Drunten fuhr ein Wagen vor; Frau von Beck, Fanny und zwei Herren stiegen aus und gingen in das Haus.

„Das sind also Anbeter, Verehrer,“ sagte Lothar nach einer Pause.

Seine Mutter sah ihn verwundert an. „Wie kommst du darauf? Und, Kind, was gehen dich fremder Leute Angelegenheiten an? Es ist häßlich, anderen etwas nachzureden.“

Er antwortete nicht darauf.

„Und warum, Mama, ist Onkel Bernd nicht auch dein Anbeter oder Verehrer, warum dein Liebhaber? Und warum ist das etwas Böses?“

„Wer sagt das, Lothar?“

Sie mußte sich am Fensterbrett festhalten. Die Luft wurde ihr auf einmal knapp.

„Frau von Beck hat es gesagt, und Hertha hat es mir wiedererzählt.“

Er sah sie erwartungsvoll an; seine funkelnden Augen bohrten sich in ihr Gesicht, so daß sie es ordentlich schmerzhaft fühlte.

Nach einem Weilchen sagte sie langsam, jedes Wort suchend und überlegend: „Onkel Bernd ist mein Freund, der einzige Freund, den ich auf der Welt habe. Er meint es gut mit mir, nicht für heute oder morgen, sondern fürs ganze Leben, und nicht allein mit mir, sondern mit allem, was zu mir gehört, was ich lieb habe.“

„Und die anderen?“

„Die kommen heute und gehen morgen oder übermorgen, wie es ihnen paßt, und ist ihnen etwas im Wege, so schieben sie es rücksichtslos beiseite, und wäre es selbst das einzige Kind.“

Lothar stützte das Kinn in die Hand und sah nachdenklich auf die Straße. „Dann ist es doch umgekehrt! Dann ist ja ein Liebhaber etwas Gutes, ein Verehrer etwas Böses.“

„Kind,“ sagte sie beklommen und legte den Arm um seinen Hals, „quäle dich damit nicht! Wenn du älter bist, wirst du selbst unterscheiden lernen und einsehen, daß nicht jedes Ding mit demselben Maß zu messen ist. Bösen Zungen aber kann man nie wehren.“ — Und nach einer Weile: „Zweifle niemals an deiner Mutter, Lothar!“

Er küßte sie zärtlich. „Nie, Mama!“

„Und auch nicht an Onkel Bernd! Danke ihm vielmehr, daß er dich so lieb hat.“

„Er will mir ja ein Veloziped kaufen. Weißt du das?“ sagte er strahlend, alle Probleme der Welt und des Lebens vergessend.

„Ja, ich weiß es, und da er nicht reich ist, sich selbst da-

für einen Wunsch versagen muß, ist das viel, und du mußt doppelt dankbar sein."

„Aber ja, Mama! Und weißt du, wenn ich Frau von Beck sehe, dann werde ich ihr eine recht verächtliche Miene machen, ihres albernen Geredes wegen. Aber Hertha kann nichts dafür, wirklich nichts. Gegen die darf ich doch freundlich sein, nicht wahr?"

Lore nickte. Ihr war das Herz schwer, obgleich sie es zu verbergen suchte. Was half alle ihre Vorsicht, die Opfer, die sie um des Knaben willen brachte, wenn die Natter der Verleumdung von außen herankroch und das Herz ihres Kindes vergiftete! — Sie lebte still und einsam, kam niemand zu nahe, verlangte nichts von den Menschen, und dennoch ließ man sie nicht ruhig ihres Weges gehen. Diesen einen Freund und ihre Freiheit, mehr wollte sie nicht, und das schon störte die Leute.

Die alte Lore wachte wieder in ihr auf und empörte sich gegen die Tatsache, daß wir unseren Nebenmenschen Berechtigung geben müssen, unser Tun und Lassen zu kontrollieren und zu kritisieren. Todesstrafe sollte darauf stehen, und die Welt würde bald ein anderes Gesicht gewinnen!

Sie mußte über ihre radikale Maßregel selber lächeln; aber trotzdem saß der Stachel in ihrem Herzen. —

Am nächsten Vormittag suchte sie Bernd in seinem Bureau auf und ließ ihn in der Frühstückspause herunterbitten. Er kam gleich, erstaunt und voll Sorge. Sie schüttete ihm ihr Herz aus, während sie langsam die stille, baumbestandene Straße auf und nieder gingen.

„Wie schlecht sind doch die Menschen! Wie schlecht!" sagte sie seufzend und sah mit feuchten Augen zu ihm auf. „Können sie mir mein kleines, bescheidenes Glück nicht unangetastet lassen? Ich will ja doch nichts von ihnen!"

Er sah nachdenklich aus. „Lore, wir werden's nicht aufrecht erhalten können, so wie du es wünschest. Solange wir beide allein waren und niemandem Rechenschaft zu geben brauchten, auch keinen dritten mit hineinzogen, da

war es etwas anderes. Aber dein Sohn hat Rechte an unser Leben, an unsere Lebensführung."

Sie machte die kleine, aufzuckende Schulterbewegung, durch die sie stets Abwehr und Unbehagen ausdrückte, und sagte eigensinnig: „Nein, Bernd, so weit geht es denn doch nicht; das Recht des einzelnen muß unantastbar bleiben."

„Handle, wie du willst. Ich maße mir nicht an, dich zu beeinflussen. Mich wirst du zu allem bereit finden, wie du auch entscheidest."

„Ich danke dir!" sagte sie warm und strich leise an seinem Ärmel herab. „Du bist mein getreuer Eckart, das weiß ich."

„Aber du folgst mir nicht."

„Das ist das Los aller Warner, die sich mit unseren Wünschen in Gegensatz setzen." Sie lächelte. „Aber vielleicht nehmen wir es auch zu tragisch. Lothar ist ein Kind und hat wohl längst vergessen, was uns selbst den Kopf heiß macht."

„Beurteilst du deinen Jungen nicht zu leichtherzig? Er hat einen Schatz von guten Eigenschaften; aber auch andere, die dir noch viel zu schaffen machen können."

„Er ist ein Kind."

„Wie lange noch? Das Erwachen kommt über Nacht."

„Bernd, ich möchte es ihm gerade jetzt nicht antun, zu heiraten," sagte sie bittend. „Laß ihn noch länger bei uns sein; laß ihn fühlen, daß du auch zu seinem Leben gehörst wie zu dem meinen."

„Ich will dich ja nicht zwingen, Lore. Bedenke nur, daß meine Stellung eine schwierige ist; sie erfüllt mich oft mit Unbehagen."

„Ach, Bernd, er hat dich ja so lieb!"

„Eben deshalb. Ich begreife dich nicht, Lore! Du bist sonst so feinfühlig, so verständnisvoll, hier willst du blind sein."

„Nein, nein!" wehrte sie eifrig. „Ich bitte dich, verkenne mich nicht. Damals zu schwach und furchtsam, bin

ich jetzt vielleicht zu schroff und kraftbewußt. Ich kann mich nicht so plötzlich ändern."

„Gut. Dann müssen wir tragen, was kommt."

„Du tust mir doch den Gefallen und sprichst zu Lothar kein Wort über das, was ich dir gesagt. Kommt er selbst zu dir, dann weißt du ja alles und kannst dich danach richten."

„Ich wünschte, er täte es nicht!"

„Ich glaube es auch nicht. Er ist ja noch ein Kind! Auf Wiedersehen, Bernd!"

Sie ging davon, mit raschem Gang und leichterem Herzen; ihre Last war ja nun geteilt. Der Mann aber konnte das Gefühl der Unfreiheit, des Unbehagens nicht bannen, das ihn dem Knaben gegenüber in Banden hielt; es verbitterte ihm das Leben.

Solange es sich nur um sie beide handelte, war er geneigt gewesen, Lores großartige Lebensauffassung zu teilen. Er wollte nichts von der Welt und räumte ihr auch kein Recht an sich ein. Dem Knaben gegenüber aber fühlte er Verantwortung. Er traute sich zu, den Stiefsohn mit der Zeit völlig an sich zu fesseln, sobald ihm reguläre Verhältnisse zur Seite standen, während er jetzt stets fürchten mußte, daß es zu unangenehmen Auftritten kommen könnte. Er begriff nicht, daß Lore so blind war. Aber seinem Stolz widerstrebte es Zwangsmaßregeln anzuwenden. Er tat, was er konnte, indem er immer wieder seine Hand bot. Damit mußte sich sein Gewissen beruhigen. Aber ganz wohl war ihm dabei nicht.

XXVI.

Es geschah nichts von dem, was Bernd gefürchtet, Lothar fragte nach nichts.

Zwar hatte er das Empfinden, als wäre der Knabe noch mit sich uneinig, denn die dunklen Augen hafteten zuweilen so spürend auf seinem Gesicht, und er begegnete

ihnen oft unerwartet, wenn er aufsah. Es hatte auch den Anschein, als zöge sich der Junge ein wenig von dem sonst so geliebten Onkel zurück, er war stiller und seltener in der Wohnung seiner Mutter, aber das dauerte nicht allzulange. Nach einiger Zeit hatte Lothar das böse Wort, das ihn aus seinem seelischen Behagen aufgestört, vergessen und war ganz der alte.

Lore sah ihren Freund oft verstohlen lächelnd an und freute sich ihrer Einsicht. —

Von den täglichen Begegnungen, die sich das kindliche Paar auf der Bodentreppe gab, hatte niemand im Hause eine Ahnung; sowohl Lothar wie Hertha hüteten das wie ihr kostbarstes Geheimnis. Weniger weil sie ein Verbot fürchteten, ihr Tun kam ihnen so rein vor, wie es in Wahrheit war, sondern weil das Geheimnis den Reiz erhöhte. Verspätete sich einmal eins, wartete das andere geduldig stundenlang, und Lothar hatte sich angewöhnt, bei offener Tür zu arbeiten, er hörte Herthas leichten Tritt dann schon eher, und nahm die Besuche des weißen Kätzchens gern mit in den Kauf, das das Mädchen dann sofort fing und auf den Arm nahm.

Heute schaute Lothar ungeduldiger als sonst nach seiner jungen Gefährtin aus. Es war einschläfernd heiß unter dem Bodendach, die Luft schwer und dumpf. Er sprang auf und öffnete das Flurfenster. Als er sich umdrehte, sah er Herthas weißes Schürzchen am Treppenabsatz auftauchen.

„Du," rief er ihr entgegen, „komme schnell, ich will dir etwas zeigen."

Sie sprang hastig hinauf, ihre Schürze schwenkend, in deren Tasche verführerische Pralinees und eingemachte Früchte schütterten.

Mit einem verschmitzten Gesicht ließ sie ihn in all die Herrlichkeiten hineinsehen.

„Magst du was?" fragte sie vergnügt.

Sein männliches Selbstgefühl sträubte sich dagegen, so gern er auch zugegriffen hätte; er machte ein wegwerfendes Gesicht.

Sie sah sehr betrübt aus. „Ich dachte, es würde dich freuen,“ sagte sie bekümmert.

Er sah sie prüfend an. „Liegt dir denn daran mir eine Freude zu machen?“ fragte er erstaunt.

„Natürlich.“

„Aber warum denn?“

„Du bist gut zu mir.“

„Du auch zu mir. — Überhaupt, alle Menschen sind gut zu mir! Weißt du, wenn das nicht wäre, möchte ich auch nicht mehr leben.“

„Ah, bah,“ sagte Hertha und warf den Kopf auf. „Alle? Nein, aus allen mache ich mir nichts, nur aus ein paar, ganz wenigen Menschen.“ —

Sie kauten beide mit vollen Backen, während sie ihre junge Lebensweisheit auskramten, und es schmeckte ihnen herrlich.

„Siehst du,“ sagte Hertha triumphierend, indem sie ihr Schürzchen ausschüttelte. „Zuerst wolltest du nicht — jetzt hätte es dir doch leid getan! Wenn ich dir etwas gebe, kannst du es dreist annehmen. Und nun zeige mir mal, was du hast.“

Er faßte sie bei der Hand und zog sie beinahe feierlich über die Schwelle seines Zimmers bis an den Schrank, dessen oberster Schublade er ein Lederfutteral entnahm.

„Das ist keine Schokolade,“ sagte er, es öffnend.

Ein blitzender, neuer Revolver kam zum Vorschein, den er sorgsam in die Hand nahm.

Mit einem Aufschrei prallte das Mädchen zurück.

„Er ist doch nicht geladen,“ sagte Lothar voll stolzer Besitzesfreude und knipste an dem Hahn herum. „Du brauchst dich nicht zu fürchten.“

Hertha kam langsam näher, machte einen langen Hals und betrachtete das Ding. „Wo hast du ihn her?“

„Von meinem Klassennachbar. Er hat seinem Bruder gehört, aber der ist gestorben. Nun hat er ihn mir verkauft, denn er hat Angst davor, die Memme! Drei Mark

fünfzig Pfennige habe ich bezahlt, aber ich hatte erst drei Mark, die fünfzig Pfennige gebe ich ihm im nächsten Monat."

Hertha faßte in die Tasche und brachte ein Geldstück zum Vorschein, sie legte es auf den Tisch. „Da!" sagte sie. „Es reicht noch gerade."

„Was soll das?"

„Ich will es dir schenken, damit du keine Schulden hast."

„Du? Mir? — Glaubst du, ein anständiger Junge nimmt von einem Mädchen Geld?" Mit hochmütiger Gebärde fegte er das Geldstück vom Tisch auf den Boden, sein Gesicht glühte vor Zorn.

„Du kannst es mir ja wiedergeben," sagte sie kleinlaut und sah ihn bittend an.

„Nein. — Ich will lieber Kurt Haman zehn Mark schuldig sein, als dir zehn Pfennig."

Herthas Augen füllten sich mit Tränen, „Schulden sind so schrecklich," murmelte sie und bückte sich nach ihrer verschmähten Gabe. Sie mochte ihm nicht sagen, wie schwer sie oft schon darunter gelitten hatte, wie manchmal ihr Selbstgefühl davon verwundet war: er schien das alles nicht zu kennen.

Aber ihre stumme Trauer rührte ihn wieder. „Soll ich dir einmal zeigen, wie man ladet?" fragte er in dem Bestreben, sie abzulenken.

„Geht es auch nicht los?"

„Nein, nur wenn ich will."

„Könntest du was Lebendiges totschießen?" Sie saß



auf der Tischecke und sah ihm gespannt zu, ihre langen, schwarzbestrumpften Beine schlenkerten hin und her.

„O ja.“

„Ich könnte es nicht. Wenn es dann umfiele und würde steif und kalt, ganz tot, — die Augen würde ich mir ausweinen.“

„Na ja, du bist ein Mädchen! — Ich könnte mich selber totschießen, wenn es notwendig wäre.“

Sie preßte die Fäuste in die Augenhöhlen und schüttelte sich. „Wie kannst du so etwas sagen.“

„Ich könnte es! Verlaß dich darauf. — Es käme nur darauf an, was man mir zuleide tut. Gegen meine Ehre litt ich einfach nichts, und sonst noch — es gibt so viele Dinge . . .“

Sie sah ihn entsetzt an. „Lothar — so darfst du nicht sprechen! — Lege das Ding weg — ich bitte dich, Lothar.“

„Aber du bist ein Schaf,“ sagte er und lud ruhig weiter. „Ein wirklicher Mann hat keine Angst vor dem Tode — und ich bin ein wirklicher Mann in diesem Punkt.“

„Du hast es doch nicht probiert,“ meinte sie zweifelnd.

„O ja.“ — Und er erzählte ihr von dem Augenblick, da er die Waffe seines Vaters gegen sich selbst gerichtet hatte, ohne zu zögern. „Wäre sie geladen gewesen, wäre ich längst tot.“

„Gott sei Dank, daß du noch lebst,“ sagte sie inbrünstig und sah ihn an.

Seine großen dunklen Augen aber hatten sich erweitert und blickten durch das Fenster in die Ferne hinaus, ohne auf sie zu achten. Die Schauer des Todes überkamen ihn wieder wie damals, und er fühlte und wußte, daß er nie zittern würde, sobald er den Entschluß zu sterben gefaßt hatte. Das hob ihn in seinen eigenen Augen.

„Leg das Ding weg,“ bat Hertha wieder ängstlich.

Und er tat es, vorsichtig und sorgfältig. „Mit solchen Dingen spielt man nicht, wenn man den Ernst derselben kennt.“

„Ich werde nun gar nicht mehr schlafen können, immer an das greuliche Ding hier oben denken müssen, und was du für Augen gemacht hast, als du sagtest, du könntest dir das Leben nehmen," jammerte sie.

Er fuhr mit beiden Händen in ihr Haar und raufte sie gutmütig. „Das ist ja Unsinn!" tröstete er sie. „Mir tut ja niemand was!"

„Willst du es nie — nie tun, ohne mich erst zu fragen?" schluchzte sie und legte beide Arme um seinen Hals.

Er machte sich ärgerlich frei und fuhr sie ganz gehörig an. Das tröstete sie mehr als alle Versprechungen, und ein paar Minuten später balgten sie sich mit der Katze herum, ohne an Tod und Mord zu denken. — —

Lothar hatte gute Nacht gesagt und sich nach seinem Zimmer hinaufbegeben, der Reiz, Herr in einem eigenen Raum zu sein, hatte noch nicht nachgelassen. Lore und Bernd blieben noch zusammen. Er war seit ein paar Tagen verstimmt, ohne daß sie wußte weshalb, aber sie wagte nicht zu fragen; etwas wie ein böses Gewissen hatte sie jetzt ihm gegenüber immer, weil sie fühlte, daß ihr Sohn die größte Hälfte ihrer Gedanken, ihrer Zeit, ihrer Sorge in Anspruch nahm. Ob auch ihres Herzens? Sie wagte keine rechte Antwort darauf; es war ja auch zwecklos, da beide nebeneinander darin Platz hatten. Sie vermied es überhaupt, nachzudenken. Mit jeder Fiber, mit jedem Nerv stürzte sie sich in ihre Arbeit, die sie vollständig abzog, denn sie wollte nicht zur Klarheit über das kommen, was hätte sein müssen, und nicht die Folgen der Unterlassung voraussehen. So sollte es bleiben, wie es war, nicht anders. —

Aber heute abend war sie weich gestimmt wie seit langem nicht, und als die Tür hinter ihrem Knaben zufiel, reichte sie dem Freunde beide Hände über den Tisch.

„Bernd, ich bitte dich, laß es doch nicht anders werden zwischen uns! Ich fühle, daß du dich von mir entfernst. Warum? Sage mir warum?"

Er drückte ihre Hände flüchtig und ließ sie dann fallen.

„Du irrst, Lore, es ist noch alles beim alten.“

Sie sprang auf und umfaßte ihn. „Könnte es jemals anders kommen?“ fragte sie in ausbrechender Angst.

„Ich weiß es nicht.“

Sie strich erregt die Haare von der Stirn. „Doch — du weißt es — du hast böse Gedanken, Bernd — ich fühle es! — Aber sage mir, über was hast du zu klagen?“

„Ich klage ja nicht. Glaube mir, ich sehe alles kommen, wie es kommen muß. — Du mit deinem heftigen Gefühl kannst nicht teilen zwischen Mann und Kind, es macht dich unglücklich — unfrei in dir selbst. — Du solltest das abstoßen, was dir am wenigsten wertvoll ist.“

Sie erblaßte und richtete sich jäh auf.

„Du tust mir unrecht, Bernd. — Natürlich liebe ich meinen Knaben, wie wohl jede Mutter, aber das schädigt dich nicht. Schon einmal, als ich vor der Entscheidung stand, verließ ich ihn. — Du siehst daraus, daß nicht jede Frau ausschließlich Mutter zu sein braucht. — Ich wenigstens bin es nicht, dazu ist mein Ichgefühl zu stark . . . Aber das, was ich tue, mache mir nicht zum Vorwurf.“

Er legte nachdrücklich seine Hand auf ihren Arm. „Lore, es wäre das beste, ich ginge. — Du hast deinen Knaben, und ich kann dir nur sagen, er ist ein guter Junge, der deine Liebe verdient und an dem du Freude haben wirst. Was soll ich da noch? Lothar wird älter, unser Verhältnis ist unhaltbar auf die Dauer. Verlangst du, daß ich vor deinem Knaben die Augen niederschlagen soll?“

Sie senkte den Kopf, Tränen rannen über ihr Gesicht. „Ich habe es geahnt,“ sagte sie niedergeschmettert. „Ich habe es gefühlt, als du Lothar heute das Veloziped schenktest und seinen stürmischen Dank kühl abwehrtest. Er blieb harmlos dabei, ich nicht . . . Aber, Bernd, Bernd — ich kann dich nicht verlieren! Weißt du denn nicht, was das heißt, was du mir antun willst? — Eine Lücke in mein Leben reißen, die nie wieder auszufüllen ist, mich unglücklich machen bis zur Verzweiflung. — Ich will dich behalten, denn ich habe ein Recht auf dich.“

Sie warf sich an seinen Hals, schluchzend, erregt, die alte leidenschaftliche Lore, nur kraftvoller in dem Bewußtsein ihres Wertes, zielbewußt und energisch, wie sie das Leben geformt hatte.

Er drückte ihren Kopf an seine Brust, die Augen wurden ihm feucht. Wonach er sich seit Wochen gesehnt hatte, dem sie ausgewichen war, seitdem der Knabe bei ihnen war, nun brach es wieder mit Allgewalt hervor und überflutete sie beide — die Liebe, die heiße Zusammengehörigkeit, die seit Jahren zwischen ihnen bestanden und sie glücklich gemacht hatte.

„Du kannst mich doch nicht verlassen,“ sagte sie, unter Tränen zu ihm aufsehend. „Du würdest ja auch nicht glücklich ohne mich! Wir sind mit tausend Fäden verknüpft, die sich nicht lösen lassen.“

„Du hast recht.“

Er küßte sie und drückte sie an sich. Es war eben Lore, seine Lore, mit der er rechnen mußte, kein gewöhnliches Weib. Da blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr gerecht zu werden, indem er sie ihre eigenen Wege gehen ließ, wenn es auch gegen sein Empfinden war. Trennung! — Gewiß, es war Torheit gewesen, daran zu denken; wenigstens empfand er in dieser Stunde so.

Er zog sie auf seine Knie und bettete ihren Kopf an seine Brust. Er sprach zu ihr und hörte ihre bewegten, zärtlichen Antworten. Seit langer Zeit besaßen sie sich einmal wieder ganz und ohne Zeugen. Beide fühlten mit Entzücken die Wärme dieser Stunde, die sie einander wieder nahe brachte, ganz nahe.

So vertieft waren sie, daß sie nichts hörten und dachten als an sich allein. — —

Lothar konnte in seinem Zimmer nicht einschlafen. Es war allerdings sehr heiß so dicht unter dem Dach, aber das genierte ihn sonst nicht, viel eher war es der Gedanke, ob sich in der aufgestellten Falle eine Maus gefangen hatte, deren Geknabber er jeden Abend hörte. Er hatte die Falle sorgfältig gerichtet und war neugierig.

Auf einmal, schon im Halbschlaf liegend, hörte er das scharfe Zuschnappen der kleinen Eisentür, und weg war jede Müdigkeit. Er sprang aus dem Bett, und mit dem Licht in der Hand schlich er an die Falle, aus der eine Maus ihm angstvoll mit ihren runden Perlaugen entgegenstarrte.

Das Ereignis regte ihn auf. Er hatte auch Mitleid mit dem Tier. Da es doch sterben sollte, geschah das besser gleich, als es hier die ganze Nacht qualvoll gemartert sitzen zu lassen. Er zog hurtig Strümpfe und Hosen über, ergriff die Falle und stieg behutsam die Treppe herunter. In der Küche seiner Mutter wollte er die Maus ertränken.

Leise öffnete er mit dem Schlüssel die Tür. War Mama schon zu Bett, wollte er sie nicht stören. Aber die Salontür stand offen; ihm war, als hörte er im Wohnzimmer sprechen.

Er setzte die Falle auf den Herd in der dämmerigen Küche, dann ging er auf Strümpfen durch den Salon. Vor der Portiere zum Wohnzimmer, die etwas hochgehoben war, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Einen Ruck gab es ihm durch den ganzen Leib. Ein kalter Fieberschauer überlief ihn, dann wieder glühende Hitze. Sein Herz setzte aus und begann im nächsten Moment ein wildes Jagen. — Drinnen saß seine Mutter bei Onkel Bernd, und er hörte Liebesworte und Küsse. — Seine Mutter!!

Der Altar, der in seinem Herzen aufgerichtet war, und der das Bild der Mutter trug, stürzte zusammen. Wie ein schneidendes Schwert durchzuckte ihn ganz deutlich die Erinnerung an die Beschimpfungen, die man bei dem Vater der Mutter angetan, gegen die er sich zur Wehr gesetzt mit aller seiner Kraft — nun dünkten sie ihm wahr.

Er hockte plötzlich am Boden auf dem Teppich, die Fäuste in die Augenhöhlen gedrückt. Das wimmernde Schluchzen, das sich ihm auf die Lippen drängen wollte, erstarb in der Kehle. Neben ihm floß ein breiter Strom Licht aus dem Nebenzimmer herein, und er lag da, stumm, bewegungslos, als trenne dieser schneidend grelle Strahl ihn

von allem, was ihm bisher lieb und teuer gewesen war, zu dem er aufgesehen hatte.

So wild jagten sich die Gedanken in seinem Hirn, daß er ihnen nicht folgen konnte; nur fühlen tat er sie mit der brennenden, ätzenden Schärfe des ersten Schmerzes, der ersten Enttäuschung. In der Kraft und Gewalt dieses Empfindens war er ganz Lores Sohn; nichts von der kühlen Gleichgültigkeit des Vaters dämpfte sein Blut.



Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, die Zeitmessung hatte völlig für ihn aufgehört. Nur daß, als Bernd endlich ging, die Mutter ihn noch einmal geherzt und geküßt, kam ihm zum Bewußtsein. —

Als Lore zurückkam, das Herz voll glücklicher Ruhe wie seit langem nicht, stand mitten im Zimmer unter dem hellen Schein der Hängelampe ihr Sohn, bleich, mit geballten Fäusten und blitzenden Augen. In der derangierten Toilette, dem verwirrten Haar machte er den Eindruck eines nicht recht Zurechnungsfähigen. Lore erschrak furchtbar. Wie kam Lothar hierher? Die Knie wankten ihr, und sie hatte Mühe auf ihn zuzugehen.

„Wie kommst du hierher?" fragte sie so ruhig wie möglich.

Seine Augen, in diesem Augenblick denen des Vaters so ähnlich, sahen sie an mit dem ohnmächtigen Zorn eines gequälten Tieres. Dann wies er mit der Hand auf die Tür des Nebenzimmers. „Dort — dort drin war ich."

Mehr ein Stammeln als ein Sprechen waren diese unartikulierten Laute, und im Herzen der Mutter sprang plötzlich etwas auf wie Empörung, daß ein Wesen sie zur Rechenschaft zu ziehen wagte, das Fleisch von ihrem Fleisch, von ihr geboren und auferzogen war — das abhängig von ihr sein mußte mit jedem Gefühl, jedem Gedanken.

„Du hast gehorcht!" sagte sie verächtlich und wandte sich zur Seite.

Das hatte sein Vater getan, das tat ihr Sohn. Sie fand für keinen die Berechtigung dazu. Ein maßloser Zorn erbitterte sie und ließ sie ungerecht werden.

Aber schon stand ihr Sohn wieder vor ihr; die funkelnden Augen bohrten sich fest in die ihrigen. „Was — was bist du denn?" stieß er außer sich heraus . . . „Nicht einmal Onkels Frau! Sie hatten also recht zu Hause!"

Zum erstenmal nannte er das Haus des Vaters wieder „zu Hause".

Lore erblaßte tödlich. Dann packte sie den Knaben bei den Schultern und schüttelte ihn. „Komm zur Vernunft!" sagte sie schneidend, wie sie früher zu ihrem Mann zu sprechen pflegte, wenn ihr ganzes Innere fessellos stürmte. „Du sprichst mit mir — mit deiner Mutter!"

„Leider!"

Lore hob die Hand und schlug dem Knaben ohne ein Wort zu sagen in das Gesicht. Sie kannte sich nicht mehr.

Tiefes Schweigen ringsum. Nichts regte sich im Hause; auch von der Straße drang kein Laut mehr herauf. Nur aufdringlich laut, fast schmerzhaft zu hören, tickte die kleine Uhr auf dem Kaminsims — eilig, eilig, als wollte sie möglichst schnell über diese einschneidenden Minuten hinwegkommen.

Mutter und Sohn sahen sich an, starr, atemlos, als

warteten sie beide auf etwas Furchtbares, das von außen kommen mußte.

Dann endlich begann Lore, und ihre Stimme hatte einen eigentümlich tonlosen Klang, wie gebrochen: „Wärest du nicht mein Sohn, ich wiese dich jetzt von meiner Tür — obgleich es mich dann nicht so hart getroffen hätte, was d u mir angetan hast . . .“

„Was habe i ch dir getan?“ schrie er auf und rang die Hände. „Was euch allen? Kann ich dafür, daß ich auf der Welt bin? Bin ich nicht der, der zu leiden hat, der hin und her geschoben wird von einem zum anderen? Mir wäre besser, ich wäre tot!“ Und die Hände vor das Gesicht schlagend, warf er sich vor einem Sessel auf die Knie und brach in heftiges Weinen aus.

Die Mutter blickte auf den zuckenden Körper hinab, starr, tränenlos. „Der Vater! Ganz der Vater!“ ging es ihr durch den Sinn. Wie eine Vision stand jene Nacht vor ihr, die sie damals am Bettchen des Kindes verbracht hatte, und in der sie in dem schlafenden Kindergesicht so aufdringlich die Züge des Vaters wiedergefunden hatte. Auch in dieser Stunde fand sie nur ihn, den gehaßten Mann, der sie um ihre Jugend betrogen, der sie bettelarm mit seinen Gewaltsforderungen gemacht — und wie gegen den, so wappnete sie sich jetzt gegen ihren Knaben, der auch versuchen wollte, ihr ureigenstes Leben zu knebeln.

„Steh auf!“ sagte sie kalt. „Du bist alt genug, um zu verstehen, was ich dir sagen werde.“

Er sprang blitzschnell empor und wischte die Tränen aus den Augen. Seine linke Wange glühte wie ein feuriges Mal von dem Schlage.

Er hatte ihn empfangen ohne sich zu wehren, ohne einen Laut darüber zu verlieren; aber sie kannte sein empfindliches Ehrgefühl, sie wußte, daß dieser Schlag zwischen ihnen stehen würde, lange — lange, vielleicht für immer.

Sie setzte sich in den nächsten Sessel und flocht die kalten Hände ineinander; der Knabe ging ruhelos im Zimmer

auf und nieder. Seine glimmenden Augen glitten über Möbel und Wände; aber seine Mutter sah er nicht an.

„Du hast mir vorhin deine Existenz vorgeworfen,“ begann Lore ruhig, „aber mit Unrecht. Auch wir werden nicht gefragt, ob wir willens sind, an dem kommenden Geschlecht mitzuschaffen. Und weil es so ist, weil wir nur einem Naturzwange gehorchen, deshalb habt ihr Nachgebornen nicht das Recht, das Opfer unserer ganzen Persönlichkeit von uns zu verlangen. Jeder Mensch hat nur ein Leben! — Auch ihr lebt und werdet es euren Nachkommen einst vielleicht nicht besser machen. Dann erst urteilt über uns! Erst in Konflikten zeigt sich die Kraft des einzelnen. Wer sich berufen fühlt, mag den Kampf gegen die ganze Weltordnung aufnehmen; denn sie ist ungerecht gegen den einzelnen zugunsten der Masse . . .“

Sie hielt plötzlich inne und blickte auf den Knaben. Er hatte sie gar nicht verstanden, und daß das auch unmöglich für ihn war, begriff sie jetzt. Er war ein Kind — mit heißen, leidenschaftlichen Gefühlen, aber doch ein Kind — ihr Kind, und auf einmal schmolz aller Zorn, alle Bitterkeit. Sie begriff, daß er litt — aus Liebe zu ihr — und sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte nun auch bitterlich. Burnett stand plötzlich vor ihr, wie er ihr stets die Berechtigung der Persönlichkeit gepredigt, an die zu glauben sie sich damals sträubte. Und doch hatte sich jedes Wort in ihre Seele gebrannt und war dort haften geblieben, um sie so zu bilden, wie sie jetzt war, starr auf ihrem Recht bestehend, nicht bereit Opfer zu sein. Hatte er recht an ihr gehandelt, daß er ihr diese Signatur gegeben?

So vertieft war sie in die Vergangenheit, daß sie die Anwesenheit des Knaben einen Augenblick ganz vergessen hatte. Nun sah sie auf.

Er stand dicht vor ihr, sein sonst so frisches, hübsches Gesicht war bleich und verstört, ein trostloser Zug zog seinen kleinen Mund herab.

„Mama,“ sagte er leise, „nicht wahr, du willst mich

nicht mehr haben — ich kann wieder zurück zum Papa ... sage es mir gleich — aber sage es mir ehrlich.“

Ohne ein Wort streckte sie ihm die Arme entgegen, er ergriff die Hände und warf sich vor ihr auf die Knie.

„Mama!“ stöhnte er, und wie ein Schwert ging ihr der Ton durch das Herz.

Sie streichelte sein krauses, dunkles Haar und drückte seinen Kopf in ihren Schoß. „Sieh, Lothar,“ sagte sie nun ruhig und überlegen, „Onkel und ich haben uns lieb, schon seit langen Jahren. Du weißt noch nicht, was das heißt, aber du wirst es kennen lernen — an dir selber — dann denke an diese Nacht. Wir haben es dir verheimlicht, weil du sonst mit deiner Eifersucht mir manche trübe Stunde bereitet hättest, und ich brauche meine Ruhe, mein Gleichgewicht, denn ich arbeite um das tägliche Brot, auch für dich mit. — Du mochtest keinen Stiefvater, darum wollten wir uns nicht eher heiraten, als bis du ein erwachsener Mensch geworden und deine Mutter nicht mehr brauchst — aber — du mußt jetzt auch vernünftig sein.“

Der schlanke Knabenkörper zuckte heftig unter ihren Händen. „Warum bin ich auf der Welt? Warum? Warum?!“ stöhnte er halb erstickt. „Ich bin überall überflüssig. — Wäre ich doch tot, Mama! Wäre ich tot!“

Sie seufzte schwer. Es ging also nicht ohne Opfer, wenn man den Weg der Allgemeinheit verließ und selbständig zu handeln begann. Auch der Knabe fühlte schon die wuchtende Hand des Lebens in seinem kindlichen Gemüt.

„Du mußt nicht so sprechen,“ sagte sie traurig. „Überflüssig ist entweder jeder oder keiner.“

„Ja, aber ich bin ein Hindernis. Für dich eins und für den Papa auch. Warum habt ihr mich nicht totgeschlagen, als ihr auseinander ginget! Nirgends bin ich ein Kind, das man lieb hat, wie andere doch geliebt werden.“

„Sei nicht undankbar!“ Ihr Ton war wieder strenger geworden. „Wir haben dich beide lieb, denn du bist unser beider Kind. Aber du bist zu anspruchsvoll, du willst mich — deine Mutter — so vollständig ausfüllen, daß für nichts

mehr in meinem Herzen Platz ist, als nur für dich allein. Das gibt es nicht, Lothar. Die Beziehungen zwischen Mutter und Kind sind heilig und unzerreißbar, aber sie können auch noch neben anderen Gefühlen bestehen, ohne etwas von ihrer Kraft einzubüßen. — Und wenn es nun so käme, wie du wünschest, wenn ich deinetwegen allem entsagte, glaubst du nicht, daß ich dann auch Ansprüche an dich hätte? — Und wenn du dann später einmal eine andere mir vorziehst — denn das ist der Welt Lauf — ließest du mich einsam zurück, ohne dir darüber Gewissensbisse zu machen. Ich aber — was würde aus mir? — Ich würde dann sehr unglücklich sein! — Das alles hast du natürlich nicht bedacht, mein Junge, nicht wahr? Und nun siehst du wohl ein, daß ich recht habe, wenn ich deiner tyrannischen Liebe nicht nachgeben will." — Sie legte den Arm um seine Schulter und zog ihn an sich. „Mein Kind, das Leben ist nicht so einfach, wie man in der Jugend denkt. In vielen, vielen Jahren sprechen wir wohl einmal wieder davon."

„Aber das ist traurig Mama," sagte er resigniert und senkte den Kopf. —

Noch immer brannte seine Wange und brannte sich in Lores Gewissen hinein. Ihr Zorn war längst verraucht, Mitleid und trübes Ahnen lagen ihr bleischwer auf dem Herzen. Welche Kämpfe standen ihr noch bevor!?

„Geh zu Bett," sagte sie plötzlich hastig, ergriff seinen Kopf, sah ihm tief in die Augen, und dann küßte sie ihn leise, wie abbittend, auf die geschlagene Stelle!

Er hatte sie verstanden. „Du bist ja meine Mutter," flüsterte er ganz leise.

Und dann ging er hinaus mit gesenktem Kopf, ohne sich noch einmal umzusehen, ohne Kuß von Mund zu Mund, wie sonst jeden Abend. Es war anders zwischen ihnen geworden, das fühlten beide.

Als Lothar an der Küchentür vorüberging, fiel ihm die Maus ein, deren Todesangst er hatte abkürzen wollen. Er ging achtlos weiter. Mochte sie denn leben und sich

weiter quälen, bis der Tod sie erlöste, sie war ja nicht das einzige Geschöpf auf dieser Erde, das Qualen leiden mußte. —

Er kam in sein Zimmer und warf sich auf das Bett; einschlafen konnte er nicht. Als hätte ihn ein furchtbares Unglück, dessen Gewalt und Größe er noch nicht einmal übersehen konnte, betroffen und zu Boden geworfen, so war ihm zumute. Und dabei sagte er sich doch immer wieder, daß ja im Grunde genommen nichts geschehen sei. Mama würde



einfach Onkel Bernd heiraten, wenn er sich nicht dagegen wehrte, sonst würde alles beim alten bleiben. Also . . . Und doch wurde er die Vorstellung eines großen Unglücks nicht los.

In der Ecke stand das Veloziped, das ihm der Onkel geschenkt, an dem er gestern eine so unsinnige Freude gehabt hatte, es blinkte leicht zu ihm hinüber in dem fahlen Dämmer, der seine Stube füllte. Er würde es nie benutzen, das stand fest. Irgend etwas in ihm sträubte sich dagegen.

Sein Kopf brannte wie Feuer, und das Herz tat ihm

weh; so weh, daß an kein Schlafen zu denken war. Er sah zum offenen Fenster hinaus; der Himmel war klar, mit Sternen besät, die flimmerten so friedlich auf die Erde herab und ahnten nicht, wie viele kummervolle Menschenaugen zu ihnen aufsahen!

„Ob ich wohl, wenn ich tot bin, auf einen Stern komme?“ dachte er.

Die Vorstellung hatte für ihn etwas Tröstliches und Beruhigendes. Aber gleich regte sich wieder die Bitterkeit, die sein ganzes Sinnen und Denken seit Stunden durchflutete.

„Vielleicht werde ich auch da überflüssig sein.“

Am liebsten hätte er ja dem Onkel Platz gemacht, wäre gegangen so weit ihn seine Füße trugen, aber wohin nur? Wohin? — Und wieder quoll die Bitterkeit in ihm auf. Eltern gehören zusammen um der Kinder willen — auch wenn sie sich nicht so sehr mögen; sie haben kein Recht, ihren Kindern die Heimat zu nehmen. —

Er dachte zurück an seinen Aufenthalt beim Papa. — Bis zu dem Moment, wo die Sehnsucht nach der Mutter in ihm erwachte, war ja alles gut gewesen — aber dann . . . Und ein Kind hat doch nun einmal Vater und Mutter. — —

Er dachte auch an die Stunde, wo ihn der Vater mit dem Revolver in der Hand gefunden . . .

„Schade“ — in der Erinnerung daran, daß er nicht geladen war — „dann wäre ich tot und alles vorbei! Was habe ich nicht schon Schweres durchgemacht!“

Und ihm fiel seine Flucht ein, während wahres Entsetzen ihn bei der Vorstellung packte, was vielleicht noch alles vor ihm läge. Großem Kummer fühlte er sich nicht mehr gewachsen.

So lag er und sann und grübelte, und kam sich vereinsamt, trostlos und überflüssig vor in dieser Welt, die ihm manchmal so schön erschienen war, — bis die Spatzen vor seinem Fenster sich im Frühlicht zu zanken begannen und das

erste Geräusch der erwachenden Großstadt zu ihm heraufdrang.

Da erst schlief er ein, mit feuchten Wimpern und blassen Wangen. —

Aber auch Lore hatte gewacht.

Was war nicht alles wieder lebendig in ihr geworden! Wieviel bange Fragen, Zweifel, und trotzdem doch, welche Beharrlichkeit in dem, was sie als ihr Menschenrecht erkannt hatte. — Sie war, wie sie einmal geworden war. Festgewurzelt in ihren Anschauungen, kämpfte sie bitter gegen das Opfer an, das ihr Knabe von ihr verlangte. Die Drangabe ihrer Persönlichkeit, ihrer selbständigen, freien Lebensführung. Nein, er hatte kein Recht dazu! — Sollte der fertige Mensch dem Ungestüm der unerfahrenen Jugend nachzugeben gezwungen sein? Das wäre doch Widersinn. — Die Jugend leiten, so lange es anging, aus eigener Erfahrung heraus, und dann auch sie ihre Straße ziehen lassen, um erst vollbewußte Menschen zu werden.

Aber etwas in ihrem Innern war nicht ganz einverstanden, es revoltierte gegen die Satzungen der Vernunft, und dies eine war die Liebe zu ihrem Kinde. Was sah Lothar jetzt in ihr?

Die Frage durchrann sie schmerzlich, sie fröstelte dabei. —

In derselben Stunde noch setzte sie sich hin und schrieb Bernd einen ausführlichen Brief mit den Geschehnissen der Nacht. Sie sprach ihm auch von ihren inneren Kämpfen, daß sie aber jetzt bereit wäre, seiner besseren Einsicht zu folgen:

„Ich kann weder Dich noch den Knaben verlieren," schrieb sie, „ich weiß das, ich kenne mich. Also heißt es unlöslich vereinigen, was sonst auseinander strebt. Muß ein Opfer gebracht werden, so sei es das kleinste, das meiner Überzeugung — meiner Freiheit. Du verreisest jetzt wieder, kommst Du zurück, wollen wir heiraten. Bis dahin wird sich Lothar mit dem Gedanken vertraut gemacht haben. Ach, Bernd, was sind wir selbständigen

Frauen doch für unglückselige Zwittergeschöpfe. Zwischen den Instinkten der Freiheit und dem Stempel der landläufigen Moral werden wir hin und her gezerrt, bis wir unsere Eigenart verlieren, unsere Flügel gebrochen sind! — Komme morgen nicht zu mir, ich bin matt und müde und muß erst ruhen. Um fünf Uhr erwarte ich Dich in der Akazienallee. Lore."

XXVII.

Blaß und hohläugig schlich Lothar am nächsten Morgen die Treppe herab und klopfte leise an die Korridortür. Sein Frühstück wartete auf ihn.

Er hatte lange geschwankt, ob er es nicht im Stich lassen sollte, er fürchtete sich vor einem Wiedersehen mit der Mutter. Das Herz schlug ihm, wenn er nur daran dachte; aber dann überwog doch der gesunde Appetit des kräftigen, jungen Körpers. Das Mädchen bedeutete ihn, leise zu sein, da die gnädige Frau noch schliefe, und mit einem Aufseufzen der Erleichterung hörte er das.

Ehe er in die Schule ging, warf er einen Blick in die Küche. Da stand die Falle — leer. — Die Maus, die darin gesessen, war also tot, von allen Qualen erlöst, schon vergessen. Unwillkürlich stellte er sich gleich mit dem kleinen, armseligen Geschöpf, dem auch diese Nacht die qualvollste seines Lebens gewesen sein mochte. Nun wußte es nichts mehr davon! — Wer doch auch so vergessen könnte! —

Er konnte es nicht. Er fühlte, daß er es nicht konnte! — Am liebsten wäre er auch fortgegangen von der Mama, unter ganz fremde Leute, die ihn nichts angingen. Er ahnte noch nicht, daß ihm sein nach Liebe lechzendes Herz auch dort einen Streich spielen und ihn unglücklich machen würde.

Als er in die Schule schlenderte, erwog er alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, aber das half natürlich nichts. Das erste, was ihm vorläufig unentrinnbar vor Augen stand, war die nächste Begegnung mit Onkel Bernd. Über die konnte er zu keiner klaren Vorstellung kommen.

Er war unaufmerksam in der Schule und bekam mehrmals Tadel, aber als es zwölf Uhr schlug, durchzuckte es ihn so eigen, daß er Herzklopfen bekam.

Er fühlte sich berechtigt, als Sohn dem Räuber der Liebe seiner Mutter ein Gefühl von Haß und Verachtung zu zeigen, andererseits liebte er aber mit seiner jungen Knabenseele wieder den Mann, der so viel Freundlichkeiten für ihn gehabt, dem er in seinem kindlichen Enthusiasmus nachzustreben beschlossen hatte, weil er ihm die beherrschte, vornehme Männlichkeit darstellte.

Grübelnd und zweifelnd ging er langsam nach Hause; er schwitzte dicke Tropfen unter dem leichten Hütchen, wenn er an die kommenden Stunden dachte.

Erst Mama — dann Onkel Bernd! —

Die Verzweiflung, in der er sich befand, glaubte er über sich zusammenschlagen zu fühlen. Es kam ihm vor, als hätten die anderen ein Unrecht an ihm begangen, und er müßte als unschuldiges Opfer nun dafür leiden.

Zu seiner Überraschung fand er die Mutter ganz unverändert. Ein wenig blaß, einen Grad ruhiger vielleicht, aber das war auch alles. Er hätte sich einbilden können, die ganze nächtliche Szene geträumt zu haben. Onkel Bernd fehlte. Er wußte, daß er zu heute eingeladen war, daß Mama ihnen ein gutes Diner versprochen, und nachher die erste Probe auf dem Veloziped stattfinden sollte . . . Wie hatte er sich auf den heutigen Tag gefreut! — Nun gewährte es ihm zwar eine gewisse Genugtuung, den Platz des Onkels leer zu sehen, aber sie war doch nicht frei von Kummer. Onkel Bernd war immer nett zu ihm gewesen — und wenn die Mutter vielleicht betrübt deshalb war . . . Nein! Nein, es ging doch nicht! Er war der Sohn, er wollte keinem Fremden weichen. — Alle Weichherzigkeit, die er in sich aufsteigen fühlte, würgte er mit seinem Essen herunter, das ihm heute gar nicht schmecken wollte. —

In verstocktem Schweigen saß er der Mutter gegenüber und erhob sich gleich nach Tisch.

„Ich möchte in mein Zimmer gehen, Mama."

Lore blickte auf. „Geh! Ich bleibe so wie so nicht zu Hause.“

Das kränkte ihn nun wieder, daß sie keinen, auch gar keinen Versuch machte, ihn zu halten; er nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und hob trotzig den Kopf.

Sonst pflegte er seiner Mutter einen Kuß zu geben wenn er ging, sie stürmisch zu liebkosen; heute erregte ihn der Gedanke, sie könne darauf warten, unangenehm. Seine Mutter war ihm eben nicht mehr seine Mutter.

Lore merkte das wohl; es griff ihr an das Herz, aber sie sagte nichts. Aus eigener Erfahrung wußte sie, daß Kämpfe allein ausgefochten werden müssen.

Mit einem gemurmelten Wort schob Lothar sich zur Tür hinaus, und nun saß er oben in seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, die Bücher vor sich und brütete in das Leere. Es war erstickend heiß, trotz des offenen Fensters und der offenen Tür. Das vermehrte noch sein Unbehagen.

Er war nicht zufrieden mit sich; wie ein heimlicher Wurm nagte sein Benehmen ihm am Herzen, aber um keinen Preis hätte er sich das ehrlich eingestanden. Im Gegenteil, er verstockte sein Herz immer mehr, immer heftiger, während des dumpfen Brütens, in das er verfallen war. — Er war ja auch noch so jung! Wie sollte ihm ein Urteil, noch dazu ein gerechtes, möglich sein. Mit der Hartnäckigkeit der Jugend verbiß er sich in seine Schroffheit und seinen Ingrimm.

So sehr nörgelte und haderte er mit seinem Schicksal, daß er nicht einmal wünschte, Hertha möchte kommen. Er fürchtete dann seine empörten Gefühle zu verlieren.

Aber sie kam doch.

An ihrer Korridortür horchend wie jeden Tag, wenn sie zu der Zeit zu Hause war, hatte sie ihn kommen gehört, aber ohne sein sonstiges fröhliches Pfeifen oder Singen, ohne das Gepolter, mit dem er sonst mehrere Stufen auf einmal nahm. Sie hatte durch das Guckloch gesehen, und da kam es ihr vor, als schliche er scheu und gedrückt die

Stufen in die Höhe, und als wäre sein Gesicht blaß. Unruhig im Herzen suchte sie ihn auf, sobald sie konnte, aber er empfing sie nicht mit der alten Kameradschaftlichkeit und Freude wie sonst.

„Laß mich in Ruhe," sagte er ingrimmig, „und gehe nur wieder zu deiner Mutter und Fanny. Alle Weiber taugen nichts."

Es war eine alte Erinnerung vom Vater her, die ihm auf die Lippen trat, und er kam sich sehr stolz damit vor.

Hertha kümmerte sich nicht um den zweifelhaften Empfang; sie setzte sich neben ihn auf die Tischecke und baumelte mit den langen Storchbeinen.

„Du bist ja recht nett," entgegnete sie seelenruhig. „Sag mal, was hat es denn gegeben?"

Er biß sich auf die Unterlippe. „Nichts!" schrie er grob.

„Hast du nachsitzen müssen?"

„Quatsch!" Das klang so verächtlich, daß er sich selbst darüber freute.

„Was hast du denn?"

Er sah sie an, schweigend zuerst, mit funkelnden Augen, dann überkam es ihn plötzlich wie heiße Wehmut. „Einen großen Kummer," sagte er mit erstickter Stimme.

Sie sah ganz erschrocken aus. „Armer Lothar!" — Erst nach einer Pause kam es, und sie strich sich erregt die Hände — als riefe das Wort ihr ebensolche Erinnerungen wach.

„Weißt du, was das ist?" fragte er hastig.

„O ja."

„Worüber hast du Kummer gehabt?"

„Darüber, daß Mama alle Menschen lieber hat als mich, besonders all die gräßlichen Männer."

Er beugte sich wie gierig vor. „Hat sie das? — Hat sie das *auch*?"

„Immer!"

Es war einen Augenblick totenstill zwischen den beiden Kindern, sie sahen sich auch nicht an.

„Wir Armen!“ sagte Lothar endlich. „Wir brauchten wirklich nicht auf der Welt zu sein, Hertha.“

Sie nickte eifrig.

Und nach einer Pause fuhr er dann im unbezähmbaren Mitteilungsdrang fort: „Meine Mama liebt Onkel Bernd auch mehr als mich.“

Hertha wickelte ihre Haare um die Finger.

„Aber natürlich, er ist doch ihr Liebhaber,“ sagte sie altklug.

Der Knabe schlug mit den Fäusten auf den Tisch. „Er soll es aber nicht sein! — Ich will es nicht! — Ich leide es nicht!“

Das Mädchen sah ihn mitleidig an. „Glaubst du, sie fragen uns?“

„So bringe ich ihn um — ihn oder mich.“

Sie zuckte die Achseln. „Das wirst du ja nicht tun, Lothar — aber ich kann die Männer auch nicht ausstehen.“

„Und ich die Frauen nicht.“ Er wühlte in seinen Haaren und sah sehr unglücklich und gequält aus. Dann besann er sich eines Besseren. „Nein, Hertha, das ist nicht wahr, dich mag ich doch.“

Sie wiegte den Kopf hin und her und zupfte an ihren Schleifen. „Wir sind doch Kinder.“

„Ich werde sechzehn Jahr, und du?“

„Ich war eben vierzehn.“

Er schwieg eine Weile. „Höre, Hertha, so recht liebt uns kein Mensch in der Welt, wir haben immer nur eins, entweder Vater oder Mutter; wenn wir ganz erwachsen sind, wollen wir uns dann heiraten?“

Sie sah nicht auf, denn ihre Augen standen voll Tränen. „Ich bin ja häßlich,“ flüsterte sie.

„Du bist hübsch — mir bist du schön genug. Aber lieb haben mußt du mich — über alle Maßen — hörst du — über alle Maßen.“

Sie glitt vom Tisch und nickte. Es war so heiß in ihr und um sie, ein Gefühl erfaßte sie als bräche ihr Herz,



Und unter wildem Herzschlag, stockendem Atem legte er leise und langsam den Arm um ihre schmalen Schultern und küßte sie auf den Mund. (S. 358.)

und sie atmete schwer. Auch Lothar war aufgestanden und lehnte sich jetzt an die Tischecke.

„Alle Menschen haben sich lieb," sagte er erstickt, „warum wir nicht?"

„Ja — warum wir nicht?"

Sie hatte es ihm nachgeflüstert. Seltsam, eigentümlich schlug es an sein Ohr. Er wußte gar nicht, wie ihm auf einmal wurde! Etwas Ähnliches hatte er noch nie empfunden. Eine Glut war in ihm — ein zitterndes Zagen, ein atemraubendes Glücksgefühl, eine leidenschaftliche Sehnsucht dem Mädchen neben sich zu zeigen, daß sein ganzes Herz voll von ihr war. Aber blöde Unsicherheit lähmte seine Zunge.

Sie trat ihm ganz nahe, so nahe, daß er ihren Atem, ihre körperliche Nähe fühlte, als heische sie eine Liebkosung, nach der sie sich unbewußt sehnte. Und unter wildem Herzschlag, stockendem Atem legte er leise und langsam den Arm um ihre schmalen Schultern und küßte sie auf den Mund, flüchtig, in jagender Eile, als fürchte er sich zu verbrennen.

Und dann flohen sie auseinander, als wären sie beide glühend, und sahen sich an mit starren, erschrockenen Augen, als wenn sie Verbrecher wären.

Was war das, was sie eben so heiß durchglüht hatte? Wie der Nachhall eines Orkans zitterte es noch in ihren Seelen nach; etwas Fremdes, Ungreifbares, unsagbar Schönes und zum Fürchten Unheimliches.

Lothar strich mit der Hand über die feuchte Stirn. „Wie heiß es hier ist!" murmelte er.

Hertha aber antwortete nicht, sie lief davon, die Treppe hinunter wie gejagt, und Lothar schlich an das Geländer und sah ihr verstohlen nach, bis er ihre Korridortür schnappen hörte. Aber er setzte sich nun nicht mehr an die Arbeit, er warf sich auf das Bett und schloß die Augen.

War das Liebe? —

So oft hatte er davon gehört, so oft in Mamas Büchern davon gelesen — erst gestern nacht war sie ihm als etwas Häßliches, Entwürdigendes erschienen — und nun? —

Er schämte sich, und doch durchströmte ihn ein Glücksgefühl, wie er es nie gekannt. Er streckte die Arme aus nach Hertha, und gleichzeitig schoß ihm das Blut in das Gesicht vor Schrecken über seine Handlungsweise. Geschüttelt von allen Schauern eines ungekannten Gefühls, das stärker war als er, schlief er endlich ein — und erwachte erst wieder, als es bereits zu dunkeln begann.

Er wachte auf mit regem Appetit und einem Gefühl so leicht, so frei, als könne diese schöne Erde keinen Kummer bergen, als wäre überall nur Sonnenschein.

Mama und Onkel Bernd!

Er hatte plötzlich gar nichts mehr dagegen; sollten sie sich lieb haben. Sobald es anging, wollte er es seiner Mutter auch sagen — zwar die leidenschaftliche Erregung, die er am Nachmittag durchkostet, war fort, zerstoben wie ein Luftgebilde, und Hertha war ihm wieder dieselbe wie früher, aber er gedachte ihrer weicher und zärtlicher. — — —

Bernd hatte inzwischen mit gerunzelter Stirn die Akazienallee vor der verabredeten Zeit schon mehrmals durchmessen, um sich eine gewisse Ruhe zu erzwingen. Er gehörte zu den Menschen, die vor nichts mehr zurückschrecken, als vor einem einschneidenden, gewaltsamen Schritt. So lange es anging, schloß er absichtlich die Augen, suchte zu glätten und auszugleichen; sah er aber ein, daß es so nicht ging, zog er sich am liebsten stumm zurück.

Er liebte Lore, auch Lothar hatte sich ein Stück seines Herzens erobert — trotzdem empfand er dessen Dasein unbequem, und zwar je länger je mehr. Er mußte dem Knaben gegenüber eine Rolle spielen, die ihm nicht zusagte, die seine Empfindlichkeit stark verletzte, und ihm auch deutlich die Schwierigkeiten zeigte, die einem Stiefvater solchem Charakter gegenüber erwuchsen. Im stillen hatte er seine Absicht, Lore zu heiraten — aufgegeben.

Nun kam dies neue Ereignis, das die gegenseitige Stellung noch mehr verrückte und verschärfte.

Als er Lores Brief las, war sein Unbehagen so stark,

daß er am liebsten nicht zum Rendezvous gegangen wäre. Aber daran hinderte ihn doch sein Herz und sein Ehrgefühl.

Er setzte sich auf eine Bank und grub mit einem Stock Figuren in den Sand.

Es ließ sich nicht leugnen, wenn er klug handeln wollte, löste er ein Verhältnis, das aussichtslos und schwierig zu gleicher Zeit war. Zwar liebte er Lore mit jeder Faser seines Herzens, aber schließlich war die Selbstsucht des Mannes doch stärker. Das Gefühl unterstand der alles ausgleichenden Zeit — es würde allmählich sterben.

Er wußte genau, daß schon dieser Gedanke ein Unrecht gegen die Frau war, die ihm so viel, die ihm alles gegeben hatte; aber — lieber Gott, jeder ist sich schließlich selbst der nächste! Sie behielt ja ihren Knaben — der würde sie allmählich ganz ausfüllen, wie er sich in heimlicher Eifersucht und ebensolcher Selbstsucht sagte. Nur möglichst ohne Skandal aus diesen Verhältnissen heraus!

Lore hatte ihm ja selbst den Weg gezeigt. Er ging jetzt fort, auf Wochen, da brauchte er sich nicht gleich zu entscheiden, aber die Trennung lockerte doch, halb unbewußt. Dann wollte er — später — schreiben. Vielleicht war sie im tiefsten Herzen über solche Lösung froh. Frauen sind ja unberechenbare Menschen.

Er dachte das mit Bitterkeit. Lore erschien ihm schuld an den jetzigen zerfahrenen Verhältnissen, er machte ihr im Inneren schwere Vorwürfe.

Natürlich wollte er nicht hinter einem anderen, und wäre es selbst ihr Sohn, zurückstehen. Er hatte Anrecht auf den ersten Platz in ihrem Herzen. Entweder — oder! —

„Was grübelst du denn so tiefsinnig?" fragte eine weiche Stimme, und Lores Hand legte sich leicht auf seine Schulter.

Er blickte zu ihr empor.

Sie sah weder erregt noch vergrämt aus. Ein herzliches Lächeln lag auf ihren Lippen, und sie setzte sich neben ihn, mit dem Instinkt der liebenden Frau bemüht, das beiseite zu schieben, was ihn unangenehm berührt haben könnte.

In der Stimmung, in der er war, nahm er aber ihre Mühe für Gleichgültigkeit und ärgerte sich heimlich darüber noch mehr.

„Sei nicht böse, Bernd, daß ich dich hierherbestellt habe! Aber ich kenne dich — eine Begegnung wäre dir heute peinlich gewesen, deshalb ersparte ich sie dir.“

„Nicht allein heute, auch in den nächsten Tagen; vor meiner Abreise komme ich überhaupt nicht mehr zu dir. Dann — was dann wird, überlassen wir am besten der Zeit.“

Auf ihrem Gesicht malte sich Enttäuschung, aber sie bezwang sich. „Wie du willst, obgleich — es ist nicht freundlich von dir, Bernd! Du solltest mich lieber unterstützen, anstatt mich in Mitleidenschaft zu ziehen — nur dann kann man objektiv bleiben. Meine Stellung ist ohnehin nicht leicht.“

„Ja!“ sagte er einsilbig. Es wühlte in ihm, und tausenderlei kränkte ihn in Lores ruhigen Worten.

Sie sah ihn von der Seite an. Den Zug von der Nase zum Munde kannte sie, er bedeutete ihr: „Vorsicht“! O, Lore hatte gelernt, vernünftig zu sein.

„Soll ich dich vor deiner Abreise gar nicht wiedersehen?“ fragte sie traurig. „Das würde mir sehr schwer werden.“

„Aber weshalb denn nicht? — Nur nicht in deiner Wohnung — hier jeden Tag, wenn du willst.“

Sie seufzte. „Gut! Wie du willst! — Was für eine Zusammengehörigkeit wäre das auch, die nicht gemeinsam die Schatten im Leben überwinden könnte. Gemeinsam, Bernd, nicht wahr?“

Er nickte. Aber in seinem Herzen war er nie weiter von einer Gemeinsamkeit entfernt gewesen wie in diesem Augenblick. Ihr das aber zu gestehen, dazu fehlte ihm der Mut.

Sie strich leise über seinen Arm. „Wie glücklich macht mich das Bewußtsein!“ sagte sie dankbar.

Er sah sie flüchtig an. „Du hast ja außer mir deinen Knaben,“ sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich liebe mein Kind, natürlich. Aber seelische Gemeinschaft, ein Ausfüllen, soweit es möglich ist, das kann man doch nur bei einem gleichfühlenden Wesen finden.“ Sie drückte seine Hand.

„Laß! Es kommen Leute!“ sagte er hastig.

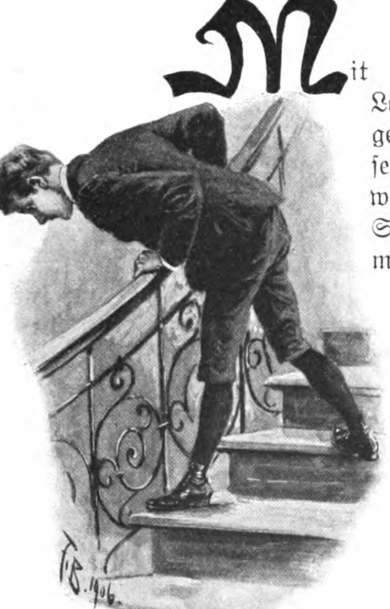
Sie zuckte gleichmütig die Schultern.

„Ich will aber nicht, daß man uns so sieht!“ setzte er heftig hinzu.

Anders als sonst waren sie heute miteinander. Lore ein wenig traurig, weil sie den Grund zu ahnen glaubte, — er voll innerlicher Selbstvorwürfe, aber entschlossen, den Regungen seiner Selbstsucht zu folgen. —

Erst viel — viel später kam ihr zum Bewußtsein, daß dasjenige, was sie für den Ausfluß einer natürlichen Verstimmung gehalten, mehr — weit mehr gewesen war. —

XXVIII.



Mit halbem Oberleib lag Lothar über dem Treppengeländer und spähte nach seiner Freundin aus. Zuweilen stieß er mit dem Stiefelabsatz auf und murmelte ein halblautes: „Herrgottsdonnerwetter!“

Aber seine Augen funkelten dabei vor Freude.

Endlich tauchte Herthas rotbrauner Schopf auf, und nun sprang er hastig zurück. Breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, erwartete er sie unter der Zimmertüre.

„Komm her!“ befahl er kurz.

Und sie kam gehorsam und sah ihn mit neugierigen Augen an.

„Ich habe etwas für dich.“ Er klimperte stolz mit den Fingern in der Tasche. „Etwas Schönes! Etwas, das ich selbst für dich gekauft habe.“

„Wirklich?“

Ihre Augen leuchteten begehrlich. Sie bekam selten etwas geschenkt, so weit reichte das Geld ihrer Mutter nie.

Er weidete sich an ihrer Neugier; dann brachte er einen kleinen, in weißes Seidenpapier gewickelten Gegenstand heraus. „Da!“ — Er gab ihn ihr. Stolz wie ein König.

Ganz atemlos wickelte sie auf. Ein kleines, goldenes Herzchen lag darin. Sie schrie auf vor Entzücken. Das heiße Blut kam und ging in ihren blassen Wangen.

Er stellte sich unbefangen, gleichgültig, aber die helle Freude sah ihm aus den Augen.

Eine Sekunde später hing sie an seinem Halse, ihre mageren Arme umklammerten ihn fest. „Du bist gut! Du bist sehr gut!“ sagte sie gerührt.

Auch ihn überkam es weich. Die ganze Seligkeit des Gebens wurde ihm klar.

Und dann berührten sich wieder die zwei Paar jungen, warmen Kinderlippen in scheuem, flüchtigem Kuß.

Dasselbe bleierne Schweigen wie das erstemal sank auf sie herab, ungekannte, unerklärliche Wonnen durchschauerten sie wie damals. Plötzlich faßte er das Mädchen um den Hals und preßte es fest an sich, dann fuhren sie auseinander.

Und wie eine vorüberziehende Wolke nur flüchtigen Schatten wirft, ebenso schnell wich auch aus diesen jungen Seelen der Druck des Unerklärlichen, das sie für Minuten in seinen Bann gezwungen hatte.

Hertha betrachtete freudetrunken ihr neues Schmuckstück.

„Immer werde ich an dich denken, wenn ich es ansehe,“ sagte sie. „Aber nun muß ich auch eine Locke von dir haben, die ich hier hineinlegen kann.“

Er nickte und hielt großmütig der Schere still, die in seinem Haarwalde zu wühlen begann. Es war ihm ein eigentümlich wohliges Gefühl, Herthas flinke, warme Finger zu spüren, wenn sie bald hier, bald da zupften. Grenzenlos stolz kam er sich vor, zugleich glücklich in dem Gefühl, daß dies Mädchen ihm zu eigen gehören würde das ganze Leben lang, denn es war für ihn eine unumstößliche Sache, daß sie einander heiraten würden.

Und da plötzlich kam ihm mit peinlicher Deutlichkeit

zum Bewußtsein, was die Mutter in jener erfahrungsreichsten Nacht seines jungen Lebens warnend gesagt: Der Sohn kann der Mutter, die Mutter dem Sohn nicht alles ausschließlich im Leben sein.

Hier stand eine andere, mit der sie teilen mußte, wollte sie ihn nicht unglücklich machen.

Da begriff er zum erstenmal, daß man immer geneigt ist, mehr zu fordern als zu geben.

Er hätte von Hertha nicht lassen mögen um seiner Mutter willen, von ihr aber verlangte er völliges Aufgehen in seiner Person. Mit dieser Erkenntnis klopfte die Reue an sein Herz. Er wollte hinunter, der Mutter sagen, daß er jetzt anders zu denken geneigt sei, daß er sich seines Egoismus schäme — aber er stand da und nagte unschlüssig an der Lippe. Leicht ist es nicht, ein Unrecht einzugestehen! —

„Hertha," sagte er endlich, „willst du nicht einmal mit zu meiner Mama kommen? Sie wird dich auch lieb haben — wie ich dich."

„Ich möchte schon, aber . . ." sie zögerte ein Weilchen. „Siehst du — ich soll ja nicht."

„Es weiß doch keiner."

„Deine Mama."

„Die sagt kein Wort."

„Willst du es gern?"

„Ja. Sehr gern."

Sie faßte nach seiner Hand. „Du hast mir so große Freude gemacht. Komm."

Sie gingen hinunter. Lothar wußte, daß ihm Hertha ein Opfer brachte, aber er nahm es ohne Bedenken an.

„Hier, Mama, hier ist Hertha."

Das Kind neigte sich über die Hand der Fremden und küßte sie; Lore aber zog das Mädchen in ihre Arme.

„Wir sind ja alte Bekannte, Hertha."

Sie hatte die Gabe, Kinderherzen leicht zu gewinnen, und dasjenige des vereinsamten kleinen Mädchens flog ihr

im Sturm zu, selbst abgesehen davon, daß es Lothars Mutter war.

Und dann saßen die Kinder zusammen im Salon, flüsternd und Birnen essend, die man ihnen vorgesetzt. Lore beobachtete sie unauffällig. Sie freute sich ihrer. Welche unbewußte Ritterlichkeit von seiten des Knaben, welche sanfte Hingabe seitens des Mädchens! Und noch völlige Wunschlosigkeit auf beiden Seiten.

„Wie schön ist es bei euch!" sagte Hertha. „Und so ordentlich!" — Sie hielt die halb angebissene Birne in der Hand und sah sich prüfend ringsum. „Bei uns ist es nie so, auch wenn Fanny räumt."

Lothar sah sie ein Weilchen nachdenklich an, genau so lange wie sie sprach. „Wie schön ist überhaupt das ganze Leben, Hertha; findest du nicht?"

Ihre Blicke sanken ineinander; die Ahnung einer großen, herrlichen Zukunft schwellte ihre Herzen.

„Ach ja! Wunderschön!" — Und sie seufzten beide, halb beklommen, halb erwartungsvoll. —

Als Hertha gegangen, ging Lothar zu seiner Mutter. Sie stand am Fenster und sah auf die schmale Mondsichel, die über dem gegenüberliegenden Hausfirst heraufzog. Sich neben sie setzend, streifte er schweigend mit seinen warmen, jungen Lippen ihre Hand. Lore wurden die Augen feucht. Ihr Herz war unruhig und schwer; sie wußte eigentlich nicht recht weshalb, aber sie konnte gar nicht Herr über diese Stimmung werden. Es lag ihr in den Gliedern wie Blei. Liebevoll sah sie auf den dunklen Kopf herab, dessen Gesicht ihr verborgen war.

„Willst du etwas, Kind?"

Er schüttelte den Kopf; ihm war als müsse seine Mutter ahnen, was alles ihm das Herz durchstürmte, als müsse sie ahnen, daß er ihr im stillen Abbitte leistete für jene Nacht, in der er noch nichts von den großen Mysterien des Lebens geahnt hatte. Er kam sich jetzt so reif vor — so erwachsen — und so glücklich! Unendlich glücklich! — Nur sprechen

davon konnte er nicht. Keusch verschloß er sein Fühlen im Herzen.

Erst beim Gutenachtsagen, als er Lore küßte, flüsterte er ihr mit heißem Gesicht in das Ohr: „Das Leben ist schön, Mama! Wunderschön!"

Sie, die das Leben kannte, seufzte gequält. Nein, es war nicht schön! Man konnte seiner nie froh werden! Ein Veilchen — und dann versank man wieder tief in Gram und Herzeleid. — Ihr war, als schliche es heran — gespenstig — unfaßbar — aber dennoch da — bereit, ihr Glück zu zerstören.

Wenn nur Bernd erst wieder da war! — Sie sehnte sich so sehr!

XXIX.

Das Wetter war umgeschlagen. Ein früher, grauer, grämlicher Herbsttag! Auf der Bodentreppe lag das Licht grau und nüchtern, wie während des ganzen Sommers nicht; es roch feucht und modrig — der Glanz, die Schönheit des Sommers war dahin. —

Seit zwei Tagen wartete Lothar vergeblich auf seine Gefährtin. Er begriff nicht, was sie zurückhalten konnte! Wenn sie auch heute nicht kam, klingelte er ganz bestimmt unten an der Entreetür und fragte, ob sie krank sei. Er hatte so Angst um sie! —

Immer wieder ließ er die Feder bei den Schularbeiten ruhen und lauschte eifrig. Als er draußen das Kätzchen miauen hörte, sprang er auf und ließ es hinein. Die Katze gehörte mit zu ihren Zusammenkünften, Hertha hatte sie fast immer im Arm, wenn sie neben ihm saß. Also auch die bangte sich nach ihrer kleinen Freundin. —

„Was *kann* ihr nur sein, Miez?" fragte Lothar beklommen und setzte das Tierchen vor sich auf den Tisch, auf dem es mit hochgehobenem Schweif ängstlich herumspazierte.

Da wurde die Türe heftig aufgerissen und Hertha stürmte herein; die Haare wild und zerrauft, das Gesicht unkenntlich, verschwollen vom Weinen. Aufschluchzend warf sie sich dem Knaben an die Brust und umklammerte ihn krampfhaft.

„Ich soll fort, Lothar! Ich soll fort! — Leide es nicht! Ach leide es nicht!“ schluchzte sie verzweifelt.

Im ersten Schreck schüttelte er sie fast rauh von sich. „Was ist das? Fort? Wohin?“

Sie setzte sich neben ihn und legte die gefalteten Hände auf den Tisch. Ihre schmale Brust keuchte in der Erregung.

„Papa ist zu uns gekommen. Gestern — dann heute auch. — Er hat noch einen Herrn mitgebracht, und sie haben viel mit Mama gesprochen. — Ihre Erziehung taugt nichts für mich — und meine Gesundheit ist schwächlich — ich soll mit Papa nach Ägypten — für immer!“

Der Knabe war tief erblaßt, er griff heftig nach der zuckenden Kinderhand vor sich. „Das darfst du nicht.“

„Ich habe es auch gesagt! — Ich habe geweint und gebeten — ich bin Mama zu Füßen gefallen . . . Zuerst hat sie auch nicht gewollt, da hat ihr der fremde Herr aber vorgestellt, daß sie das Geld für mich behalten soll und die Ausgaben für mich doch los wird — und da — hat sie ja gesagt.“

Lothar biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Scharf und deutlich sprangen die Muskeln heraus und gaben seinem Knabengesicht den kraftvollen Ausdruck des Mannes, während er sich gerade in diesem Augenblick seiner knabenhaften Ohnmacht deutlich bewußt war und unter ihr litt.

„Himmel Herrgott!“ stöhnte er, und die Brauen zuckten auf der Nasenwurzel zusammen.

„Hilf mir!“ flehte das Mädchen verzweifelt.

Aber er wußte, daß er nicht helfen konnte, daß er ein Kind war und zu dulden hatte, was andere ihm auferlegten.

„Hast du deinen Vater gebeten?“ fragte er mit erstickter Stimme.

„Ja! O so sehr! Aber der fremde Mann hört doch nicht auf mich — ich bin doch noch ein Kind! Und nun soll ich fort von der Mama! Meiner schönen, lieben Mama! Und fort von dir!“

Sie schluchzte wieder in wilder Verzweiflung. „Wenn mich doch jemand totschlüge! Mausetot! Oder wenn ich sterben könnte! Ich bin schrecklich unglücklich, Lothar.“

Seine Finger krümmten sich unwillkürlich zur Faust, als hätte er etwas zwischen ihnen, das er zermalmen möchte. Die sonst so frischen, blanken Augen waren ganz heiß und trocken bei dem Jammer des Mädchens, dem er nicht helfen konnte.



„Du sollst nicht gehen, Hertha!“ stöhnte er.

„Ich muß ja! Ich muß!“ Sie rang die Hände und schluchzte verzweifelt.

„Hertha!“ Er packte ihre Arme. „Komm, laß uns gehen — ganz egal wohin — irgendwo in der Welt werden wir doch zusammen bleiben können.“

Sie schüttelte trostlos den Kopf. „Du bist ein Kind — und ich auch. Sie machen mit uns, was sie wollen.“

„Hertha! Liebe! Bleibe doch nur um Gottes willen hier! Was soll ich denn anfangen ohne dich?“

„Du?“ sagte sie erstaunt. „Du hast ja deine Mama! Und die ist gut. Deine Mama habe ich lieb. — Und meine wäre wohl auch besser zu mir gewesen, wenn wir nicht ewig Geldnot gehabt hätten, und dann — weil ich so häßlich bin.“

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß. „Wann sollst du denn fort?“

„Heute! — Gleich! — In einer Stunde spätestens! Ich habe mich fortgestohlen, während Fanny meinen Koffer packt.“

Da warf er sich lautlos neben dem Bett auf die Knie und drückte das Gesicht in die Decke.

Sie ging zu ihm und berührte ihn leise an der Schulter. „Sei nicht so traurig,“ bat sie zitternd. „Vielleicht — vielleicht komme ich doch einmal wieder.“

Er warf den Kopf auf. „Dann ist doch alles anders, Hertha! Alles! — Nein! Du kommst nicht wieder.“

„Aber das goldene Herzchen, das du mir geschenkt, nehme ich mit, und alle Morgen und alle Abend sehe ich es an und denke an dich.“

Die hellen Tränen liefen ihr über die Backen, und er knirschte vor Schmerz mit den Zähnen.

So standen sie sich gegenüber, stumm, unter dem Druck eines ersten leidenschaftlichen Kummers, den ihnen die noch halb schlafende Liebe verursachte. Aber sie fühlten desto tiefer. Ein jedes war in diesem Augenblick bereit, für das andere zu sterben.

„Hertha! Hertha!“ rief da Fannys scharfe Stimme. Sie klang hier oben gedämpft und hohl.

Die Kinder sahen sich an, erschreckt, mit zitternden Herzen.

„Ich muß gehen!“ sagte Hertha leise.

Und wieder umfaßten sie sich und küßten sich. Immer noch ohne jede Erkenntnis des Guten und Bösen in ihnen, dem Naturtrieb folgend, der sie einander in die Arme gejagt. Sie sprachen kein Wort, aber als das Mädchen sich losriß, mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen, fühlte sie einen so brennenden Schmerz, daß keiner, der ihr noch für später aufgespart war, tiefer sein konnte. Beide stammelten etwas Unverständliches, über beider Gesichter stürzten Tränen, auch der Knabe schämte sich der seinen nicht.

Und dann ging das Mädchen — langsam — die Katze auf dem Arm, in ihrem weißen Fell das Gesicht verborgen — Stufe für Stufe hinunter, einem neuen Leben entgegen.

Sie sah sich nicht mehr um, sie wußte zwar, daß Lothar droben stand und ihr, über das Geländer gebeugt, nachsah, — doch sie konnte nicht mehr. —

Er aber nahm das Bild der kleinen, schmerzgebeugten Gestalt, wie sie ihm langsam, aber unerbittlich entschwand, mit sich hinein in seine einsame Stube, deren Tür er hinter sich verriegelte und verschloß, um dann mit ohnmächtigem, verzweifeltem Weinen auf sein Bett zu stürzen und das Gesicht in den Kissen zu vergraben. —



Wie mit einem schweren, schwarzen Tuch verdeckt erschien ihm die Zukunft. — Gut, daß es regnete! Gut, daß der Himmel grau war!

Da — plötzlich sprang er auf, stürzte an das offene Mansardenfenster und lauschte angestrengt auf das sich entfernende Rollen eines Wagens. Auf die Straße sehen konnte er nicht, aber er wußte, daß dies Rollen ihm sein Glück fortnahm.

Sein ganzes Glück! —

Als er in der späten Dämmerung zu seiner Mutter herunter kam, war er sehr blaß und still. Sie sah ihn besorgt an.

„Hertha ist mit ihrem Vater gegangen,“ sagte sie endlich. „Weißt du's?“

Er nickte.

„Das arme, kleine Ding! So fremd hinausgestoßen ins Leben! Ein Vaterherz ersetzt doch kein Mutterherz. Nicht, mein Junge?“

Er fuhr sich mit beiden Händen in das Haar. „Es ist schlecht! Es ist ungerecht, Mama! Warum fragt man uns nicht? Warum läßt man uns nicht wählen? Wir sind doch auch Menschen!“

„Kind, die Verhältnisse sind oft stärker als der Wille des einzelnen. — Freilich wird dir deine kleine Freundin fehlen, aber mit der Zeit vergißt du sie auch.“ —

Bitterkeit erwachte in ihm über diesen billigen Trost. Also nicht einmal seine Mutter verstand ihn! Ahnte nicht, wie schmerzlich er litt! — Aber freilich — er hatte sie in ihren Gefühlen ja auch nicht verstanden, sondern nur nach sich geurteilt.

Und zum erstenmal erwachte in dem Knabenherzen ein Verständnis für das große Schrecknis des Lebens: daß der Mensch immer allein ist mit seinem Denken und Fühlen, selbst unter den geliebtesten Menschen. Und er erschauerte über diese furchtbare Einsamkeit, zu der ein jeder verdammt ist, der da lebt.

XXX.

Hertha hatte seine Mutter lieb gehabt! — Wie ein leises Klingen begleitete Lothar dies Bewußtsein Tag und Nacht. — Es schien ihm, als wäre das Mädchen überhaupt das einzige Wesen in der Welt, an das er sein junges, heißes Herz hängen konnte. Er wünschte, sie hätte ein Opfer von ihm verlangt, ein großes, heroisches, in dem er sich selbst verleugnen mußte, nur um ihr zu zeigen, was er für sie zu leisten imstande sei.

Überhaupt — er hätte etwas tun mögen! Heraus aus der Enge der Alltäglichkeit, in der ihm sein Kummer täglich immer schwerer zum Bewußtsein kam. Er erstickte fast daran. —

Lore sah mit Schrecken, was aus ihrem heiteren, frischen Jungen geworden war. Sie gab sich auch redlich Mühe, ihn von seinem Kummer abzuziehen, denn die Tiefe seines Gefühls, die heiße Leidenschaftlichkeit seines Empfindens, unter der sogar seine Gesundheit litt, erschreckte sie; sie wußte ja genau, aus wie tausend Wunden ein heißes Herz bluten mußte, ehe es nur halbwegs zur Ruhe kam! Aber sie traf nicht den richtigen Ton, denn sie war selbst nicht frei in dieser Zeit.

Bernd hatte nicht geschrieben, und sie wußte doch, daß seine Urlaubszeit seit gestern abgelaufen war. Bisher hatte sie sich, ihren dunklen Ahnungen zum Trotz, die sie schon lange quälten, immer wieder getröstet und sich ein Besseres weiszumachen versucht. — Nun aber hielt nichts mehr stand. Er schwieg! — Also — wollte er ihre Beziehungen lösen!

Wenn sie in ihren Gedanken hierher kam, bedeckte kalter Schweiß ihre Stirn, und ihre Hände begannen zu zittern. Das war ja unmöglich! Ganz unmöglich!

Was hatte sie denn getan, um das zu verdienen? Sie liebte ihren Knaben, wie es natürlich war — aber konnte sie dadurch des Mannes Liebe verwirken, die sie seit Jahren erprobt? Weshalb denn die Notwendigkeit, zwischen beiden wählen zu müssen, da sie sich doch vereinigen ließen? So weit kann doch die Selbstsucht des einzelnen nicht gehen, daß er Halt macht, wenn es gilt, kleine Unbequemlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen? Eine Unbequemlichkeit war Lothar, gewiß! Aber hätte sie gezögert, tausend Unannehmlichkeiten für Bernd ohne ein Wort auf sich zu nehmen? Gewiß nicht! — Sie reckte sich auf im Gefühl ihrer kraftvollen Selbstlosigkeit, die ihr in diesem Augenblick voll zum Bewußtsein kam. — Dann sank sie wieder in sich zusammen. Was half es ihr, daß *sie* tragen konnte, um sie handelte es sich ja nicht, er — er war es, der nicht wollte, der sich zu befreien strebte, obgleich er wußte, daß er ihr das Herz brach. Sie fühlte es nur allzu deutlich.

Eine Angst schnürte ihr die Kehle zusammen, die sie ganz hilflos machte, und dann kam der Stolz, der sagte:

„Du kannst nichts tun! Nichts! Ist es sein Wille, dich zu verlassen, mußt du es tragen — wirst du es tragen, sei es wie es sei!“ —

Dann versuchte sie sich an ihren Knaben zu klammern, aber sie fühlte, daß das umsonst war, daß der Knabe nie ihr Leben ausfüllen konnte.

Sie dachte daran, wie sie Bernd einst gesagt, daß das Erbteil und der Fluch jedes Menschen die Einsamkeit des Herzens sei. Jetzt schien ihr plötzlich, als bestände diese Einsamkeit am wenigsten unter zwei Menschen verschiedenen Geschlechts, gleichalterig, gleich in ihren Lebensanschauungen und Ansprüchen. Als gäbe es da doch einen befriedigenden Ausgleich.

Die letzte Zeit erschien ihr so namenlos schön. —

Und das sehnende Herz kämpfte mit dem aufwallenden Stolz — und blieb Sieger. — Sie war unfähig, zu arbeiten und schlief keine Nacht.

O Gott! Überhaupt diese Nächte! — Da lag sie dann wach und rang die Hände und weinte und betete! Ja, sie betete, obgleich sie in ihrem langen Leben nie viel von Gott hatte wissen wollen. Jetzt drängte sich doch der Verzweiflungsschrei auf ihre Lippen: „Gib ihn mir wieder, mein Gott!“ —

Des Morgens war sie natürlich elend zum Umsinken, und Lothar merkte das wohl und beunruhigte sich im stillen darüber.

Eines Tages sagte er deshalb, ohne seine Mutter anzusehen: „Mama, du grämst dich darum, daß Onkel Bernd nicht wieder kommt. Das tut er aber nur meinetwillen.“

Sie wandte ihr blasses Gesicht ab. „Nein, Kind, nein! Was denkst du dir alles.“

„Doch, Mama, ich *weiß* es.“

Er hätte gern hinzugesetzt: „ich weiß auch, wie schmerzhaft das für dich ist.“ — Aber Lore stand auf und ging fort. Sie konnte nicht darüber sprechen! — Sie *konnte* nicht! Auch wollte sie sich nicht eingestehen, daß ein Stachel in ihrem Herzen aufwuchs gegen ihr Kind, das doch nur ab-

sichtslos der Keil gewesen war, der sich zwischen sie und den Geliebten geschoben.

Und sie hatte eine solche Furcht, Lothar könnte das selbst herausfühlen, daß sie jedes Gespräch mit ihm floh. — Nun war es doch geschehen! —

Eine schwere, beklemmende Atmosphäre herrschte in den hübschen, heiteren Zimmern, in denen Lore bis jetzt so glücklich gelebt hatte. —

Eine Woche seit Bernds Rückkehr war so vergangen. Lore fühlte, daß sie diese Ungewißheit, dies Harren und Hoffen nicht länger ertrug. Körperlich und geistig ging sie daran zugrunde. Und dann die Augen ihres Knaben! Diese spürenden, dunklen Augen, von tiefen Schatten umgeben, die sie oft so vorwurfsvoll ansahen.

Ein Ende! — Nur ein Ende! — Ihre leidenschaftliche Natur warf die sorgsam angelegten Zügel beiseite. Diesen Abend versuchte Lore gar nicht zu schlafen; kaum daß sie allein geblieben war, begann sie einen Brief an Bernd, in dem die ganze Verzweiflung ihres Herzens, die ganze Empörung, die sie empfand, zum Ausdruck kam.

„Du hast kein Recht," schrieb sie, „mich so zu verlassen. Was tat ich Dir denn? Ich kann nichts dafür, daß mein Kind Schutz bei mir sucht, nichts dafür, wenn seine etwas ungezügelte Natur sich nicht gleich willig in alles fügt. Mit der Zeit ändert sich das schon. — Wenn Du nur ein wenig — ein klein wenig Nachsicht gehabt hättest. — Du hast kein Recht, mich zu verlassen, Bernd, ich sage es Dir noch einmal. Gab ich Dir nicht alles, was in mir lebt? Und gab ich es nicht aus Liebe? Wenn ich den leeren Formenkram verachte, aus dem andere ein Evangelium machen, bin ich deshalb schlechter als sie? Bin ich nicht vielleicht besser? —

Bernd, ich bitte Dich, laß uns nicht auseinandergehen — wenigstens nicht so! Du bist mir notwendig zum Leben, und ich Dir auch — das weiß ich. Laß meinen Knaben nicht trennend zwischen uns stehen. — Ich habe

Dich lieb! — Wiegt das nicht tausendfach die kleinen Unbequemlichkeiten auf, die Du vielleicht erdulden mußt?

Komm! — Ich habe nur das eine Wort, den einen Sehnsuchtsschrei! Und Du weißt genau, wie mir zumute ist. — Du darfst nicht zögern — es wäre ein Verbrechen an mir — an Dir — an allem Heiligen in unserem Leben.

Mein Herz ist wund, und mein Hirn zuckt und fiebert. Ich bin nicht mehr Herr über mich. — Es ist tiefe Nacht, in der ich Dir dies schreibe, alles still . . . Und doch ist mir's, als schrie alles gellend um mich nach Dir, wie meine eigene Seele. Komm!! Lore."

Sie war ruhiger geworden, nachdem sie geschrieben. Wenigstens merkte sie jetzt, daß sie fröstelte. Aber — den fertigen Brief vor sich, blickte sie doch noch starr in das Licht, anstatt sich zu Bett zu legen. Eine tiefe Falte stand auf ihrer Stirn.

Warum dies alles tragen müssen. Warum? Tod sein — nichts mehr wissen. — Schmerzen, Wünsche und Gedanken gleichmäßig zur Ruhe zwingen. — Welche Wohltat! — Aber das Recht dazu hatte sie nicht mehr. Ihr Knabe brauchte die Mutter und bestand durch sein Dasein auf seinem Schein. Jetzt mußte sie ausharren, gleichviel, was ihr das Leben auch brachte!

Eine tiefe Mutlosigkeit überfiel sie. Pflichten allein hatten ihr ja nie das Dasein völlig ausgefüllt, sie zufrieden gemacht. Immer mehr wollte sie — immer mehr! So war es von jeher gewesen — so blieb es auch jetzt. — Ein dumpfes Gefühl von Scham überwältigte sie fast. — —

Bernd hielt am nächsten Tag Lores Brief in den Händen und ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab.

Ihre Worte hatten ihn erschüttert, aber er war nicht willens, ihnen nachzukommen. Der erste, der schwerste Schritt zur Lösung ihrer langjährigen Beziehungen war geschehen, er hatte ihn nach reiflichem Überlegen getan. Ein Wiedersehen hieß aufs neue alles in Frage stellen. —

Er liebte Lore nach wie vor; geradezu schmerzhaft war

er sich dessen bewußt, aber er war auch Egoist, und sein Behagen sträubte sich gegen die herrschenden Verhältnisse.

Wäre Lothar nicht zwischen sie getreten, sie hätten friedlich miteinander weitergelebt, bis — nun, bis eins von ihnen gestorben oder Lore sich eines Besseren besonnen. Bernd hätte den Bruch nicht herbeigeführt, wollte ihn gar nicht herbeiführen, aber die Verhältnisse wurden eben stärker als er, und er war der Mann nicht, ihnen mit voller Energie standzuhalten.

Sein Charakter neigte stark zur Bequemlichkeit, und allen Aufregungen war er abhold. Er stand täglich im Kampfe um das Dasein; was ihm an Muße blieb, wollte er nicht auch noch in einem anderen Kampfe opfern. —

Die Mutter gehörte aber naturgemäß zu ihrem Kinde! Sie würde ihn vergessen — ja schließlich um den Bruch, der sie vor weiteren Konflikten bewahrte, recht froh sein, sobald sie nur erst überwunden hatte.

Auch er würde überwinden.

Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß er Lore unterschätzen könne, daß sie vielleicht an dieser Wunde, die er ihrem Herzen und ihrem Stolz schlug, verbluten könne. So wie er es sich zurechtgelegt hatte, so mußte es auch in Wirklichkeit sein, so sah er einen versöhnenden Abschluß.

Und so wenig zweifelte er daran, daß er das Rechte ergriffen, so gewiß sah er ein friedliches Ende voraus, so gar nicht kam ihm zum Bewußtsein, daß er eigentlich wie ein erbärmlicher Egoist handelte, daß er sich gleich hinsetzte, ihren Brief zu beantworten.

„Lore! Teure!

So mußt Du nicht zu mir sprechen, wie in Deinem Briefe! — Laß uns in Frieden auseinandergehen, wie wir in Frieden gelebt, und uns gegenseitig ein gutes Andenken bewahren. Denn mein Entschluß ist reiflich überlegt und unerschütterlich. Ich will nicht zwischen Dich und Deinen Knaben treten, es brächte Dir keinen Segen. — Wie selbstlos meine Liebe zu Dir ist, beweise ich wohl am besten, indem ich Deinen Weg freigebe, still zurücktrete, um Deinen

Knaben nicht zu beeinträchtigen. Lore, ich habe Dich sehr geliebt, ich werde Dich nie vergessen! Auch mein Herz blutet, wenn ich an vergangenes Glück denke; aber ich habe dies Ende kommen sehen, lange — seitdem Dein Knabe zwischen uns trat. — Und er ist zwischen uns getreten, das kann niemand besser beurteilen als ich selbst. Ich klage niemand an, Dich nicht und Lothar nicht. Daß Ihr das fremde Element unbewußt auszuscheiden suchtet, das ist so der Lauf der Natur -- aber ich verschwinde still, weil mein Selbstgefühl noch rege genug ist, um mich aus freien Stücken gehen zu lassen. Ich weiche Deinem Knaben. — In späteren Jahren, wenn wir uns einmal wiedersehen und die heutigen Schmerzen verwunden haben, wirst Du mir meine Handlungsweise danken.

Lebewohl! Alles Glück auf Dich, meine arme Lore.

Dein trauriger Freund

Bernd."

* *

*

Während des Abendessens war es, als das Mädchen Lore den Brief übergab. Mutter und Sohn saßen sich schweigsam am Tisch gegenüber, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Lore hatte noch heute Nachricht erwartet, — nun sie aber da — die Entscheidung gefallen war, zitterte sie so heftig, daß sie nicht imstande war, den Brief zu öffnen.

Lothar streckte die Hand aus. „Soll ich dir helfen, Mama?"

Sie schüttelte den Kopf, stand auf und trat an das Fenster, um unbeobachtet zu sein. Sie fühlte, daß jedes Wort, das sie las, sich auf ihrem Gesicht spiegeln würde. Und so, auf einen Stuhl gelehnt, mit zitternden Händen und wankenden Knien, trank sie Tropfen um Tropfen des bitteren Trankes, den die Hand ihr reichte, die sie im Leben am meisten geliebt hatte.

Tropfen um Tropfen! Und jeder einzige brannte sich in ihrem Herzen fest und schmerzte unerträglich.

Sie wollte zu ihrem Knaben zurück, auf den sie Bernd

ja so eindrucksvoll hinwies, sie fühlte dumpf, daß es unerhörte Grausamkeit gewesen wäre, Lothar auch nur ahnen zu lassen, was ihre Mütterlichkeit sie kostete. Sie wollte das Haupt ihres Kindes umklammern und versuchen, an ihm zu gesunden — dem einzigen, was ihr das Leben lassen wollte, sich jetzt schon an ihm aufrichten . . . Sie hatte auch das Gefühl, als höbe sie den Fuß, um zu ihm zu gehen, in Wahrheit aber stand sie immer noch still und regungslos. Dann seufzte sie tief auf und sank in schwerer Ohnmacht zu Boden.

Lothar sprang entsetzt auf sie zu und umklammerte die leblose Gestalt. „Mama! Mama!"

Er streichelte ihr todblasses Gesicht, und Tränen stürzten aus seinen Augen. O, wie er Onkel Bernd in diesem Augenblick haßte! –

Dann bemühte er sich, die Mutter aufzuheben und sie auf das Sofa zu betten, ohne daß fremde Augen zuzusehen brauchten. Nach schwerer Mühe gelang es ihm endlich. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Und dann sah er den zerknitterten Brief am Boden liegen, hob ihn auf und

legte ihn auf den Tisch. Sein Name stand da — und wieder sein Name! — Hatte er denn Onkel Bernd etwas getan, daß er sich deshalb bei der Mama beklagte? Er dachte daran, daß er das Velozipeb immer noch nicht benutzt hatte. — — Ach — wenn es das war! — Soweit überwand er sich schließlich der Mutter zuliebe, die, so blaß und regungslos hingestreckt, sein leicht empfängliches Herz in ein Meer von Betrübnis und Liebe stürzte.

Er wollte ja alles für sie tun! —

Und schnell entschlossen nahm er den Brief und las ihn. — —

Langsam, mit ganz verändertem Gesichtsausdruck legte er ihn auf die Platte zurück.

Also das war es! — Nicht eine Handlung seinerseits, die sich gutmachen ließ, nein, seine ganze Person stand auf dem Wege seiner Mutter und versperrte ihr denselben auf immer. Um seinetwillen mußte sie dem Glück entsagen.

Er dachte an Hertha und wußte, wie weh scheiden tat. — Aber gleichzeitig erwuchs ihm die Erkenntnis, daß Gram und Leid in diesem Leben kein Ende fanden. Daß sie immer da waren! Immer! — Er litt schmerzlich, und seine Mutter, die so viel älter war als er, ebenso. Das war freilich kein erfreulicher Ausblick in die Zukunft! —

Dann aber durchfuhr es ihn schneidend wie kalter Stahl. . . . Wenn er nicht mehr da wäre, hätte seine Mutter keinen Kummer. — Er war eben überall der Überflüssige, der Leidbringende!

Ein entsetzliches Gefühl, das ihn mit Eiseskälte durchrann bis in das Mark! —

„Lothar!“ rief seine Mutter sanft.

Und er stürzte mit einem halberstickten Laut auf sie zu, neben ihr nieder, und drückte sein Gesicht an ihre Brust. Wie es stürmte und gärte in ihm! Wie furchtbar es ihn durchrüttelte.

„Armer Junge!“ sagte sie leise und strich ihm über den Kopf. „Hast du dich so erschrocken? Es ist ja vorüber.“

Er sah sie an. Sie weinte nicht, ihre starren Augen lagen tief in den Höhlen.

„Mama! Mama!“

Sie richtete sich gerührt etwas auf. „Ich bitte dich, Herz — nicht so wild — so leidenschaftlich! Damit kommt man im Leben nicht weit.“

Lothar erhob sich schwerfällig und wischte die Tränen aus den Augen. „Ich dachte zuerst, du wärest tot!“ murmelte er tonlos.

Lore seufzte, sie verschränkte die Hände in stummer Qual. „Ich wollte, ich wäre es!“ sagte sie leise.

„Um Onkel Bernd, Mama?“

„Ach, Kind, das Leben ist schrecklich traurig.“

„Ich weiß es!“ sagte er laut und flocht die Finger ineinander.

„Du?“ — Lore schüttelte den Kopf.

„Denke an Hertha, Mama!“ —

Es war das erstemal, daß ihr Sohn zu ihr von dem sprach, was seit Tagen sein Herz mit Zentnerlast drückte. Sie sah ihn an; ein kleines, müdes Lächeln zog ihre Mundwinkel herab.

„Es kommt noch anders, mein Kind. Je reifer das Herz ist, je schmerzhafter und unheilbarer die Wunden, die man ihm schlägt.“

Er setzte sich hin, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände; heiß quoll es in ihm auf, wenn er auf den Brief vor sich sah, aber darüber sprechen hätte er nicht vermocht.

Ein Laut riß ihn aus seinem Brüten, er kam vom Sofa. Da lag seine Mutter, die gerungenen Hände gegen das Gesicht gepreßt und weinte laut. Kein wildes, leidenschaftliches Schluchzen, aber ein Weinen, das dem Hörer das Herz zusammenpreßte, ein hoffnungsloses, verzweiflungsvolles Weinen, das wie ein breiter Strom alles aus dem Herzen unwiederbringlich herausschwemmt, was noch an Lebensfreude, Glaube und Glück zurückgeblieben ist.

Lothar nahm die Lippe zwischen die Zähne und sah

auf die weinende Frau. Um seinetwillen flossen diese Tränen; schuldlos — war er doch schuld an dem Unglück seiner Mutter. —

Ein schwerer, langer Abend schlich bleiern dahin. Mutter und Sohn sprachen wenig miteinander, was sollten sie sich auch sagen? In Lore war etwas zerbrochen, und noch wußte sie nicht, ob es ihr gelingen würde, diesen letzten Schlag zu überstehen. Niemals hatte sie im Ernst an eine Lösung ihres Bündnisses gedacht, nie damit gerechnet. Wie sollte sie sich nun im Leben zurechtfinden? Allein — trotz ihres Knaben! — Allein schon neben dem Manne, dem ihr Herz gehörte, aber dennoch geschützt und getragen in tausend Dingen, wie es ihr selbst vorkam.

Und ihr waren die Hände gebunden! — Um ihres Knaben willen verließ Bernd sie; ihren Knaben konnte sie nicht aus der Welt schaffen, also mußte sie sich beugen. Diesmal führte das Schicksal ein eisernes Schwert.

Sie blickte auf das sonst so frische, heitere Knabengesicht, das ihr im Profil zusaß. Wie hatte es sich verändert! Ein merkwürdig unkindlicher Zug stand deutlich darin, den sie bisher niemals wahrgenommen hatte, als sei der eiserne Wille eines reifen Mannes plötzlich hineingemeißelt.

„Armer Junge, was wird dir noch das Leben bringen!“ dachte sie schmerzlich. —

Beim Gutenachtsagen faßte Lothar seine Mutter heftig um den Hals. „Weine nicht, Mama! Es wird noch alles besser als du denkst.“

Er fühlte, wie sie zitterte. Die ganze Qual, die in ihrem schlanken Körper tobte, teilte sich ihm mit, obgleich sie bestrebt war, sie ihm zu verbergen. Er brauchte nicht zu wissen, daß sie um ihn litt. Was konnte er dafür — und es würde ihn kränken.

Als er schon halb zur Türe hinaus war, rief sie ihn noch einmal zurück. „Küsse mich doch, mein Sohn!“ sagte sie und legte mit geschlossenen Augen den Kopf in den Nacken.

Lothar küßte sie. Und unter den warmen, roten

Knabenlippen dachte sie: „Wenn ich heute nacht stürbe, würde dieser Kuß ihm ein Trost sein.“

Ihr war sehr schlecht zumute, aber sie starb nicht, sondern hörte Stunde um Stunde schlagen. Nachhelfen wollte sie nicht, so sehr sie der Gedanke auch lockte — um ihres Kindes willen nicht. —

XXXI.

Lothar stand in seinem Mansardenstübchen am Fenster und sah zu dem gestirnten Himmel auf. Wieder hatte er die Unterlippe zwischen den Zähnen und jenen seltsamen unkindlichen Blick in den Augen.

„Irgendwo wird ja wohl Platz für mich sein,“ dachte er und nickte den flimmernden Sternen zu. „Nur hier auf der Erde bin ich überflüssig und ein Störenfried. Aber Mama soll Onkel Bernd wiederhaben.“

Ein Schatten fiel über sein Gesicht, und er sah die weiße Katze an der Fensterluke stehen und zu ihm hineinäugen. Er lockte sie, aber sie kam nicht, sie ging ihren Weg weiter.

„Du hast es gut,“ dachte er verbittert hinter ihr her, „du grämst dich um nichts. Ob Hertha hier ist oder nicht, ob ich überflüssig bin und nun auch gehen will, dir ist das ganz gleichgültig. Schadet nichts! Hart muß man sein, wenn man sich zu etwas entschließen will, zu etwas, das ja recht schwer ist.“

Er schloß das Fenster, denn es war kühl, und kroch in das Bett, obgleich sich sein hämmerndes Gehirn noch lange nicht beruhigt hatte.

Mitten in der Nacht schreckte er auf mit fliegenden Pulsen. Er hatte einen bösen Traum von seiner Mutter gehabt, und Angst und Unruhe quälte ihn. Er rannte hinunter in den dritten Stock und öffnete leise mit seinem Schlüssel die Korridortür.

Wie damals fiel aus dem Wohnzimmer ein heller Licht-

schein in den Salon, und fröstelnd schlich er unhörbar näher und sah durch die nur angelehnte Tür.

Da stand seine Mutter im weißen, schleppenden Nachtgewand am Tisch und träufelte aus einer Flasche etwas in ein Glas. Sie sah geisterhaft, unirdisch aus, mit dem blassen Gesicht und den losen, dunklen Haaren. Jetzt ergriff sie das Glas, hielt es gegen das Licht und setzte es an den Mund. In demselben Augenblick packte Lothar ihre Hand.

„Mama!“ Qualvoll, mit zusammenschlagenden Zähnen preßte er es heraus. Sein Gesicht war ganz verzerrt vor Angst, seine Finger eiskalt.

Sie sahen sich stumm in die Augen, und Lore begriff, daß ihr Sohn sie verhindern wollte, sich den Tod zu trinken, daß er das fürchtete, und . . . so ganz unrecht hatte er ja vielleicht nicht. Sie wollte es darauf ankommen lassen, ob die dreifache Dosis ihres sonstigen Opiates ihr nur Schlaf oder mehr bringen würde. Sie wollte Ruhe, sie brauchte Ruhe um jeden Preis. — Nun klirrte das Glas auf dem Tisch, und Lore schlang beide Arme um ihr Kind.

„Nein, nein, das darfst du nicht denken — ich habe ja immer noch dich!“ murmelte sie ihm in das Ohr.

Ihn schüttelte es wieder aufs neue. „Warte es nur ab, Mama!“ murmelte er. „Warte es nur ab, du sollst wieder glücklich werden! Morgen gehe ich zu Onkel Bernd.“

Sie stieß einen Ruf der Befreiung aus. „Du! Ja, du! — Geh zu ihm, mein Lothar! Sage ihm, daß ich ohne ihn nicht leben kann, daß ich ihn lieb habe!“

Schluchzend, stammelnd drückte sie den dunklen Kopf immer wieder an ihre Brust, küßte ihn, weinte und lachte. Lothar hielt still; aber in ihm wurde es so stumm und kalt, gerade als wäre da etwas erfroren — gestorben. — —

Der nächste Tag war Sonntag und Bernd am Vormittag zu Hause. Ganz früh schon wurde ihm sein junger Besuch gemeldet. Er fuhr aus dem Bett in die Höhe. Ehe er aber noch etwas sagen konnte, stand Lothar schon im Zimmer.

„Geniere dich nicht, Onkel, ich sehe einstweilen zum Fenster hinaus; aber ich muß dich dringend sprechen.“

Wohl oder übel fügte sich Bernd, stand auf und machte notdürftige Toilette. Dem unerwartet an ihn herantretenden Zwang widersetzte er sich selten, und dann sah Lothar so anders aus, so fremd, so verfallen. Er fühlte doch, daß er weder Mutter noch Sohn fremd gegenüberstehen konnte, so sehr er sich auch dazu entschlossen.

„Was willst du denn?“ fragte er und setzte sich auf einen Stuhl.

Lothar kam näher, blaß, mit niedergeschlagenen Augen, kaum noch ein Schatten seines früheren Selbst.

„Bist du krank?“ fragte Bernd unwillkürlich erschrocken.

„Nein, Onkel.“

„Aber du siehst schlecht aus.“

„Es ist die Angst um Mama.“ Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Sinn, daß er hinzusetzen müßte: „Und Hertha ist fort, und ich bin so allein —“ denn dieser Mann war ja noch kürzlich sein Vertrauter, sein Freund gewesen, von dem er sich verstanden glaubte. Dann fiel ihm ein, daß er ja sein böseſter Feind war — immer schon — der Mann, dem er zu viel im Leben war. Und er schwieg.

„Was fehlt Mama?“

„Onkel, du mußt wiederkommen! Sie wollte sich in der Nacht umbringen,“ sagte eine hilflose, zitternde Knabenstimme. „Ich — was bin ich ihr! Dich nur hat sie lieb, nur dich!“

Erschüttert sprang Bernd auf und faßte den Knaben an der Schulter. „Nein, Kind, das bildest du dir ein!“

„Sie hat es mir selbst gesagt, in der Nacht — weißt du — wie ich dazu kam.“

Bernd schlug die Hände vor das Gesicht, die Augen feuchteten sich ihm. So viel Liebe! So viel Liebe von seiten der Frau! So viel Nachgiebigkeit von seiten des

Knaben! Und er, er allein herzenskalt und überlegend — ein Egoist.

„Lothar," sagte er weich, plötzlich alle bisher gefaßten Entschlüsse über den Haufen werfend, „glaubst du, daß deine Mutter sich freuen wird, wenn ich mit dir jetzt zu ihr gehe?"

„Ja, Onkel, sehr! Darum wollte ich dich gerade bitten."

„So warte! Ich ziehe mich gleich fertig an."

Der Knabe blickte auf ihn hin mit den dunklen Augen, in denen doch kein Schimmer von Freude über seine gelungene Mission aufleuchten wollte. Er rieb sich erregt die Hände.

„Und was ich noch sagen wollte — ich will fortgehen und nicht mehr zwischen euch stehen," sagte er tonlos. „Die Mama ist doch glücklicher mit dir als mit mir."

Bernd fuhr herum. Die Worte bohrten sich wie ein Stachel in sein Gewissen. „Warum willst du fortgehen?" fragte er herzlich. „Können wir nicht zusammen leben, vergnügt und zufrieden — wir drei, die wir nun einmal aufeinander angewiesen sind?"

Der Knabe schüttelte den Kopf. „Ewig stehe ich zwischen euch, hast du gesagt, Onkel. Darum will ich lieber gehen."

„Woher weißt du das, Lothar?"

Bernd unterbrach seine Tätigkeit und sah gespannt auf das Kind. Sein Gewissen wurde immer reger, und daneben überkam ihn ein schreckliches Mitleid mit dem überall Verjagten. Wie grausam von Lore, ihm das nicht erspart zu haben!

Lothar trat ans Fenster und blickte auf die Straße. Windzerzauste Bäume, die sich bogen und wanden um ihren letzten Blätterschmuck noch zu schützen, darüber eine blasse, melancholische Sonne, die weder leuchtete noch wärmte. Einen Augenblick schwankte er, ob er die Wahrheit sagen sollte. Dann überwand er sich.

„Als dein Brief kam, Onkel, und Mama wie tot hin-

fiel, und ich sie endlich auf dem Sofa hatte, da dachte ich, als ich deinen Brief sah, ich wollte doch einmal lesen, ob du mir böse warst wegen des Velozipeds oder wegen sonst etwas, und deshalb nicht kamst; dann wollte ich es ändern, damit Mama keinen so großen Kummer mehr zu haben brauchte. Na — und da stand es ja drin — ich stehe zwischen euch auf ewig."

Bernd faßte plötzlich den dunklen Kopf von rückwärts und zog ihn an seine Brust. „Das ist Unsinn, du — alles nicht wahr. Was schreibt man alles so hin? Ich habe dich lieb, mein Kerlchen, wie deine Mutter auch. Nimm dir das nur nicht zu Herzen!"

Lothar antwortete nicht. Erst nach einer Weile sagte er: „Nun habe ich mir vorgenommen, irgend wohin zu gehen, vielleicht zum Papa, vielleicht in eine Pension, vielleicht noch weiter! Ihr sollt nicht unglücklich werden durch mich. Ich bin von selbst gekommen; weil aber nirgends Platz für mich ist, will ich auch von selbst wieder gehen."

„Das wirst du nicht, Lothar! Du sollst einmal sehen, wie gut wir miteinander leben werden."

Er beeilte sich mit dem Anziehen so sehr er konnte, etwas Kaltes, Unbehagliches saß ihm im Nacken, Gewissensbisse quälten ihn. Daher sah er auch nicht, daß der Knabe geheimnisvoll vor sich hinlächelte.

Eilig, fast ohne zu sprechen, gingen sie miteinander nach Lores Heim. Lothar öffnete die Wohnzimmertür.

„Ich bringe dir Onkel, Mama!"

Lore sprang auf. Stumm und lautlos eilten die beiden Menschen, die so fest zueinander gehörten, sich entgegen und fielen einander in die Arme. — Mit einem seltsam hungrigen, jämmerlichen Blick stand der Knabe dabei und sah unbeachtet auf die Gruppe, dann ging er und schloß leise die Tür von außen. —

In seinem Mansardenstübchen trat er an das Fenster und riß es auf. Er hatte etwas Entschlossenes, Gewaltsames in seinen Bewegungen, seinem Äußern.

Der blasse, nüchterne Sonnenstrahl fiel herein, aber trotzdem er mitten in der Helle stand, fröstelte ihn. Ein paar Sperlinge schossen kreischend vorbei und verschwanden irgendwo unter dem Dache. Von der Bodentreppe her klang ein leises Miauen, er hörte es wohl und öffnete die Tür. Das weiße Kätzchen drängte sich ein und rieb sich schnurrend an seinem Bein. Er sah auf das Tier herab.

„Ja, du!" sagte er halb mitleidig. Dann hob er es auf und drückte seinen Kopf in das weiße Fell, genau wie Hertha es früher getan. Hertha! — Sein ganzes Herz zog sich qualvoll zusammen. Wenn sie noch hier geblieben wäre! Aber ihm ließ das Leben nichts! Gar nichts! Überall war er der Überflüssige. — Hertha! Ja, die würde um ihn weinen, wenn sie es erfuhr, aber sich dann auch trösten. — Sie sahen sich ja doch nicht wieder . . . Und wenn — in langen Jahren vielleicht — dann war sie eine andere geworden und brauchte ihn auch nicht mehr.

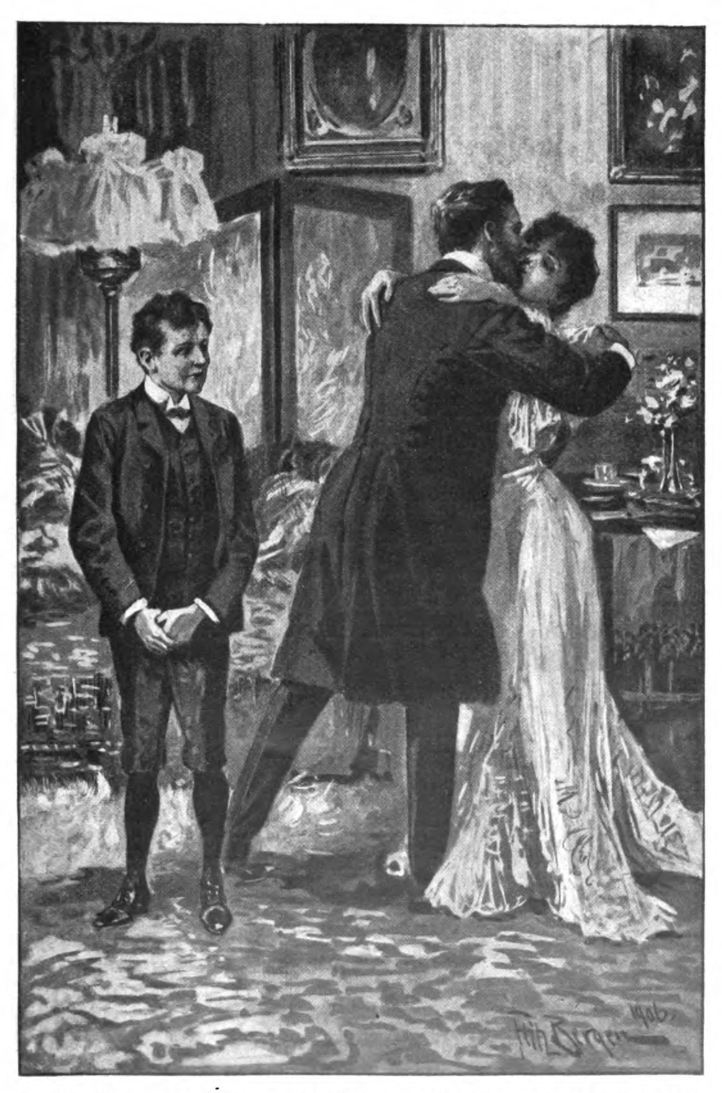
Nein — er hatte es satt, dies „immer beiseite geschoben werden"! Rechtschaffen satt. — Auch seine Mutter würde weinen — sehr sogar, denn sie hatte ihn doch lieb — auch Onkel Bernd vielleicht — aber nur wenig — und der Vater — vielleicht auch — „sie" natürlich nicht, sie würde lachen. —

Nun, ihm konnte es gleichgültig sein, das eine sowohl wie das andere. —

Wie schade, daß die Mama ihm keinen letzten Kuß mehr gegeben hatte — er sehnte sich so danach. — Aber Onkel Bernd hatte ja zwischen ihnen gestanden — und die Mama war so ahnungslos.

Hatte denn niemand eine Vorstellung davon, wie es in seinem Herzen aussah? Wohl keiner! — Sonst hätten sie doch mehr auf ihn geachtet — aber er hatte sich auch benommen wie ein ganzer Mann! Das war sein Stolz.

Nun ging er an das Aufräumen. Auf dem Tisch lagen die Schularbeiten von gestern noch in gräßlicher Unordnung. — Er brauchte keine mehr zu machen! — Lächelnd packte



Stumm und lautlos eilten die beiden Menschen, die so fest zueinander gehörten, sich entgegen und fielen einander in die Arme. Mit seltsamem Blick stand der Knabe dabei. (S.387.)

er sie ordentlich zusammen. Dann die Kleider — die Wäsche — alles tadellos. Vor dem Fach mit den Andenken, die seinem jungen Leben teuer gewesen, stand er lange nachsinnend still. Mamas Briefe — eine Schleife von Hertha — von Onkel Bernd eine alte Zigarettentasche, und seine Schulzeugnisse. — Auch ein altes Bild von Papa und den Kleinen. —

Er konnte füglich alles verbrennen — aber — wozu! —

Die Sonne war verschwunden, schwere graue Regenwolken hingen am dunklen Himmel. Lothar sah unter seiner Arbeit flüchtig hinauf.

„Ja, lieber Gott, du darfst mir wirklich nicht böse sein, daß ich so ohne Erlaubnis komme," dachte er kindlich. „Du siehst es doch selbst, daß auf dieser Welt nirgends ein Platz für mich ist. Du hast mich ja auch nicht gefragt, ob ich leben wollte, und dann hast du mir so viel Schweres zu tragen gegeben. Na — du weißt es ja! — Und außerdem meinen Stolz — den gabst du mir auch — und ich kann nichts dafür, wenn mir deshalb das Leben jetzt unmöglich ist. — Vielleicht ist auf irgend einem Stern doch ein Plätzchen für mich offen. Du wirst es schon wissen. — Sei mir also nicht böse. — Sieh, ich habe gar keine Angst." —

Nun war er mit Aufräumen fertig und legte die Schlüssel säuberlich auf den Tisch, dann blickte er sich noch einmal um.

Das Kätzchen maunzte leise, er öffnete die Tür. „Geh, Mies, jetzt kann ich dich nicht mehr brauchen."

Dann fiel ihm doch noch etwas ein. Er wollte der Mutter einen letzten Gruß hinterlassen.

Den Revolver neben sich, setzte er sich hin und schrieb:

„Liebe, gute Mama!

Sei nicht böse um das, was ich jetzt tue. Glaube mir, es ist am besten so. Zuerst wirst Du ja wohl weinen, aber dann doch einsehen, daß ich recht getan habe.

Für mich ist eben auf dieser Welt kein rechter Platz gewesen. Ich habe wirklich gar keine Angst, und ich bin schon nicht mehr ganz auf der Welt. — Mein Leben war mir zu schwer. — Gräme Dich nicht zu sehr, ich bitte Dich, Onkel Bernd bleibt ja bei Dir. Sage ihm, ich lasse ihn grüßen, und ich wäre wirklich kein bißchen traurig. Auch Hertha grüße, wenn sie wiederkommt.

Meine liebe, gute Mama, bitte, sei mir nicht böse. Ich war doch wirklich sehr unglücklich, daß ich überall zu viel war, wenn ich es auch nicht so sagen konnte.

Dein Dich bis in den Tod liebender Sohn

Lothar.

Ich habe Hertha furchtbar lieb gehabt.“ —

Er seufzte tief auf und strich mit der Hand über die Stirn, die ihm heiß und feucht war. Kein Glied an ihm zitterte. Ein feiner, häßlicher Sprühregen schlug von außen an das Fensterglas und verhüllte es wie mit leisem Nebel; im Zimmer war es fast dämmerig. Die blinkende Waffe in der Hand, legte sich Lothar auf das schmale, weiße Bett. —

* *

*

„Und nun wollen wir uns unseren Jungen holen,“ sagte Bernd lächelnd und legte Lore den Arm um die Schulter. „Er soll nicht mehr trennend zwischen uns stehen, sondern verbindend. Er ist doch ein ganzer Mann, der kleine Kerl! Energisch und zielbewußt in seinen Handlungen, und weich und liebebedürftig im Herzen. Komm, Lore.“

Als sie den Fuß auf die erste Treppenstufe setzten, kam die weiße Katze fauchend und schreiend an ihnen vorüber-

gestürzt; — mit gesträubtem Haar und wild aufgerichtetem Schweif verschwand sie in der Tiefe. —

Leise öffnete Lore die Türe zu Lothars Zimmer. Das graue Nebellicht umfloß sie und schien sie plötzlich gewaltsam nach oben zu reißen, sie reckte sich hoch auf und stieß einen Schrei aus — einen fürchterlichen Schrei. — Dann sank sie bewußtlos neben der Leiche ihres Knaben zu Boden.



Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

